Eduard Fuchs und Alfred Kind

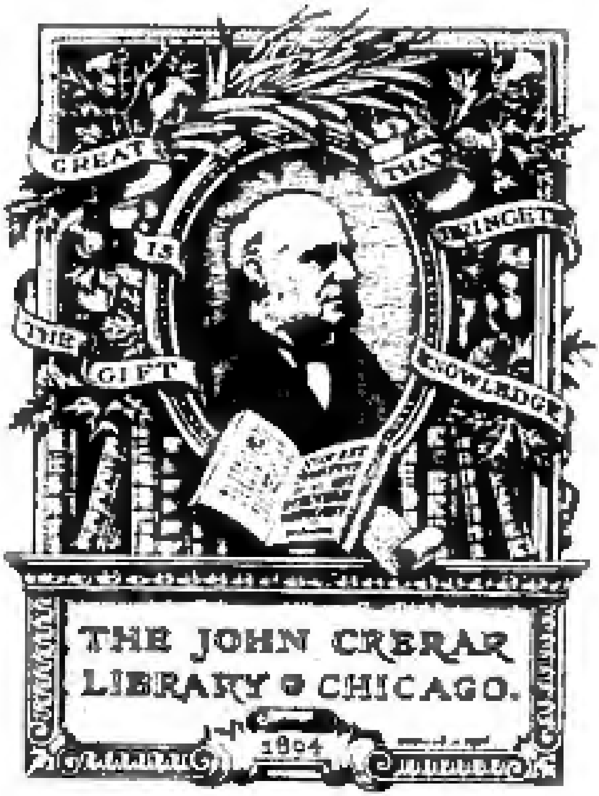
Die Weiberherrschaft

in der Geschichte der Menschheit

Erster Band

Verlag Albert Langen

Digitized by Google



Digitized by Google

d by Google

Digitized by Google

Die Weiberherrschaft

Digitized by Google

Die ersten zweihundert Exemplare dieses Werkes wurden auf feinstes Kunstdruckpapier abgezogen, in Halbfranzbände schön gebunden und handschriftlich numeriert. Der Preis dieser Liebhaberausgabe ist achtzig Mark

Aus der Laterna magica des Lebens
Schattenriß von Michel Delapoche. 1833

Digitized by Google

THE JOHN CRERAR LIBRARY

Eduard Fuchs und Alfred Kind

Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit

Mit 665 Textillustrationen und 90 Beilagen

Erster Band

Erstes bis zehntes Tausend

Verlag Albert Langen / München

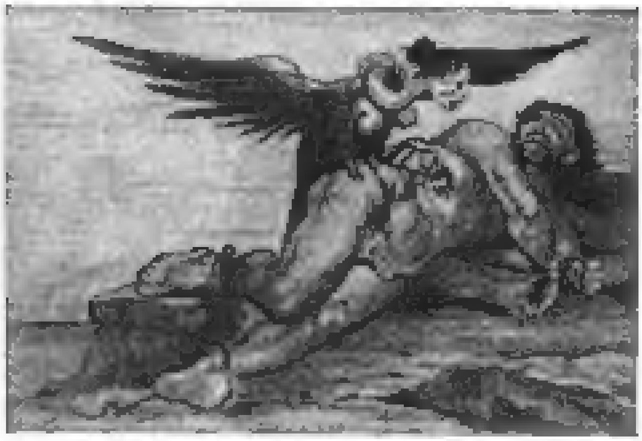
Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. (Siehe auch Art. 3 der Übereinkunft zwischen Deutschland und Rußland zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst.)
Copyright 1913 by Albert Langen, Munich

Albert Langen Eduard Fuchs Alfred Kind

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Buch- und Kunstdruckpapier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Digitized by Google



Prometheus-Qualen
Ältere französische Buchillustration

Vorbemerkung

Idee, Entwurf und Text dieses Werkes stammen, nach langen Vorarbeiten, allein von Alfred Kind.

Die Illustrationen sind, gemäß den vor drei Jahren aufgestellten Direktiven, von Eduard Fuchs besorgt worden.

Die Entscheidung über die Aufnahme der einzelnen Bilder in das Werk geschah gemeinsam.

Zehlendorf bei Berlin, im Oktober 1913

Eduard Fuchs — Alfred Kind

425620

Digitized by Google

Das ewige Rätsel
Sphinx für den Park von Schönbrunn. Gestochen von [illegible]

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbemerkung	V
Inhaltsverzeichnis	VI—X
Einleitung	1—40

Aus der Geschichte der Sexualforschung. Methode der Betrachtung. Sittliche Entrüstung. Das zeitlose Motiv. Die Unterdrückung der Frau und die Herrschaft des Weibes. Die Emanzipation des Mannes. Masochismus und Sadismus. Der Masochist als Künstler. Der Mystiker. Ellis Park. Odysseus. Restif de la Bretonne. Die Apotheose des Weibes. Der Kulturhistoriker. Mariendienst. Aristoteles und Phyllis. Das Leitmotiv. Zusammenfassung.

Digitized by Google

Seite

I. **Weib und Mann** . . . . 61—72
Vom Unterschied der Geschlechter. Ei- und Samenzelle. Jungfernzeugung. Das kurzbeinige Geschlecht. Schönheitskanon. Die Enttäuschung der Entkleidung. Hirngewicht. Humor. Das erotische und das ästhetische Schönheitsideal. Mode. Rasse. Konstanz der Körperform. Konstante Eindrucksfähigkeit. Korpulenz und Vornehmheit. Fingernägel. Frauenmästung. Soziale Lage und Frauenschönheit. Hottentotten-Venus.

II. **Die Umwerbung** . . . . 73—96
Verlust und Lust. Unterschied beim Weibe. Die seelischen Wurzeln der Prostitution. Das Liebesspiel der Tiere und Primitiven. Männliche und weibliche Tanzbewegungen. Gesellschaftstänze. Heiratsanzeigen. Eva und Adam. Apachenduell. Zweikampf. Kniefall und Handkuß. Das Einhorn. Der Liebesbriefbogen.

III. **Die seelischen Spannkräfte** . . . . 97—129
Willensfreiheit. Indeterminismus. Zufall. Energiegesetz. Determinismus. Aktiv und passiv. Willensfähigkeit und Intensität des Willens. Die Schwelle vor der Kraft. Gleichgewicht zwischen Trieb und Willenskraft. Widerstreit von Motiven. Variabilität. Triebstärke. Triebrichtung. Persisch-arabische Folklore. Verschwendungs-Lusthandlungen. Teleologie. Polygamie und doppelte Moral. Erotische Reaktionsfähigkeit. Leidenschaftlichkeit. Männerrecht. Geschlechtsfreiheit. Kompromißnatur der Ehe. Seeleute. Unsichtbare Idee.

IV. **Machtkitzel und Demut** . . . . 130—184
Der Kampf der Geschlechter. Übermacht und Vorrecht. Die Zähmung der Widerspenstigen. Lust und Leid. Schmerzempfindung. Flagellantischer Hautreiz. Überkompensation. Hinwenden der Aufmerksamkeit. Das Treten. Erhaltung der Art kein bewußtes Ziel. Das Gebiet der künstlerischen Produktion. Hypnose, Suggestion und Willen. Winterschlaf der Fakire. Askese und Selbstverstümmelung. Standhaftigkeitsprüfung bei Pubertätsfesten. Machtgefühl. Seine Genese. Der Spiegel. Narziß. Räumliche Erhöhung des Weibes. Parteiurteil. Hampelmann und Elementargedanke. Pädagogik, Strafmittel und Masochismus. Die Mutter als Erzieherin. Willensdressur. Venus und Amor. Die Markgräfin von Bayreuth. Jesuitenkollegium. Heinrich IV.

V. **Das Untertanentum** . . . . 185—216
Die geborenen Führer. Politischer Masochismus. Volkswille und Gottesgnadentum. Der Ehrfurchtsschauer. Die verachtete Kanaille. Gruß und Anrede. Ohrfeigenduelle. Die langatmige Begrüßung. Grammatik. Die Assassinen. Marco Polo. Die marianische Ekstase. Propaganda Fide. Byzantinismus. Geburt des Königs von Rom. Missis Astor. Die Brautausstattung der Prinzessin. Bismarcks Pfeife. Der Anhimmelungsklub. Der Reporter. Lassalles Rechenexempel. Der Masochismus der politischen Karikatur.

VI. **Das Brutale im Mann** . . . . 217—264
Sade, der Masochist. Bedauerliche Nomenklatur. Ovid. Die komplementäre Doppelnatur. Flegeljahre. Gottfried Keller. Das feudale Herrentum. Russische Großfürsten. Rosas von Argentinien. Die gefeierten Sadisten. Das Interesse am Kriminellen. Beruf und Anlage. Der Lehrer. Der Richter. Die Frau und der starke Mann. Prügel und Zärtlichkeit. Das lebende Nadelkissen. Dolorosa. Die Brutalität der Masse. Flaubert und Karthago. Lynchfeme. Der Hintertreppenroman. Als Unterhaltung. Sozialisten und Bischöfe als Freunde der Prügelstrafe. Die Geißlerbrüderschaft. Obere und untere Disziplin. Ein schlagfertiger Franziskaner. Die hundertjährige Buße. Sonntagsruhe in Boston.

Seite

VII. Das herrische Weib . . . . 265—348

Der getretene Regenwurm. Bienenkönigin und Spinne. Jugendeindrücke. Die Tochter vom Gut. Die Machtbewußte. Männerverleihanstalt. Salambo. Die arabische Dame. Die Projektion im Künstlerischen. Der Haburel. Das Erdbeben von San Franzisko. Die Novelle vom Vampir. Der anbetende Mann. Knut Hamsun. Gösta Berling. Casanova. Spanische Galanterie. Goethe. Heine. Properz. Wedekind. Hannes von Lehnin. Wunsch-Symbolik. Equus eroticus. Die Floh-Malaine. Hund und Hündchen. Die Jüdin. Herrin und Sklave. Pantoffelheld. Das Hausregiment der Frau. Abraham a Santa Clara. Das Couplet. Alte Flugblätter. Der Ehemann als Karrenhund. Das künstlerische Konkretwerden einer abstrakten Idee. Bilder als psychologische Dokumente. Die Räuberkönigin. Fridolin. Die Dogaressa. Ein Versdialog. Das schriftliche Dokument. Kasuistik. Die Kaiserin Eugenie. Gesellschaftsspiele. Alp und Ghule. Anthropophagie. Die Karmeliterin. Prozeßheldinnen. Die Neu-Amerikanerin.

VIII. Das Mutterrecht . . . . 355—376

Bachofen. Mythische Zeit und Folklore. Novelle und erotisches Motiv. Weib und Glaube. Der gynäkokratische Typus. Der Übergang zu Prostitution und Vaterrecht. Das Privateigentum in der Urzeit. Der Hackbau. Wertschätzung von Mann und Weib. Polyandrie. Die Dienst-Ehe. Scheidungsrecht. Königstöchter und Priesterinnen. Frauenherrschaft am Sambesi. Das Regiment der Kamtschadalin. Weiberdorfer. Die Alt-Ägypterin.

IX. Die Frauenbewegung 377—400

Erotische Ursache. Die ethischen Damen und die vom Mutterschutz. Männerklubs und Frauensprachen. Karl Kraus. Frauenausstellung und Schabchen. Der Bund zur Bekämpfung der Frauen-Emanzipation. Die Gefängnisdirektorin. Die Ärztin. Mutterschaft und geistige Arbeit. Die Studentin. Lily Braun und verfehlte Hoffnungen. Der Geist des Mannes. Die Rindviehkönigin. Seltsame Frauenberufe. Amerikanischer Masochismus. Die Schlagworte der Journalisten. Die unverdorbenen Männer. Die Bürgermeisterin von Hunewell. Newyorker Schutzmänninnen. Die englische Prüderie und der furor uterinus der Suffragetten. Demonstration im Hydepark. Die frankierte Miß. Zerstörungswut.

X. Die Amazonen . . . . 401—432

Herodot und die Skythen. Penthesilea und Kleist. Die Amazone in der Kunst. Ethnologisches. Die unbesiegbare Prinzessin. Die Garde von Dahomey. Die Frauenkönigin Elisagbe. Missionar und Konkubine. Russische Reiterinnen. Cowgirls. Mademoiselle Théroigne. Die Guillotine. Der Damensattel. Moderne Chefreusen. Frauenduell. Richenen. Die Fechtlehrerin. Die professionelle Akrobatin. Damenboxerklubs. Schwimmerinnen. Die Skopzen. Operierte Genitalien. In Gott arbeiten.

XI. Die Frau und die Hosen . . . . 433—456

Wandelbarkeit des Schamgefühls nach Zeit und Ort. Chinesische und türkische Damen. Indianer ohne Kinderstube. Die Bedürfnisfrage beim Perser und Entrerier. Der klimatische Ursprung. Eskimofrau und Samoanerin. Männerhose und Weiberrock. Sekundäre Tendenz der geschlechtlichen Differenzierung. Das Lockmittel des Retroussé. Hosenpaar und Latz. Kurze und lange Hose. Die falsche Jungfrau von Orleans. Die Generalin Tiedtke. Die Schutzgöttin des deutschen Volkes. Miß Bloomer. Unterbeinkleid, Schmuck und Klassengegensatz. Der Kampf um die Hose. Der Hosenrock als Stauung des Verkehrs. Bettina von Arnim. Frauen, die als Männer leben. Seeräuberinnen. Eine männliche Zofe. Königin Elisabeth von England. Germanische Pruneco.

Seite

XII. Die Minne 457–480
Moralische Bewertungen. Tagesinterpretation. Maitrank und Minnesold. Leibdinger. Der Duc de Nemours. Curtesie. Die Livree der Damen. Strümpfe und faveurs. Ritter Bayard. Die emprise. Irrende Ritter. Der Handschuh. Lösegeld. Die dreißig Überwundenen. Das Cartel. Die Ehre der Damen. Abschiedsthränen. Devisen und Servants d'amour. Turniere. La lance des dames. Schiedsrichterinnen. Ein Schreiben des Jehan de Chassa. Der Chevalier-Esclave. Die Troubadours und ihre Lieder. Guillem de Cabestaing. Beatrix von Die. Das Cicisbeat. Cavalieri serventi. Mutterrecht und Feodalität. Der psychologische Zusammenhang. Sittliche Ehrlichkeit.

XIII. Der Fetisch 481–536
Portugiesischer Plunder. Animismus. Der Fetisch der Völkerkunde. Die Medizinmänner. Die Furcht. Ein Weltsystem im Dunkel. Kasuistik. Der Fetischismus der Pathologen. Krafft-Ebings Monstrum. Der locus indebitus. Moraltheologie. Kriminalität und ethische Gegenmotive. Genusszeichen und Individualzeichen. Männliche Eigenschaft. Objekt und Person. Getragene Kleidung. Aktive Schilderung. Die Onanie-Schmäher. Hufeland. Die untere Extremität. Die Memoiren des Pantoffels. Lokalisation des Schamgefühls. Die spanische Königin. Exhibition. Nebenmotive der Darstellung. Couplesbühne und Café. Der Fuß der Chinesin. Hühneraugen. Einseitige Schuhverehrung. Die Anzahl der Genusszeichen. Das Rosenbukett. Kostüm und Travestieren. Der Teil und das Ganze. Die falsche Heldame. Richard Wagners Putzmacherin. Heinrich Heines Fußkuß. Pygmalion. Leo Taxil. Die wächsernen Damen. Die Hüftregion. Der Busen. Kimon und Pera. Das Haupthaar und Delila.

XIV. Das Sklaventum 537–584
Das Interesse des Publikums. Aktualität. Marcella. Der Kongo. Der Spezialkorrespondent. Haussklaverei. Sklavenzüchtung in Angola. Sklavenjagden im Sudan. Die menschliche Schießscheibe. Geschworene und kommentmäßige Behandlung. Großgrundbesitzer in Yucatan. Weiße Arbeitslose unter dem Hammer. Die sprachliche Abschaffung der Sklaverei. Der fließende Gegensatz. Die Weltstädterin. Arbeiter und Kuli. Knecht muß Knecht bleiben. Paulus, Urchristentum und Luther. Hamaljar beschäftigt. Paul Peggers Tagebuch. Lukoscha und Reitsklaven. Züchtung von Sklaven-Instinkten. Reiten, Tragen, Fahren. Schamlosigkeit. Die Russin. Die Kreolin. Gewöhnung der Frauen an sklavische Bedienung. Preußische Junker und Wunsch-Verleumdung. Das Dienstmädchen. Teilnis und Verlust. Chrysis und Djala. Das Schleppkleid.

XV. Die Mythologie 585–632
Mythos und Folklore. Salome. Pseudomarcus. Livius. Seneca. Kirchenväter. Philippine Engelhard. Salomes Tanz bei Flaubert. Herodias und Heine. Die ewige Jüdin. Die erledigte Salome. Der Zeremonienmeister und König. Aristoteles. Ein altdeutsches Gedicht. Lay d'Aristote und Germanist. Die Wormser Fastnachtsbühne. Auffassung der Kunsthistoriker. Eine Madame vom gezügelten Teufel. Bürgers Prinzessin Europa. Dejanira und Nessus. Andere Reitmotive. Diana, Aktaeon und Kallisto. Potiphar und Joseph. Delila und Simson. Susanne. Circe und westafrikanische Weiberherrschaft. Omphale und Herakles. Salome.

XVI. Die juristische Auffassung 633–656
Ein omnipotentes Fach. Die Suche nach dem Normalmenschen. Rechtskraft. Helene Fourment. Pfefferkuchen. Die Komik der Dinge. Definition des Obszönen. Freiheit und Zwang in der Liebe. Primäre Reize. Zwei Komponenten. Der erotische Witz. Schlegels Lucinde. Eine Urteilsbegründung. Psychologische Faktoren.

Seite

XVII. Geschichtliche Spiegelungen . . . . 657—688

Der gynäkokratische Typus. Theodora und Antonina. Die Psychologie der Verleumdung. Lucrezia Borgia. Marie Antoinette. Elisabeth von Rußland und Katharina II. Gräfin Dubarry. Lola Montez. Mätressen. Mrs. Fitzherbert. Schönheiten. Ninon de Lenclos. Lady Hamilton. Die Ehrbaren. Frau von Maintenon. Ehefrauen. Karoline von England. Stürmerinnen. Théroigne de Méricourt. Die Dämonischen. Mme. de Montespan. Baronin Krüdener. Der Trank von schöner Hand. Die Voisin, Brinvilliers und Ursinus.

Schlußwort . . . . 689—695

Register . . . . 697—712

Das Wundertier

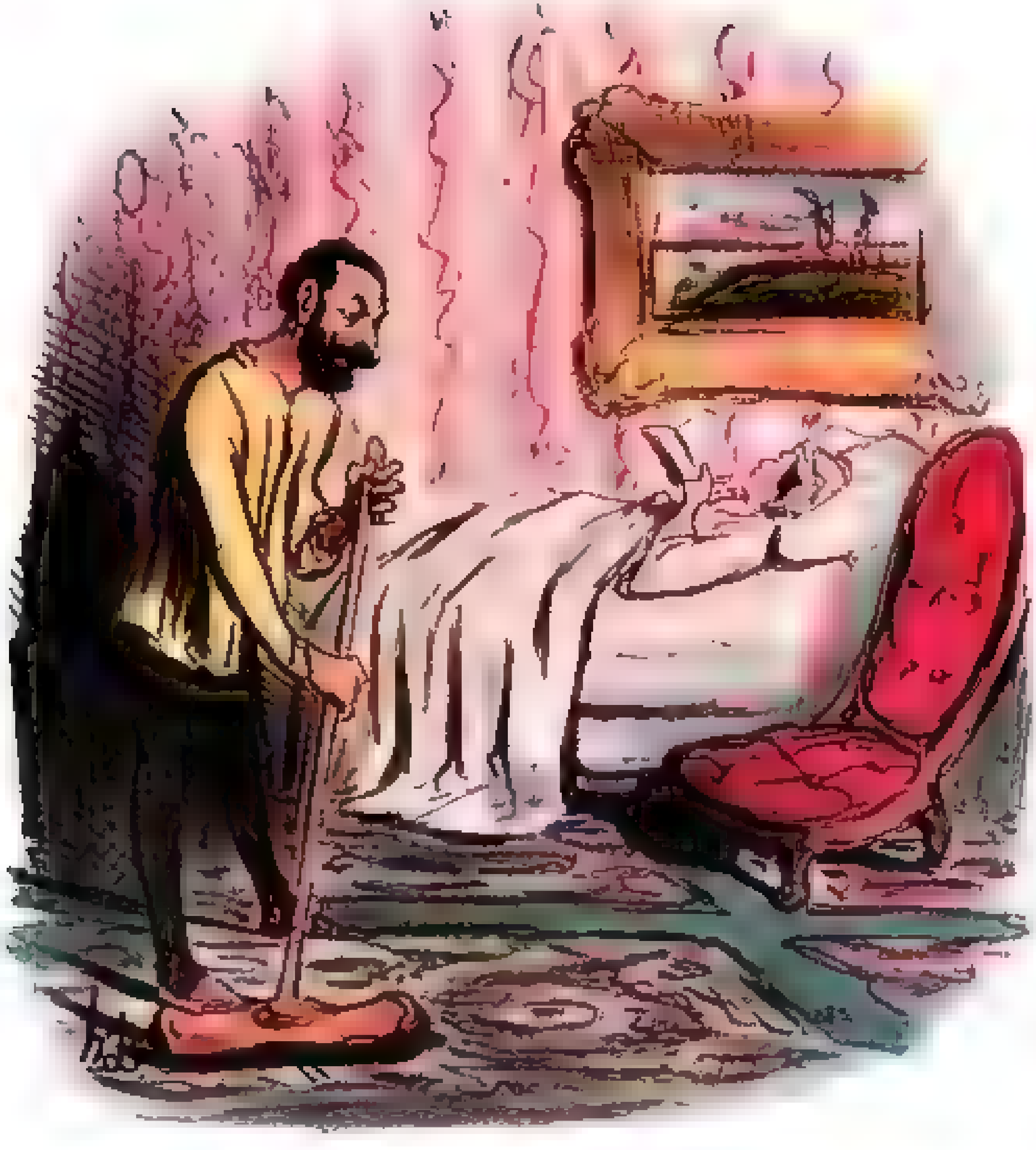
Radierung von Armand Rassenfosse. Um 1905

Digitized by Google

Erster Band

D r Nachtreue

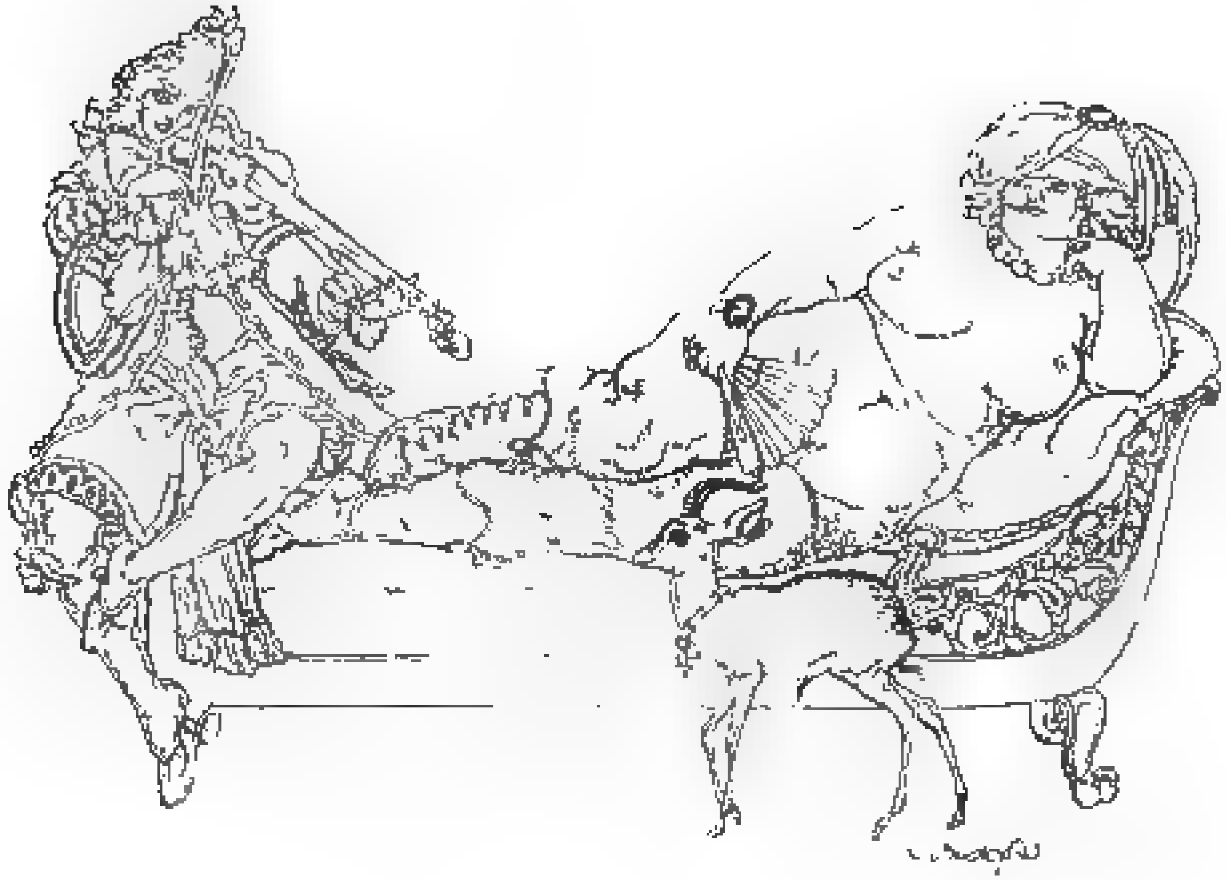
Kupfer von W. [illegible]



SIE und er

Farbige Lithographie von Honoré Daumier. 184[illegible]

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft" Albert Langen, München



1 Die Sultanin. Zeichnung von F. Christophe. Aus dem Simplicissimus [illegible]

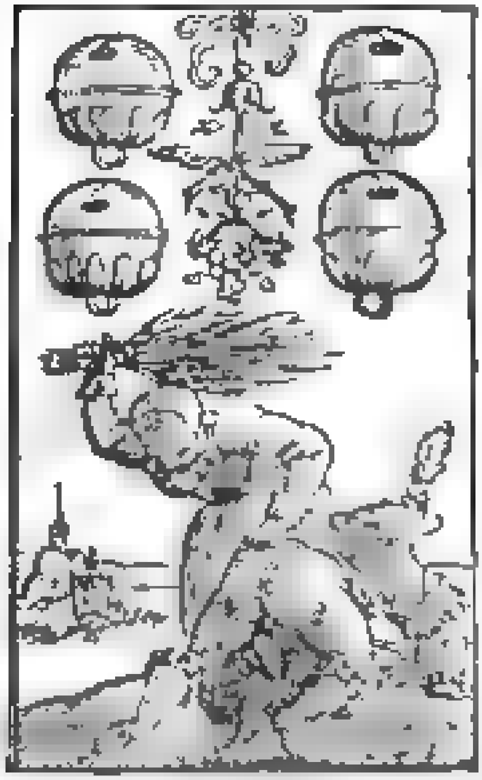
Einleitung

Aus der Geschichte der Sexualforschung. Niemals früher ist das Verhältnis der Geschlechter so sehr Gegenstand der öffentlichen Diskussion gewesen, wie jetzt seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Man kann sagen, die große Mehrheit des Volkes, wenigstens bei uns in Deutschland, nimmt teil an Erörterungen, die noch eine Generation zuvor nur von wenigen Fachleuten behutsam tastend auf die Tagesordnung engerer Gelehrsamkeit gesetzt worden sind.

Wenn wir es kurz überblicken, war der Gang der Entwicklung ungefähr folgender. In der Ohrenbeichte, diesem intensivsten Machtmittel, spann der Klerus seine geheimnisvollen und suggestiven Fäden einer ganz persönlichen Beredsamkeit um die in allen Lebensnöten zappelnde Laienseele. Das ganze Dasein mit all seinem Tun und Lassen mußte durchdrungen, erforscht, geleitet und je nach Bedarf unterdrückt oder angespornt werden. Für den Priester stellte es sich bald heraus, wie vielfach und verschlungen die Motive menschlichen Handelns aufs Geschlechtliche zurückgehen, wo hier vielleicht der stärkste Hebel anzusetzen sei. Nicht jedes Mitglied der Gemeinde kommt zu Ge-

wissensqual und Reue, weil es Mord und Totschlag verübte, oder Diebstahl und Unterschlagung, oder auch nur, weil es verleumdete oder falsches Maß gab. Aber jeder kam in Kollision mit der „sündigen Fleischeslust“. Dies Gebiet war um so wichtiger, als es sich beim näheren Studium als höchst mannigfaltig herausstellte und der Richter wohl immer in der eigenen Subjektivität befangen war. Über *andere* ethische Konflikte zu urteilen, war ein leichtes. Aber die Interna des ehelichen Lagers oder die ersten erotischen Gedankenregungen einer Jungfrau (von denen die heutige außerkatholische Moral weiß, daß sie keinen Dritten was anzugehen haben), die machten zuerst ein ratloses Köpfezerbrechen. Das Ingenium der Jesuiten überwand auch diese Schwierigkeiten und schuf zum ersten Male, wenn wir von den antiken und orientalischen Lehrbüchern der sogenannten Liebeskunst absehen, eine richtige Sexualwissenschaft, deren *tatsächliche* Feststellungen uns ebensoviel Anerkennung abnötigen, wie uns der ganze Zweck der Übung und die unglaublich frauenfeindliche Tendenz empören. Claret, Debreyne, Liguori, Gury, Sanchez, Busenbaum sind ein paar der Hauptmatadore dieser lateinisch geschriebenen Theologia moralis, aus der sich noch heute die angehenden jungen Priester in den Seminaren über alle möglichen und, man kann beinah sagen, unmöglichen Einzelheiten des Sexuallebens unterrichten, um vorkommenden Falls zu wissen, wie über die Angelegenheit zu entscheiden ist. Ich werde Gelegenheit haben, auf solche Einzelheiten der Forschung einzugehen, und man wird sehen, daß die Moraltheologen öfters schärfere Beobachter sind als die heutigen Mediziner.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dies priesterliche Wissen vom menschlichen Geschlechtsleben niemals Gegenstand einer allgemeinen und öffentlichen Diskussion gewesen ist. Jeder einzelne wurde zwar in der Beichte ausgefragt, während heute in der ärztlichen Sprechstunde nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Gesamtheit zur psychischen Untersuchung kommt und noch dazu alles „Patienten“, die entweder unter einem Extrem der erotischen Veranlagung leiden oder wegen irgend eines Verstoßes gegen die Sittlichkeitsparagraphen des Strafgesetzbuches ein Gutachten über die beliebte vorübergehende Störung der Geistestätigkeit nachsuchen. Aber das priesterliche Wissen ist immer ein *Geheimwissen* geblieben, das dem Laien ebensowenig zustand wie das Lesen der Bibel. Kein Wunder, daß das Römertum in unserem Geistesleben sich heftig gegen solche Diskussionen erhebt, weil es sich in seinem Alleinbesitz geschädigt sieht, genau so, wie die Geheimbünde der Südsee, z. B. der Duk-Duk, den Uneingeweihten bei Todesstrafe verbieten, hinter das Abrakadabra ihrer Maskenzeremonien zu kommen.



1. Derbe Hausmannskost

[illegible] Holzschnitt von Peter Flötner [illegible]

Betrachten wir an einem Beispiel, wie der Versuch eines weitblickenden Gelehrten ablief, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts die sexuelle Frage, wenn auch nicht in aller Form aufs Tapet zu bringen, so doch unbefangen zu streifen. *Pierre Bayle* gab anno 1697, als er selber fünfzig Jahre alt war, seinen Dictionnaire historique et critique heraus, ein gigantisches Werk gelehrten Fleißes in vier eng

bedeutsamen Folianten, das für alle späteren Enzyklopädien vorbildlich geworden ist und in alphabetischer Reihenfolge die wichtigsten Fragen des damaligen allgemeinen Wissens behandelte. Es ist klar, daß in solchem Werk unter andern juristische, mythologische und geschichtliche Dinge berührt werden mußten, die ins Sexuelle hinüberspielten. Darob Geschrei und Entsetzen auf der ganzen Linie der Perückenträger. Eine Flutwelle von Beschimpfungen brach über den Verfasser herein. Wie konnte er den „Schmutz" aus der Gosse sammeln, ein wissenschaftliches Werk zur Kloake machen, die Gemüter der Unschuldigen vergiften und so weiter. Bayle aber zog tapfer vom Leder. Er gab einer späteren Auflage einen Anhang bei „Über die Obszönität", in dem er die Heuchler nur so niederfädelte. Er wies nach, daß die Sexualität im Hirn sitze und mit uns geboren werde, was jetzt eben erst die Freud'sche Schule der Seelenforschung von neuem ermittelt hat. Er wies nach, daß es ganz unmöglich sei, erotische Vorstellungen zu vermeiden, weil sie von innen heraus und von selber entstehen. Wer die Asexualität so sportmäßig betriebe, daß er jede und jede obszöne Vorstellung von der Psyche fernhalten wolle, der müsse nicht nur taub und blind werden, sondern sich aus der Hirnrinde alle „diesbezüglichen" Erinnerungsbilder heraustrepanieren lassen. So lange man noch alles, was da fleugt und kreucht, mit Augen wahrnimmt, so lange man mehr als drei Dutzend Wörter einer Sprache versteht, so lange sei auch die Möglichkeit eines asexuellen Vorstellungslebens ein frommer Wunsch. Dem Bewußtwerden der Begriffe stehen wir machtlos gegenüber, sobald uns die Sinne von irgend einem obszönen Objekt einen Eindruck übermittelt haben. Der eigene Wille sei dabei vollkommen ausgeschaltet. Wäre für die Sittlichkeit das Vermeiden solcher Eindrücke Lebensbedingung, so müßte er entschieden vom Kirchenbesuch abraten: da werden Fehltritte getadelt, Verlöbnisse verkündet, vor der Begierde nach des Nächsten Weib gewarnt und so fort. Sei das nicht ein Anstoß zu weiteren Gedanken, die niemand verhindern könne? Überhaupt, führt er an anderer Stelle aus, sei die angeblich sittlichere Sprache der Gegner, ja das Wortgetue der Prüden und Preziösen nur eine Maske. Begriff und Vorstellung seien immer die gleichen. Früher in der „guten alten Zeit" habe man „Hure" gesagt,

1. Der Eier brütende Ehemann

Deutscher Holzschnitt um 1530

wie die Lateiner allezeit und unbedenklich von „meretrix“ sprachen. Jetzt klebe man eine neue Etikette darauf und nenne so eine Person Hofdame „Kurtisane“. Wie lange werde es denn dauern, bis auch dieser Titel anstößig sein werde? Dann könne man ja, wie es ein besonders zimperlicher Historiker schon jetzt tue, von Frauen reden, die sich „heiliger Werke enthalten“. Ob aber deshalb die Vorstellung von der Sache eine andere sei? Ob der Ausdruck „eheliche Pflichten“ eine andere Vorstellung erzeuge, als jenes Wort, das Hans Stoffel auf dem Dorfe gebrauchen würde? Alle Worte der Sprache seien bloß entweder fein oder ordinär, aber in bezug auf die Ideenassoziationen gleichwertig. Und dann komme in Betracht, es sei geradezu gerichtsnotorisch, daß wissenschaftliche Werke, wie das seinige, nicht den Vereinskränzchen konfirmierter Jungfrauen als Lesestoff zu dienen pflegen, und daß es etwas andres sei, ob ein erwachsener Mensch mit Willen ein derartiges Buch kaufe oder ob man etwa eine Dame, die gar nicht begehrt, in ihren Gedanken auf einen gewissen Punkt gelenkt zu werden, im Salongespräch mit der Darstellung eines sexuellen Themas belästigt, das vielleicht in jenem Buch durchaus am Platze ist.

Diese bedeutsamen Feststellungen Bayles haben immer noch ein aktuelles Interesse, wie man bei der Besprechung neuerer Gerichtsurteile über sogenannte flagellantistische Literatur sehen wird. Damals verhallte Bayles Unmut ziemlich ungehört. Als der allmächtige Literaturpapst Gott-

4. Europa besteigt ihren Stier

Gemälde von Paolo Veronese. Rom, Kapitolinisches Museum. Photo Anderson, Rom

sched, der in Goethens Gegenwart seinen Diener ohrfeigte, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine deutsche Ausgabe des Dictionnaire veranstaltete, konnte er sich nicht enthalten, die bösartigsten Glossen über Bayle hinzuzufügen. Man sehe, wie lieb ihm die „zotige" Materie gewesen sei, daraus, daß er ein ganzes Buch über eine Sache zu schreiben imstande gewesen, „davon ein anderer kaum eine halbe oder ganze Seite zu sagen vermocht oder für ratsam würde gehalten haben". Das Ärgste ist aber, daß er den Bayle verdächtigt, er habe nur aus buchhändlerischer Spekulation die Artikel „Lais", „Thais" und so weiter aufgenommen, damit seine Bücher desto „besseren Abgang" beim Publiko hätten. Bayle sei einer von den ungelehrten Herkulessen, die, anstatt einen Stall auszumisten, vielmehr allen Unflat, den sie finden können, in ihre Sammlung zusammenschleppen. Und der edle Gottsched druckt deshalb in der deutschen Ausgabe alles ungekürzt ab. Aber er wäscht seine Hände in Unschuld!

Wer nun etwa glauben möchte, daß die von Bayle gegeißelte spezielle Note der Heuchelei heutzutage in den Kulturstaaten ausgestorben sei, der würde gewaltig irren. In Deutschland weht freilich vorläufig noch etwas weniger muffige Luft, bis es den Staatsanwälten und dem Zentrum gelungen sein wird, alle Ventilatoren zu verstopfen. Aber in Frankreich konnte es geschehen, daß der Obermoralbonze Zola als Schmutzfink galt, nur weil er widerwärtige Szenen so realistisch schilderte, daß der Leser nichts mehr hinzuzudenken hatte. Hätte er nur angedeutet, sodaß die Phantasie des Lesers automatisch weiter gelaufen wäre und sich eben dieselben Szenen mit eben derselben Realistik von selber ausgemalt hätte, niemand hätte dann

5. Der Kopf des Holofernes unter Judiths Fuß
Gemälde von Giorgione. Petersburg, Eremitage
Photo F. Hanfstaengl, München

6. Venus und der schlafmüde Adonis
Gemälde von Paolo Veronese. Madrid, Prado. Phot. F. Hanfstaengl, München

sie in ihm den braven Spießer verkannt, der das Laster gebührend und kinodramatisch zugrunde gehen läßt. Und in England ist's gerade so. Wenn auf der englischen Bühne eine gefällige Dame zu solidem Tarif aufzutreten hat, so läßt man sie ruhig durch alle fünf Akte segeln, wofern sie nur verführerisch aussieht und schick angezogen ist, und man sich sein entsprechend Teil dabei denken kann. Wehe aber, wenn man erfährt, daß sie krank ist und rücksichtslos andere infiziert, oder gar, daß sie obszön redet, kurz, wenn ein Abbild des Lebens gezeigt wird, dann hat der unglückselige Dichter etwas Ekelhaftes und vor allem Unmoralisches auf die Bretter gebracht. H. Ellis, der hierfür Gewährsmann ist, setzt hinzu: Ekelhaft wäre dies schon, aber gerade aus diesem Grunde würde es moralisch sein; hier ist eine Unterscheidung zu machen, die der Psychologe nicht oft genug erklären und der Ethiker nicht oft genug betonen kann.

Während sich also die Sexualforschung als systematisches Geheimwissen nur in den Händen der Beichtväter befand, entstand scheinbar plötzlich innerhalb der letzten Jahrzehnte eine neue, und zwar rein medizinische Sexualwissenschaft, die von Liguoris Tifteleien über erlaubte und unerlaubte Handlungen nicht das geringste wußte. Es wird aber später Gelegenheit sein zu zeigen, daß auch hier, wie es stets zu gehn pflegt, indirekte und unbewußte Zusammenhänge mitspielten, insofern die medizinischen Untersucher sich von der jesuitischen oder schlechthin christlichen Geschlechtsmoral nicht freizumachen verstanden. Im Ganzen betrachtet, erscheint die medizinische Sexualwissenschaft, die jetzt mit wahrem Feuereifer von Berufenen und noch mehr von Unberufenen betrieben wird, als eine der vielen Spezial-Disziplinen der dritten Fakultät, hervorgerufen durch den heute herrschenden Drang nach gelehrter Arbeitsteilung, da kein einzelner mehr imstande sei, das gesamte Fach nach Art der früheren großen Ärzte zu beherrschen. Sieht man genauer hin, so erkennt man unschwer, daß die Wurzeln der Erscheinung schon ein beträchtliches Stück zurückliegen. Seit der Carolina von 1532 war es üblich gewesen, zur Begutachtung gewisser Strafrechtsfälle Ärzte hinzuzuziehen, und als die gerichtliche Medizin dann weiter ausgebaut wurde, bildete die kritische Beleuchtung von Sexualdelikten sehr bald ein stehendes Kapitel. Ein etwaiger Einspruch der Ärzte zielte meist auf eine erkannte Geisteskrankheit hin, und unter der Rubrik „Irrsinn" figurierte auch

die sexuelle Kasuistik. So finden wir es noch 1858 in Caspers großem Handbuch. Dann begann in den sechziger Jahren die unermüdliche Agitation des hannoverschen Amtsassessors Ulrichs, der unter dem Namen Numa Numantius eine Menge von Schriften über die Urningsnatur veröffentlichte und nicht nur auf die soziale Bedeutung dieses Sexualcharakters hinwies, sondern auch naturwissenschaftlich klingende Theorien aufstellte, die seitdem immer wieder hervorgeholt und neu aufgelackiert worden sind.

Damit war eigentlich eine öffentliche Diskussion schon eingeleitet. Völlig in Fluß kam sie durch den Wiener Irrenarzt v. Krafft-Ebing. Er erlebte zwölf Auflagen seines Hauptwerks. Ein erstaunlicher Erfolg dieses bedenklich einseitigen Buches, der nur durch die Tatsache begreiflich wird, daß der Verfasser im Laufe der Zeit über zweihundert „Fälle" zur Darstellung brachte oder meist von seinen „Patienten" in autobiographischer Form zur Darstellung bringen ließ. Diese Fälle interessierten eben hauptsächlich, weil es ebenso viele sexuelle Schicksale waren. Was der Irrenarzt für griechisch-lateinische Krankheitsnamen dazu erfand, konnte auf die Dauer nicht imponieren. Wir werden später sehen, wie gerade Krafft-Ebing mit seiner „krankhaften" Einteilung des Liebeslebens dem Jesuitismus nahesteht.

Im Gefolge Krafft-Ebings ergoß sich ein Strom von Publikationen, der immer noch nicht abebben will. Es wäre vergeblich, hier auch nur die Namen derer verzeichnen zu wollen, die zur

7. Vornehme Venezianerin im Bade

Gemälde von Tizian. Berlin. Kaiser Friedrich-Museum. Photo F. Hanfstaengl, München

Klärung (oder je nachdem: zur Verwirrung) der sexuellen Frage beigetragen haben. Nur die Hauptstichworte seien aufgezählt, die vielfach zum Feldgeschrei von Gruppen und Vereinigungen geworden sind: Sexualethik, Mutterschutz, Körperkultur, Neomalthusianismus, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Enthaltsamkeit, Ehereform, Homosexualität, Mädchenhandel, Abolitionismus, Eugenik, Aufklärung der Kinder und, vielleicht die radikalste Richtung: Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Alle diese Stimmen reden durcheinander, und der Chorus ist oft sehr widersprechend und disharmonisch. Worin sie einig sind, ist meist nur die Moral. Und da hat jeder seine eigene, nach Maß gefertigt, mit garantiert gutem Sitz. Dem andern aber ist sie zu weit und schlottert ihm um die Beine. Der dritte müßte die Knöpfe versetzen und würde dann noch drin aussehen wie ein Pickelhering.

5. Bestrafung des kleinen Herzbrechers
Kupferstich aus dem Ende des 16. Jahrhunderts

* * *

Methode der Betrachtung. Wo es sich um eine größere Darstellung aus der Geschichte der Menschheit handelt, entsteht die Frage nach Ziel und Zweck der Arbeit. Denn eine bloß registrierende Beschreibung von einzelnen Gegenständen und ihre Aneinanderreihung nach Ähnlichkeiten, wie etwa in der Botanik oder Mineralogie, ist gegenüber den Erscheinungen des menschlichen Geistes- und Seelenlebens ausgeschlossen, weil hier nicht alle Beobachter durch die gleiche Lupe die gleichen Formen und Farben wahrnehmen, sondern jeder Betrachter die Dinge verschieden auffaßt je nach den wechselvollen Eindrücken und Stimmungen, die Lebensalter, Erfahrung, Wissen, Stand, Volk, Zeitströmung, Moral, kurz seine Gesamtanlage und sein umgebendes Milieu in ihm hervorgerufen haben. Hinzu kommt, ob er möglichst objektiv und unbekümmert Wahrheiten ermitteln will, oder ob er noch geheime Nebenzwecke im Auge hat und gewissen Personen, Kasten oder Völkern nützen oder schaden will. Der byzantinische Hofhistoriograph setzt seinen Helden die Gloriole aufs Haupt, auch wenn sie halbe Idioten waren, weil er um Geld und Vorteile lügt oder aus angeborenem Knechtssinn. Der biedere Demokrat dagegen, der sich in der Mitte zwischen Hoch und Niedrig fühlt, und häufig glaubt, den Zorn des Gerechten gepachtet zu haben, scheitert mit seiner Darstellung zumeist an der Klippe der sittlichen Entrüstung, besonders wenn es sich um Probleme des Geschlechtslebens handelt. Gerade bei der Mehrzahl der Kulturhistoriker älteren und neueren Datums kann man die betrübende Feststellung machen, daß der ruhige und klare Lauf ihrer Erzählung sogleich in wankende Verwirrung übergeht, sobald sie vor sexuelle Ereignisse zu stehen kommen, denen ihr eigener Horizont nicht gewachsen ist. Dann tritt die sittliche Entrüstung in Funktion. Ihre Skala ist immer die gleiche: Hohn, Empörung, Abscheu, Ekel und zum Schluß

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Sanfte Ermahnung des Unfugstifters Amor

Kupferstich von Porporati. Italienische Schule. 18. Jahrhundert

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

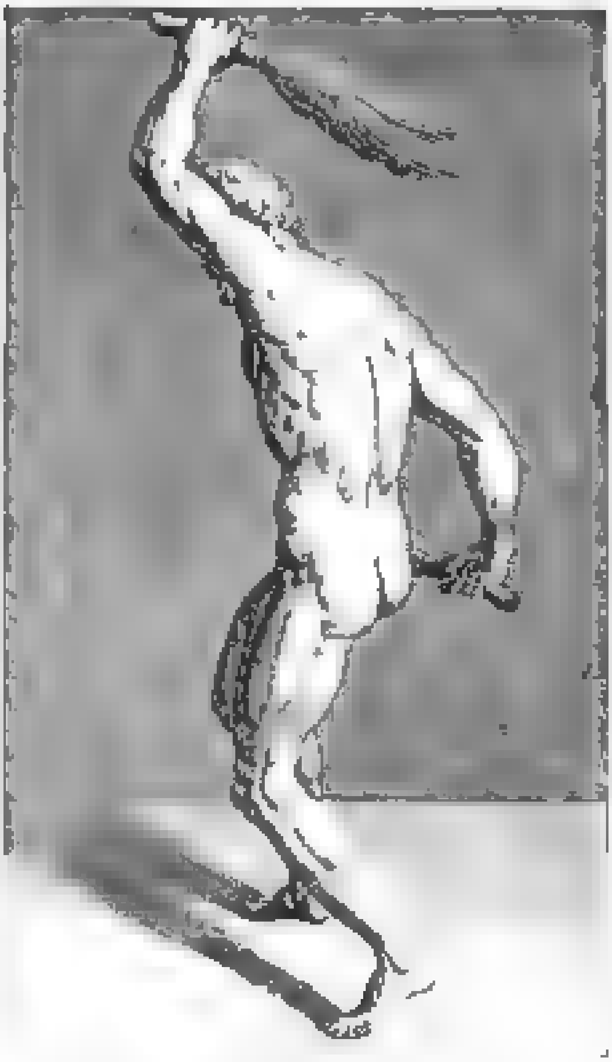
Albert Langen, München

THE
JOHN CR[illegible]R
LIBR[illegible]

ein Erbrechen von Schimpfworten. Der Autor wird fortwährend seekrank vor den Augen des Lesers.

Was bedeutet dies? Entweder die Entrüstung ist echt. Dann wird der Verfasser selber zum Studienobjekt. Denn die Reaktion seiner Psyche beweist für die geschilderten Dinge als solche gar nichts. Wohl aber, daß sie ihm persönlich fatal sind. Es gibt Leute, die beim Anblick von Butter in Ohnmacht fallen. Man würde es sonderbar finden, wenn einer von diesen ein Werk über den Weltkonsum an Butter und die Art und Weise des Buttergenusses bei den verschiedenen Völkern schreiben und uns dabei stets mit seinen Ohnmachtsanwandlungen belästigen wollte.

Oder die Entrüstung ist unecht. Sie ist es in der Regel. Ich habe dies immer wieder bestätigt gefunden, wenn es mir gelang, persönliche Analyse zu treiben. Was bedeutet sie dann? Jedenfalls Heuchelei und Lüge. Das innere Gegenteil der angeblichen Wahrheitsforschung. Es steht z. B. einer mit dem Opernglas hinter der Gardine und beobachtet ein Dienstmädchen, das gegenüber im dritten Stock die Fenster putzt. Und dann geht er hin und schreibt einen wutentbrannten Absatz über den Papst Borgia, der es wagte, Nackttänzerinnen so ungeniert zu bewundern, wie es jetzt die Elite der Münchener Schriftsteller- und Künstlerwelt getan hat. Solcher Moralrummel setzt besten Falls voraus: der Autor gibt zu, daß im lichtscheuen Dunkel, unter dem schmutzfarbenen Mantel der Nacht, alles natürlich und menschlich sein könne; aber wenn die Sonne der Öffentlichkeit scheint, sind alle Geheimnisse, die vor der Morgenröte gespielt haben, gleich Maulwurfshügeln im Garten mit Füßen zu zertrampeln.



9. Mittelalterlicher Flagellant

Kupferstich eines unbekannten Meisters der italienischen Schule

Der Leser wird nicht erwarten, daß ich diese traurige Aftermoral der sittlichen Entrüstung mitmache. Es kommt dem wissenschaftlichen Berichterstatter nicht zu, irgendwelche Handlungen, Ereignisse, Probleme oder Konflikte des Geschlechtslebens für gut oder schlecht, für himmlisch oder widerwärtig zu befinden. Der billige Lorbeer, ein eminent moralisches Buch geschrieben zu haben, mag den Traktätchenfabrikanten zur weiteren Würze ihrer Wassersuppen dienen.

Ziel und Zweck dieses Buches ist nun auch nicht die Aufdeckung zeitlicher Entwicklungslinien oder die Aufstellung sogenannter Gesetze, die stets nur Theorien und manchmal bloß Hypothesen sind. Es handelt sich auch nicht um wirtschaftliche Kämpfe einzelner Klassen gegeneinander oder um das Auf und Ab von Nationen und Rassen. Sondern um eine psychologische Auseinandersetzung über den Sexualcharakter des Weibes, in zweiter Linie seines männlichen Gegenspielers. Die dokumentarischen

Fuchs-Kind. Weiberherrschaft 2

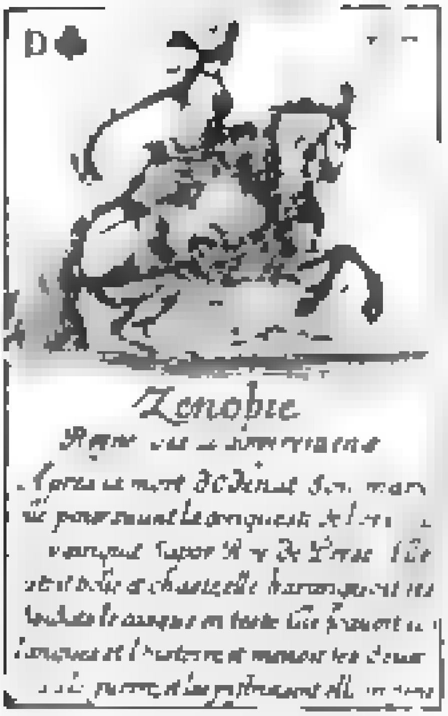
Belege hierzu in Wort und Bild dürfen verhältnismäßig wahllos, was Zeit und Ort anlangt, verwendet werden. Denn soviel steht fest: der innere Sexualcharakter des Menschen ist nahezu unabänderlich und keiner Wandlung fähig. Was wechselt, sind nur die im öffentlichen Leben jeweils zugelassenen Ausdrucksformen der sogenannten geschlechtlichen Sittlichkeit, worunter man nach einem stillschweigenden Übereinkommen eine geschlechtliche Unsittlichkeit zu verstehen pflegt. Denn die geschlechtliche Sittlichkeit im engeren Sinne erscheint in der allgemeinen Auffassung als etwas rein Negatives wie die Tugend der Jungfrau und läuft auf irgendeine Abstinenz von Lustempfindungen und Unterdrückung erotischer Impulse hinaus. Wenn wir also die innere Psychologie des Getriebes aufzeigen, so wird man erkennen, daß sie zu allen Zeiten und Orten dieselbe ist. So weit die menschliche Geschichte zurückreicht, sehen wir, daß die Sexualhandlungen in gleicher Variation und gleicher Qualität auftreten. Und weiter, jenseits der Geschichte zurück, haben wir ein Analogon bei den primitiven Volksstämmen der Erde. Man nimmt aus vielen Gründen an, daß diese in der allgemeinen Kulturentwicklung zurückgeblieben sind, also ein geistiges Niveau aufweisen, wie es die Vorfahren der heutigen Kulturvölker in der Bronze- und Steinzeit, ja vielleicht in der Zeit der Eolithen besaßen. Wir dürfen demnach mit Fug und Recht die Beobachtungsreihe lückenlos so weit nach rückwärts fortsetzen, daß wir nach einer bescheidenen Berechnung der heutigen prähistorischen Wissenschaft zu der Zahl von hunderttausend Jahren gelangen. Es werden weitere Analoga aus dem Tierreich zu streifen sein, ohne daß damit Schlußfolgerungen im darwinistischen Sinne verbunden werden sollen, die dann ja auf eine wiederum tausendfach längere Zeit zurückgreifen müßten.

Die Zeit ist also ohne nachweisbaren Einfluß auf die Abwandlung des Sexual-Instinktes geblieben. Daher dürfen alle Belege dafür gewissermaßen als *zeitlos* gelten. Sie sind ewig jung, haben ewig neue Geltung. So die Motive des erotischen Folklore. E. Grisebach hat den Nachweis erbracht, daß die Erzählung von der treulosen Witwe, die sich am Grabe des Gemahls mit dem Leichenwächter einläßt, nicht erst aus dem Altertum stammt (Witwe von Ephesus), sondern aus alten chinesischen Quellen, und daß sie von hier aus ihren Umlauf durch alle Literaturen der Welt angetreten hat, ohne daß der Erzähler des einen Landes von dem des anderen etwas gewußt zu haben braucht. Heut, wo die folkloristische Forschung weiter fortgeschritten ist, kann man sagen, daß das Motiv auch bei den Chinesen nicht autochthon entstanden sein wird. Es war ewig und allenthalben da, es ist gar keine Erfindung der märchenerzählenden Phantasie, sondern ein bedeutsamer Zug aus der Psyche des Weibes und allgegenwärtig, sobald es Weiber gibt.

Die Geschichte von der *Salome*, die jetzt wieder alle Gemüter fiebern macht, soll vor ungefähr neunzehnhundert Jahren in Galiläa passiert sein. Nehmen wir an, sie sei wirklich passiert, es kommt nicht darauf an. Jedenfalls ist die Geschichte aber zweihundert Jahre früher schon einmal passiert, wie man beim Livius nachlesen kann. Cato brachte eine Interpellation wegen des Vorfalles ein, da ein vornehmer Bojer das Opfer dieses Mordes aus erotischen Motiven geworden war. Und dasselbe Ereignis wird sich vordem und nachdem in der Geschichte der Menschheit öfter abgespielt haben, von Peter dem Großen wird die gleiche Herodes-Willfährigkeit berichtet. Noch öfter jedoch hat sich diese Szene im Hirn der Menschen als bloße *Vorstellung* abgewickelt, was für unsere Betrachtung den gleichen Belegwert besitzt. *Idee* und *Tat* sind in der Erotik von gleicher Qualität. Nur ist jene massenhafter als diese. Populär geworden ist das Salome-Motiv in der Fassung der Evangelien, und jeder von den ungezählten Malern und Dichtern, die das

10. Die Republik Venedig als majestätisches Weib

Deckengemälde von Paolo Veronese im Palazzo Ducale in Venedig. Phot. C. Naya



11. Die streitbare Königin Zenobia
Kartenblatt aus einem französischen Kartenspiel
17. Jahrhundert

Motiv bearbeiteten, hat es von neuem durchdacht und durchdenken können, weil es ihm lag, wie man zu sagen pflegt. Niemand nimmt Anstoß daran, daß ein so uralter Vorfall heute so gemalt wird, als sei er vorgestern geschehen. Motive aus dem Sexual-Instinkt sind zeitlos und ewig jung.

Unter dem gleichen Gesichtspunkt sei hier kurz das Beispiel „Judith und Holofernes" erwähnt. Judith ist um einen Grad energischer als Salome, sie köpft eigenhändig. Das Drum und Dran der biblischen Legende, die patriotische Aufmachung, tut wenig zur Sache. Man muß sich auch hier erinnern, daß nur zufällig die biblische Fassung die populäre ist. Herodot erzählt die Angelegenheit von Kyros und der Tomyris, einer gewalttätigen Suffragette aus dem südrussischen Steppenland. Wir werden auch von dieser Variante bildliche Darstellungen zeigen. Abbildung Nr. 5 (Giorgione, Der Kopf des Holofernes unter Judiths Fuß) und die farbige Beilage Strathmann, Judith und Holofernes (auch im Prospekt) zeigen deutlich den dokumentarischen Wert in dem obenerwähnten Sinne. Giorgione mutet uns altertümlich an. Aber, als er malte, war seine Auffassung ganz modern. Er stellt keine Jüdin aus dem Alten Testament dar, kein Gezelt und Rubelager oder militärische Umgebung eines schanzenaufwerfenden Generals, wie es ein Meister der historisch nachzeichnenden Realistik getan haben würde, sondern er malt eine vornehme Venezianerin seiner Tage mit rubingeschmücktem Scheitelhaar, leicht sanftem Augenniederschlag und einem kostbaren Morgengewand, das weit hinauf über den linken Schenkel geschlitzt ist. Sie hält darauf, daß ihr schönes Bein zur Geltung kommt. Und wie zierlich ihre linke Hand aus dem zurückgestreiften Ärmel hervorlugt! Hineingestellt ist das Ganze in ein Stück Landschaft mit Brüstung, wie es bei Porträts üblich war. Also das ist Judith? Ja, wenn der abgeschlagene Kopf nicht wäre, den sie mit Füßen tritt und der unter diesem Tritt noch selig zu lächeln scheint, möchte man auf alles andere eher raten. Aber so wird das Motiv blitzartig erleuchtet. Der Maler hat es eben dieser Frau zugetraut, er hat sie in diese Situation hineindenken können.

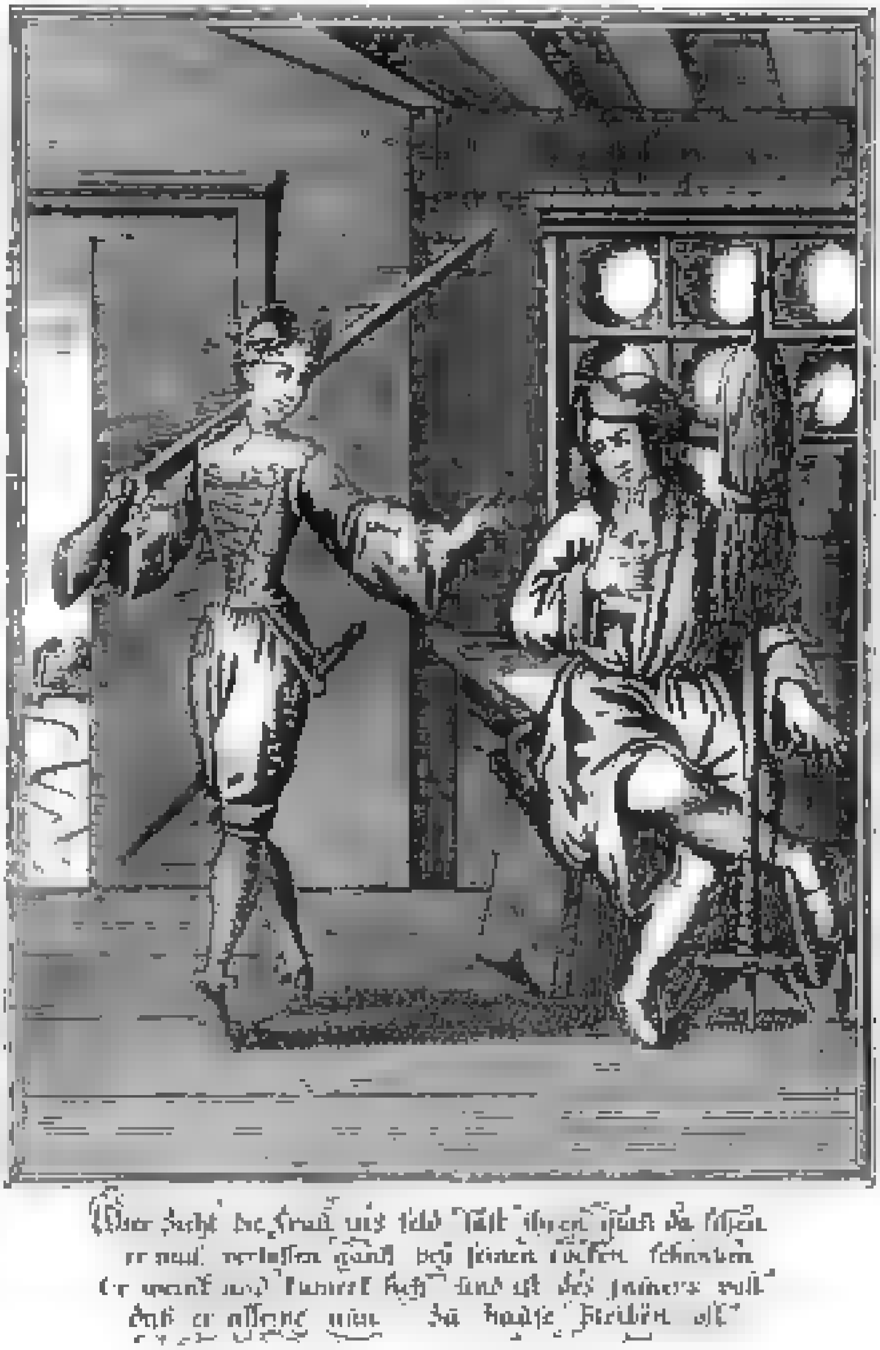
Und Strathmanns Gemälde, das aus unseren Tagen stammt? Kein Zweifel, hier wirkt schon die moderne Erkenntnis mit. Diese Judith ist die idealisierte Sadistin, von einem kühl überlegenden Regisseur in die prachtvollste Theaterdekoration hineingebaut. Ihre Haltung ist ebenmäßig vollendet, die en face- und Profilansichten des schlanken und doch ausgereiften Körpers klug berechnet. Nur eine kostbare Perlenschnur umschlingt die Hüftlinie und das Gehänge verrät den Schatten der Sehnsucht. Der Blütenkranz bleicher Freude wuchert auf ihrem aufgelösten Gelock und um den halb geöffneten Mund spielt das grausame Lächeln der Zufriedenheit. Diese Figur ist starr und bewegungslos gleich einem lebenden Bild, das auf einen Moment zwischen den Kulissen erscheint und staunen macht wegen der Künstlichkeit, die von außen her alles hineingebracht hat. Das Glitzern der Dekorationen überwiegt bei längerer Betrachtung. Die Teppiche flimmern von minutiösem Detail, die Buckel der Rüstung prangen und blenden und selbst das Blut taucht auf Bast und Klinge harmonischem Zierat. Der Holoferneskopf ist nicht fortgeschleudert vom eben geführten

Strauch, sondern vom Regisseur sorgsam ins Rosengestrüpp gebettet. Dennoch ist er kein bloßes Requisit, er zeigt vielmehr mit Absicht die schmerzverzerrte Grimasse der sinnlosen Leidenschaft.

Was ist bedeutsamer als Belegwert für die Erscheinungen der erotischen Psyche, das legendäre Faktum des Alten Testaments, das vielleicht gar nicht mal der tatsächlichen Wahrheit entspricht, oder die Filtration eines solchen Motivs, Tropfen um Tropfen, durch das Hirn eines Malers oder Dichters? Ich glaube, um die Antwort wird niemand lange schwanken. Und jeder wird zugeben, daß das psychologische Motiv als solches zeitlos ist.

* * *

Die Unterdrückung der Frau. Von einer Herrschaft des Weibes soll hier die Rede sein, und wohin wir blicken, scheint die Welt voll zu sein von Wehklagen über die Unterdrückung der Frau. Da ist zum Beispiel Gabriele Reuter, seine Engagierte, die sich in der „Neuen Generation“ darüber ausläßt, daß der Mann von heute durch die Frau erst erzogen werden müsse. Was nützt die Arbeit einiger weniger Idealisten, sagt sie, solange die Gesinnung der großen Menge der Männer in bezug auf das weibliche Geschlecht unverändert die alte bleibt. Jede Freiheit in Liebesdingen, jedes verfeinerte Glück, welches ihnen die gebildete Frau gewährt, ohne sie an die bürgerlich und gesetzlich geformte Fessel der Ehe zu legen, wird nur zu einer vermehrten Nahrung für ihre Roheit und ihre sexuelle Pflichtvergessenheit. Auf Reisen, wo der Mann sich ungehemmt durch gesellschaftliche Rücksichten fühlt und seinem wirklichen Wesen ungeniert folgen kann, wird jede allein



16. Verkehrte Welt. Deutscher Kupferstich. Um 1750

reisende Frau die fatale Bemerkung machen, daß sie eigentlich nur in den wenigen meist überfüllten Frauencoupés vor der Unhöflichkeit, der Flegelei oder den zudringlichen Annäherungsversuchen der männlichen Gäste des Eisenbahnzuges gesichert ist. Die Art und Weise, wie in Berlin junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen auf der Straße von Männern jeden Alters mit den Blicken verfolgt, geprüft, abgeschätzt werden, müßte jeder Mutter die Zornesröte in die Stirn treiben. Die deutsche Gattin leidet in der Mehrzahl an einem ungeheuren, gefährlichen Irrtum. Sie denkt: wenn der Mann nur die anständige Frau respektiert, wenn er nur Achtung hat vor seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Frau und Tochter, dann mag er sich bei den andern austoben. Das geht mich nichts an, es ist ein Gebiet, das ich nicht verstehe, von dem ich nichts wissen will. Aber eine solche Spaltung und Trennung gibt es nicht. Das sexuelle Leben des Mannes bestimmt sein Gefühl, sein Handeln gegen alle Frauen. Es kann wohl anders scheinen, weil Formen und gesellschaftliche Sitten ihn zu feiner Heuchelei, zu falschen Galanterien zwingen, bei entscheidenden Gelegenheiten oder in unbewachten Augenblicken wird die Grundstimmung seiner Seele doch hervorbrechen. Der Mann, der roh und flegelhaft an einer Prostituierten handelt, wird sich ganz gewiß am Ende auch roh und flegelhaft gegen seine Mutter und Schwester beweisen. Man täusche sich darüber nicht: die Verachtung jeder illegitimen Verbindung, die in den Herzen der meisten unserer Damen lebt, greift auch in die Gesinnungen der jungen Männer über und verschafft sich Geltung, sobald die heftigste Verliebtheit verschwunden ist. Nur daß die Rache der Illegitimen nicht ausbleibt: die Verachtung, die der Mann sie im geschlechtlichen Verkehr fühlen läßt, sie wird ihm ein Teil dieses Verkehrs selbst, und auch die legitime Gattin wird sie einst zu fühlen bekommen.

13. Fanchettens Schuh

Buchillustration von Binet zu einem Roman von Restif

Gabriele Reuter erinnert ferner daran, daß der Frauendienst des Rittertums aus der Verehrung einer heiligen Mutter entsproß und verlangt, daß jede Mutter ihre Söhne zu solcher Ritterlichkeit erziehe. Dazu sei freilich hinderlich, daß die deutsche Frau nicht genug Selbstgefühl hat. Eitelkeit und Überheblichkeit hat sie mehr als genug, zumal in der heutigen Zeit, wo sie sich durch die Frauenbewegung auf der einen Seite, durch die gesteigerte Sinnengier auf der anderen Seite als ein Wichtiges zu empfinden beginnt und sich protzenhaft damit brüstet, ohne noch recht mit festen Füßen auf sicherem Grund und Boden zu stehen. Man werfe nicht ein, daß die Gesetze ihres Landes, ihrer Gesellschaft sie allzulange unterdrückten. Ein starker Mensch schafft sich die Lebensgesetze für sich und seinen Kreis selbst, und wenn sie hundertmal den geschriebenen Paragraphen schnurstracks widersprächen. „So lange mein Stimmrecht nicht in meinem eigenen Hause erworben, gewonnen und als ein Unantastbares hochgehalten worden ist, so lange werde ich die Pforten des Reichstages niemals damit sprengen können," dies sollte jede einzelne Frau sich sagen!

14. Verliebte Morgenandacht. Kupferstich nach Fragonard

Einsichtsvoller, als es hier geschehen, kann sich eine Beurteilerin nicht über die Lage der eigenen Genossinnen ausdrücken. Die allgemeine Unterdrückung und Degradierung der Frau wird kraß, aber unwiderleglich, bestätigt, die Schuld gerecht verteilt und zugleich auf den Bezirk hingewiesen, von dem aus eine Änderung der Zustände allein in Angriff genommen werden kann: im Hause

15. Die Schlüsselgewalt

Aus einem Flugblatt von R. Newton. 1794

und als Weib! Wir haben heute in der Hauptsache eine Unterdrückung der Frau und lange, lange Jahrhunderte ist es ebenso gewesen, aber wir haben und hatten immer daneben eine Herrschaft des Weibes. Nicht durch Intelligenzarbeit, nicht durch Ergreifen männlicher Berufsarten, durch Eindringen in stimmbegabte Körperschaften des staatlichen Lebens erringt die Frau am leichtesten eine sogenannte Gleichberechtigung, die es aus vielen noch zu erörternden Gründen kaum jemals geben kann, sagen wir also besser, erringt sie die bewußt und unbewußt angestrebte Herrschaft, sondern als Geschlechtswesen, als Regiererin des Hauses und Erzieherin der folgenden Generation. Im Intellektuellen, im rein Physischen ist der Mann immer der stärkere. Es ist Verblendung, hier konkurrieren zu wollen. Aber die Schwäche des Mannes ist zu allererst seine erotische Sehnsucht, und hier ist gleichzeitig die Stärke des Weibes. Hier liegen Ketten bereit, die je nach Veranlagung willig oder unwillig vom Manne getragen werden und die er selten abschüttelt. Er fällt wohl von der einen Versuchung in die andere, aber er fällt. Und nur, wo die Prostituierten, dieser psychologische Gegenpol der Weiberherrschaft, durch eine verhetzte Polizeigewalt so sinnlos auf die offene Straße und in die Häuser der arbeitenden Familien gesprengt wird, wie in Berlin, kann die rohe und respektlose Mißachtung der männlichen Jugend vor jedem weiblichen Rock den geschilderten, bedauerlichen Grad erreichen. Die Prostituierte gewährt um ein elendes Geldstück, und fast niemals um der eigenen Schwingung willen, wenn sie dem Besucher zuweilen auch diese Schwingung als hohle Komödie voräfft. Dadurch kommt es zur Emanzipation des Mannes vom Weibe! Er wird ledig der Umwerbung und ledig jener Abhängigkeit vom Exaltationszustande des Weibes, der letzterem allein die Glücksmöglichkeit bedeutet. Das Weib ist doppelt betrogen, um Macht und um Glück, wenn der Mann es gelernt hat, sie zu „gebrauchen" oder sie zu „besitzen", sobald es ihm so paßt, wenn seine „Sehnsucht" zu einer Art von „Selbstbefriedigung vermittelst des Weibes" ausartet. Diese einseitige Entartung der Liebe zerfrißt heute viele Ehen. Mehr als man ahnt. Sie hat dazu führen können, daß ernste Wissenschaftler über eine mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes geschrieben und fünfundzwanzig Prozent aller Frauen als gefühlsarm diagnostiziert haben. „Der Zustand ist tatsächlich so häufig," sagt Otto Adler, „daß es Pflicht ist, ihn aus der wissenschaftlichen Dunkelheit an das helle Tageslicht zu bringen und ihn den weitesten Kreisen zur Diskussion zu stellen." Diese fünfundzwanzig Prozent (vielleicht lassen sich manchen Ortes noch mehr konstatieren) kommen schlankweg auf das Schuldkonto von Männern, die es sich angewöhnt haben, mit den häufig sexuell ganz unwissenden Frauen von heute rücksichtslos umzuspringen. Eben wie mit Prostituierten. Dies wird noch eingehend zu beweisen sein.

* * *

THE
JOHN CR...
LIBRARY

Die Besiegerin. Symbolische Darstellung der Weiberherrschaft

Gemälde von Adriaen van der Venne (1589–1662)

Albert Langen, München

THE
IN CRE
RARY.

Masochismus und Sadismus. Der Liebestrieb ist der Ur-Instinkt des Menschen, der uns wegen seiner Unwandelbarkeit vieles verrät, was seit grauen Vorzeiten im Animalischen schlummert. Der Trieb variiert nach Intensität und Richtung beim Erwachsenen, doch schon beim Neugeborenen ist er da, wenn die Freud'sche Schule recht hat, mit allen seinen Möglichkeiten und Farbennuancen. Manches ist beim einzelnen klar auf den ersten Blick, manches abgedrängt, ins Unterbewußte getaucht, und nur im Schlaftraum steigt es, gleich der unter dem Horizont befindlichen Luftspiegelung, in ungreifbare Gesichtsweiten empor.

Gelänge es, zu sagen, unter welchen Auspizien sich Mann und Weib im erotischen Ringkampf derart gegenüberstehn, daß die schwächste Schwäche des Mannes mit der stärksten Stärke des Weibes zu tun hat, so wäre es nicht nur klar, welcher Teil siegen muß, sondern es wäre auch ein typisches Paradigma für diesen Sieg nachgewiesen. Nun, die Auspizien dieses ungleichen Duelles sind, Masochismus beim Manne, Sadismus beim Weibe, und zwar als angeborene Anlage. Man werfe nicht ein, daß die Extreme hiervon als krankhaft gelten und deshalb keine physiologische Beweislast zu tragen vermöchten. Es bleibt noch zu untersuchen, ob es sich um Krankhaftes handelt und nicht bloß um abnorme Erscheinungen, wie es alle Extreme sein müssen. Es kommt auch gar nicht auf die Extreme an. Die bloße Richtung des Triebes als solche genügt.

Masochist im weiteren Sinne, um den unschönen Namen vorläufig beizubehalten, ist ein Mann, den es drängt, das Weib mit allen Varianten des geistigen und körperlichen Liebesspiels zu umwerben, den sofortige „Hingabe" ernüchtert, Schwierigkeit aber spornt, der bereit ist, alles einzusetzen oder aufzugeben für eine Liebe, weil diese Liebe ihm tatsächlich der Mittelpunkt seines Denkens und Handelns ist, das Leben ihm überhaupt lebenswert macht; ein Mann, der vom Weibe fasziniert sein kann und dieser Faszination bedarf, um elektrisch in allen Fasern durchflossen zu werden, der endlich erst mit dem Augenblick fähig wird, selber Lust zu empfinden, nachdem das Weib in Schwingung geraten ist, bei der Kalten zu genießen, ist ihm völlig unmöglich. Populär bezeichnet man diesen Gesamtkomplex von Stimmungen, Impulsen und Irritabilitäten als „leidenschaftlich". Der Komplex schafft in der Tat Leiden, weil die seelische Verfassung des Leidenschaftlichen jeden Moment durch irgend eine Hemmung, die sein unablässiges Begehren lähmt, vom Jauchzen in die Betrübnis umkippen kann. Der Nicht-Leidenschaftliche dagegen stürzt niemals in den Abgrund des Kummers, er schüttelt sich wie ein nasser Pudel und zieht seiner Wege. Dem Nicht-Leidenschaftlichen fehlt die Extase nach Höhe und Tiefe, bei ihm regt sich nur der eine animalische Nerv, er ist mittelmäßig, unkünstlerisch, Streber, Geschäftemacher und im

16. Der Damenfriseur. [illegible]

innersten Sinne antisozial, weil ihm die Genossenschaft des Weibes jene unbedingte Sehnsucht ist.

Während der Masochist die äußerste Aktivität des männlichen Begehrens darstellt, ist die Sadistin psychologisch das passive Widerspiel. Umworben und begehrt, wirkt sie zunächst durch ihr einfaches, bloßes Dasein. Sie strahlt Reize aus, ohne den geringsten sichtbaren Aufwand an Kraft, gleich dem Radium, das sich durch seine Emanation vernutzt. Sie weiß, daß sie „wirkt“, aber sie ist sich dessen unbewußt, wodurch sie im einzelnen wirkt. Sie hört die Einzelheit erst aus dem Munde des Anbeters, und sie lächelt, weil sie aus dem Munde jedes Anbeters eine neue Einzelheit hört. Sie wärmt sich an der Bewunderung. Sie macht sich hart und läßt zappeln. Je qualvoller sie begehrt wird, um so mehr genießt sie „Vorlust“. Ihr Instinkt greift nach den Zügeln, die ihr mühelos in den Schoß glitten, sie zerrt den Renner, der schon vor ihrem Wagen eingeschirrt ist, und erhitzt sich am Stampfen des übermächtigen Dranges. Es ist für sie fraglos, daß ihrer eigenen Begierde Auslösung voranzugehn hat. Sie lernt Herrschaft und die Macht kitzelt Launen. Alles hängt nur von dem Zucken ihrer Wimper ab. Die Sicherheit ihres Ichs und die unweigerliche Gewißheit des Sieges erzeugt ihr kühles Achselheben vor Kniebeugen und heißen Worten. Sie ist Tempel der Wallfahrt und außer ihr keine Ekstase, wenn nicht ihre eigene.

Solcher Gestalt sind, andeutungsweise umschrieben, die beiderseitigen Anlagen, die von Natur zur Herrschaft des Weibes über den Mann führen müssen. Was die Verhältnisse, aus dichter Nähe betrachtet, für ein Antlitz haben, wird sich im Verlaufe der Darstellung ergeben. Hier soll einleitend nur ein prinzipielles Wort fallen, ein erster Auftakt zu der Melodie des Ganzen.

Das gleiche gilt von den bildlichen Dokumenten, die die Einleitung schmücken. Sie verdeutlichen, was gesagt war, und führen hinüber in die speziellere Materie. Ein Masochist, der den langen Leidenspfad gepilgert ist und, am Ende seiner Kraft, zu Boden wanken will, ist „Tannhäuser in Dornen“ (Abbildung Nr. 35), ein schönes Schwarzweißblatt von Aubrey Beardsley. Gleich einem Fudschijama ins blasse Morgenblau hineingetaucht, hebt sich der Venusberg, sein Ziel und letzter Hoffnungswink, aus der Nacht der Kiefernhügel. Stab und Kürbis entrinnen seinen abgehärmten Händen und die Dornen bohren tief ins zerschlissene Gewand. Die Teufelinne aber drinnen lacht. Er hört es wohl. Und Schauer fliegen durch sein Mark.

Der „mittelalterliche Flagellant“ eines unbekannten Meisters der italienischen Schule (Abbildung Nr. 9) zeigt uns den Masochismus als öffentlichen Volkssport. Zwei kräftige Rutenbündel schwingt der Rasende gegen die eigene straffe Muskulatur und blindlings stürmt er weiter, wie ein Amokläufer, der heiser die Gassen durchkreucht. In unseren Tagen ist der Flagellantismus fast zu einer Modeaffektion geworden, seine psychologischen Ursachen sind schwer unter einen Hut zu bringen. Davon wird ausführlich gesprochen werden müssen.

Ein sehr beliebtes Motiv der Kunst war immer die Züchtigung Amors durch Venus. Ein Blatt aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts (Abbildung Nr. 8) ist typisch für die Auffassung. Die Frau Mama, eine ebenso robuste, wie in den Gliedmaßen verzeichnete Dame, hat den Missetäter, der so viel Herzeleid verschoß, übergelegt und beweist ihm, daß manches im Leben weh tun kann. Porporati, gleichfalls ein italienischer Stecher, läßt es soweit nicht kommen. Seine „sanfte Ermahnung des Unfugstifters Amor“ (Beilage) ist mit ihren wundervollen Lichtern ein Meisterwerk der Graphik.

17 Die begehrliche Potiphar. Französischer Kupfer um 1800

Der Masochist als Künstler ist, wie jeder andere Leidenschaftliche seiner Gattung, beständig voll vom Weibe. Das Weib sitzt in ihm, durchwuchert ihm Hirn und Glieder, verstrickt, umrankt ihm alle Ideengänge, so daß er schließlich nur noch „im" Weibe denken kann. Was er dann künstlerisch nach außen projiziert, ist wiederum das Weib. Und zwar das Weib, das zu seiner Art paßt. So kommt es, daß der Leidenschaftliche nicht sich bekennt, sondern viel mehr die Gestalt seiner Träume. Er singt und sagt von ihr, er malt und meißelt und zeichnet sie. Immerfort sie. Das Weib wird in der Kunst fast stets nur geoffenbart durch Spiegelreflex aus der Seele des Mannes. Selbstbekenntnisse der Weiber sind selten, und verhältnismäßig selten ist das Bekenntnis des leidenschaftlichen Mannes von sich selber. Ein eigenartiges Verhältnis. Der Leser vermag schon jetzt zum Beginne unschwer festzustellen, daß die überwiegende Mehrzahl der bildlichen Dokumente das Weib repräsentieren. Und unsere Auswahl entspricht hierin vollkommen dem überhaupt vorhandenen Material.

Ein glänzendes Stück seiner dekorativen Prunktechnik ist Strathmanns gemalte Märchenapotheose „Venus auf dem Rosenbett" (große farbige Beilage). Rücklings hingesunken auf den gleißenden Brokat scheint sie, wieder mit dem halb geöffneten Munde der Judith von vorhin, schlummermatt zu träumen. Ihr bläulich schwarzes Haar ringelt sich in Schlangen durch Perlen und Rosen über Goldgrund und Perlen. Mit Zinnober sticht die Busenknospe in einen schwermütig verhängten Himmel. Und wo die steilen lilafarbenen Tulpen ihr Geläut mit dem sanften Niederrieseln moosgrüner Flechten vermischen, gleitet die freudig helle Kontur dieses Körpers fort, vorbei am veilchenbeschatteten Nabel, bis hinab zu den fein gewölbten Nägeln der Zehen, die von Henna orangerot glühen. Der glatte Marmor-Estrich klimmt in dunkel satten Stufen auf, von weißen Rosen überleuchtet. Gold und Laubdach und Verdämmern rings. Die Farbensymphonie ist reich und melodiös. Mit spitzem Pinsel fast haarscharf alles aufgetragen. Allein, es ist wieder wie vorhin, wenn man länger vor der Malerei sitzt, verflacht sich die Tiefe plötzlich zur Hintergrundsbühne und man gewahrt, daß die Schlafende mühsam Akt liegt. Ein unsichtbares Kissen hält ihr Becken im Halbprofil hoch und sie verrenkt sich fast den Thorax, damit die doppelte Ansicht des Busens herauskommt. Das Bild lebt nicht von innen her.

18. Eine gewichtige Schönheit

Englischer Kupfer um 1820

Auch Maurin gibt uns einen Akt „auf dem Ruhebett" (Abbildung Nr. 19), der für deren virtuose Handhabung des lithographischen Steins charakteristisch ist. Das Knie durchschneidet angenehm den rechten Schenkel, der

19. Auf dem Ruhebett. Lithographie von N. Maurin, 1830

Busen ist unwahrscheinlich schön. Einige Locken durchkriechen das gefällig herabgeglittene Negligé. Von diesem Motiv des Dolcefarniente werden noch eine Reihe von Darstellungen zu zeigen sein. Es gibt ihrer unendlich viele und die Mehrzahl schwelgt in einem süßlichen Geschmack. Gerade durch ihr vielfaches Auftreten werden sie aber zum Dokument. Sie zeigen, wie der Mann das Weib sich wünscht.

Neben der Apotheose des liegenden Weibes ist am meisten verbreitet die des sitzenden oder thronenden. Abbildung Nr. 10 nach einem Ausschnitt aus dem großen Deckengemälde von Paolo Veronese im Dogenpalast zu Venedig gibt uns zugleich ein Beispiel für die außerordentliche Vorliebe, mit der die Kunst von jeher die Gestalt des Weibes als Symbol zu verwenden pflegte. Nur wenige abstrakte Eigenschaften werden durch Männerfiguren ausgedrückt, hauptsächlich muskuläre Energien. Zur Symbolisierung gemütlicher und intellektueller Eigenschaften dient immer wieder das Weib. Stellt man daneben die Broschüre des sonderbaren Heiligen Möbius über den „physiologischen Schwachsinn“ des Weibes, so könnte man auf die Vermutung kommen, diese Leuchte der Psychiatrie habe beim Schreiben in der Zerstreutheit sein eigenes Genus verwechselt.

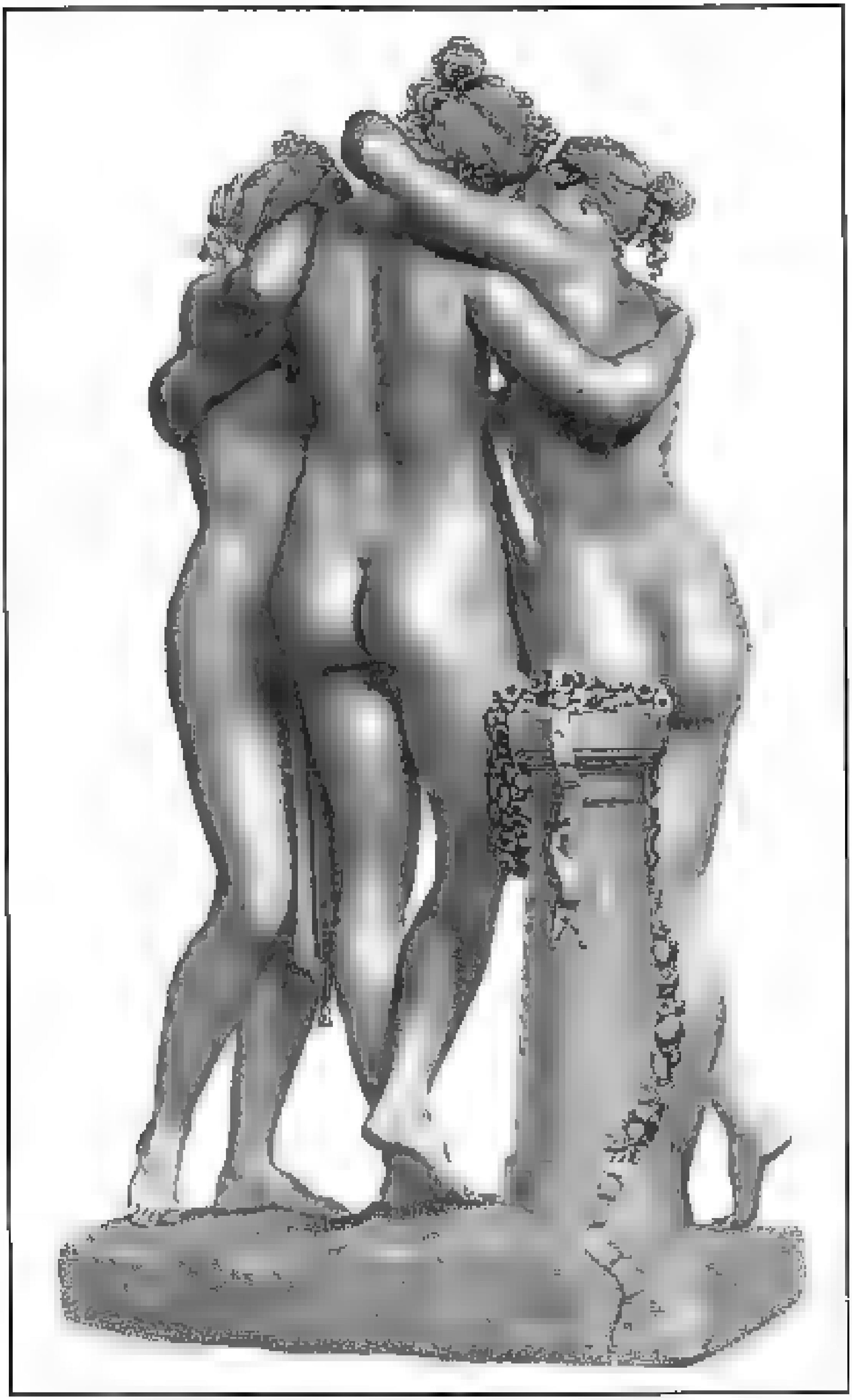
In der Symbolisierung des Weibes liegt jedenfalls eine unbewußte Verherrlichung seitens der Männer. Es ist bezeichnend, daß Paolo Veronese oder die Maler seiner Schule (die Autorschaft des Gemäldes steht nicht ganz fest) diese Republik Venedig nicht bloß als Weib in königlicher

Kleidung, das heißt mit den Insignien ihrer Herrscherwürde dargestellt haben, sondern als eine üppige, von Sinnlichkeit strotzende Schönheit, die rein körperlich in ihren Bann zwingt. Um das recht deutlich zu machen, haben wir die Figur allein im Detail gegeben. Denn das ganze Gemälde ist im Durchmaß etwa fünfmal größer als unser Ausschnitt. Aus dem Volksgetümmel unten im Saal steigen die Balustraden auf, gedrängt voll von den Nobili des Staates und ihren breitbusigen Damen. Gedrehte Säulen winden sich weiter empor bis zum Architrav, der in den lichten Azur ragt. Und aus dem geöffneten Blau schwebt, von Wolkendampf getragen, diese strotzende Donna hernieder, von Reichtum und Huldigung umringt, über die hinweg sie bewegungslos in die Ferne schaut.

„Eine gewichtige Schönheit" ist auch auf dem englischen Stich von 1820 (Abbildung Nr. 18) zu sehen. Wahrscheinlich eine Dame der Hofgesellschaft. Das Weib, das durch bloße Fleischlichkeit siegt, hat immer eine respektable Schwere in sich. Diese Form ist die uneingestandene Sehnsucht vieler, während in Mode und Kunst die Schlankheit dominiert. Wir haben zwei Schönheitsideale, ein ästhetisches und ein sexuelles. Im Orient fallen beide zusammen und der ungehemmte Kultus der üppigen Kontur feiert dort wahre Orgien. Alle diese Zusammenhänge werden noch näher beleuchtet werden.

Louis Chalon setzt „das Idol" (Abbildung Nr. 27) auf einen Thron ägyptischen Stils. Feierlich und mystisch reckt sie dem Beschauer den Lichtstab entgegen und der Geschmeidekranz ihres Hauptes wetteifert mit der fahlen Mondesglorie, von der sich ihr starres und wollüstiges Antlitz seltsam abhebt. Ein Gazeschleier, von Sternenfunkel übersät, ist ihr Gewand. Es ist das verschleierte Bild zu Saïs, die Weibgöttin Isis, die den Jüngling mit der grauenvollen Inschrift ängstigte: „Ich bin das All, das gewesen, das ist und das sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet!" Und Sacher-Masoch bekennt von ihr: „Ich sah in der Sinnlichkeit etwas Heiliges, ja das einzig Heilige, in dem Weibe und seiner Schönheit etwas Göttliches, indem die wichtigste Aufgabe des Daseins, die Fortpflanzung der Gattung, vor allem ihr Beruf ist, ich sah im Weibe die Personifikation der Natur, die Isis, und in dem Manne ihren Priester, ihren Sklaven, und sah sie ihm gegenüber grausam wie die Natur, welche, was ihr gedient hat, von sich stößt, sobald sie seiner nicht mehr bedarf, während ihm noch ihre Mißhandlungen, ja der Tod durch sie, zur wollüstigen Seligkeit werden."

Von der Isis zum echtesten Rokoko des Boucher. Das psychologische Motiv ist zeitlos. „Venus mit ihrem Hofstaat" (Beilage) fährt aus den Uferklippen auf dem Muschelwagen über die lustig schäumenden Wogen dahin. Alle Nymphen (oder ist es immer dieselbe?) zeigen die weiche Bouchersche Rundung, die schmachtet und lockt und über Delphine sich dahinwälzt in wohligem Behagen. Die Atmosphäre ist ganz voll Amoretten und die männlichen Tritonen sind nur dienende Begleiterscheinung. Und Venus — ist es nicht wieder dieselbe Nymphe? das Weib überhaupt, wie es als schön galt und wie man es beständig anbeten wollte? Es war die Zeit, da das Weib regierte, in Rußland offiziell und gynäkokratisch, in Frankreich inoffiziell, aber nicht minder absolut. Der absoluteste König konnte ein Spielzeug werden in den Händen einer Dubarry, die anscheinend keinerlei Machtmittel besaß, weder vornehme Geburt, noch Reichtum, noch Talente der Bildung, noch unbestrittene Schönheit der Gestalt. Woher also dies erstaunliche Resultat, diese blinde Unterwürfigkeit des mächtigsten Mannes Europas unter dem Pantoffel irgend eines Weibes und vor den Augen der ganzen zivilisierten Welt, die täglich Geheimkuriere hin und her hetzte mit den neuesten Boudoirnachrichten? War es Verdumpfung, Demoralisierung, Entartung in Luxus und Schlaff-



26. **Die drei Grazien.** Italienischer Stich nach der Skulptur von Canova

heit, Reifsein zum Niedergemähtwerden? Mag sein, daß dies alles für allgemeinere Zeiterscheinungen zutrifft. Aber der Fall Dubarry bleibt dadurch völlig unerklärt. Das Rätsel löst sich aber restlos auf, wenn wir später sehen werden, daß Ludwig XV. in demselben Maße geborener Masochist, wie die Dubarry eine geborene Sadistin war. Die Komplemente fanden sich. Und wo sie sich derart finden, kann das Zeitalter noch so heroisch, können die Sitten noch so streng puritanisch sein, der Effekt wäre immer der gleiche.

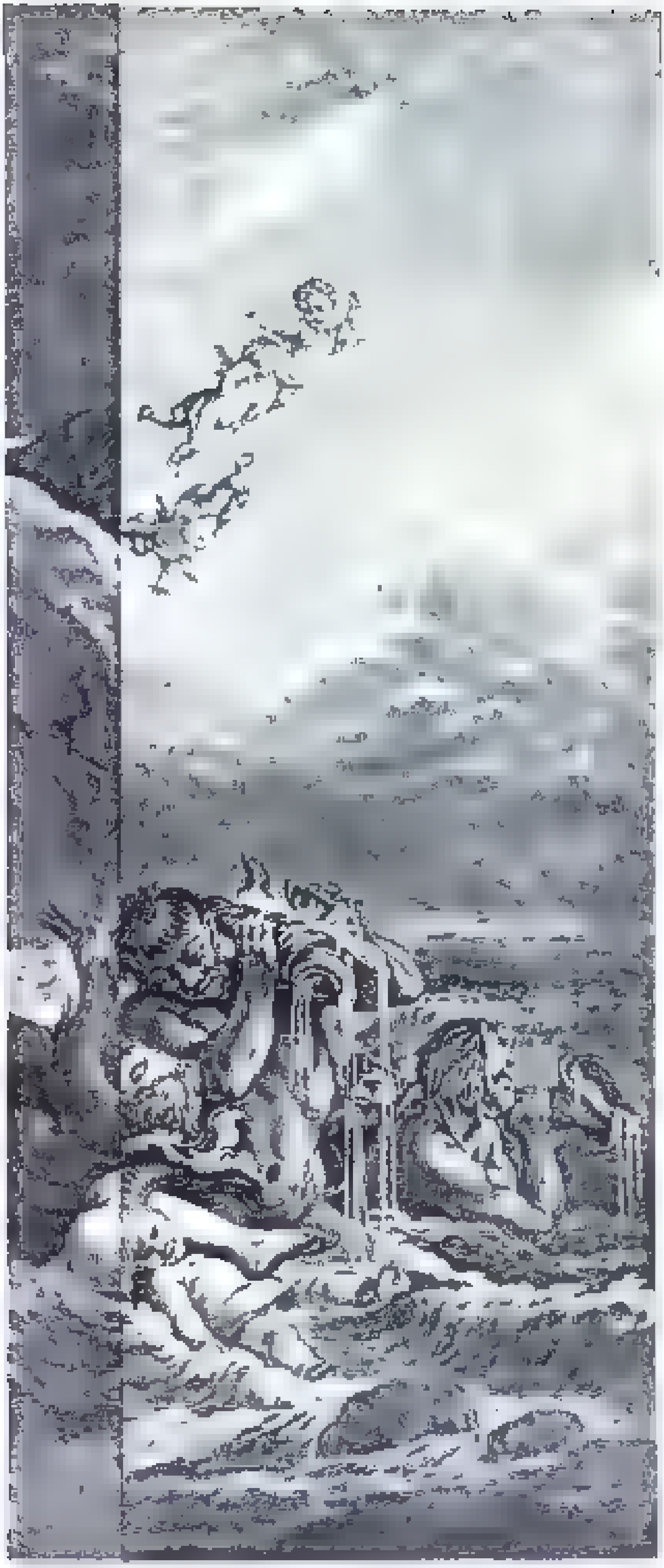
Ein Neuerer, G. Sieben, hat diese „königliche Herrin" (Aufdruckbeilage) gezeichnet, so wie er sie sich dachte. Gewiß kann man das Bild etwas kitschig nennen, aber es ist ein ausgezeichnetes Dokument dafür, mit welcher Verve gerade solche Frauen in den Hirnen der Männer weiterleben. Wer vermöchte zu berechnen, wie vielen gerade die Vorstellung von einer Dubarry schon ein Stachel im Fleische gewesen ist und wie vielen noch uns diese Vorstellung wieder auftauchen wird. Nachhall durch die Jahrtausende hat die Frau nur als Weib, als starkes Geschlechtswesen, gefunden.

Auf Porträtähnlichkeit kann die Dubarry Siebens keinen großen Anspruch machen. Zwar der volle kleine Mund mit der etwas stärkeren Unterlippe ist der gleiche auf einem zeitgenössischen Bilde, das wir später vorführen werden. Aber das Gesicht ist hier runder, das Kinn mit einem schwachen Anflug von Behäbigkeit, und vor allem sind die Augen nicht klar und ruhig offen, sondern wie verhängt von wallenden Nöten. Diese Dubarry ist aufgefaßt nach dem Siege. Erschöpft ein wenig und heiß und vom leisen Beben des Triumphes durchzuckt, ist sie auf den Polsterstuhl gesunken und im Begriff, den Fächer kühlenden Lufthauchs zu entfalten. Das Spitzenhemd sank nieder von der weichen Achsel und das linke Bein ist unruhig übers Knie geschlagen. Über ihrem Haupte schwebt in der Tapisserie die Krone Frankreichs und dahinter, nebelhaft und unfaßlich visionär in diesem Augenblick, umkrallt die Knochenhand des Jakobiners schon die Sense. Warum unterstützte sie auch die Emigranten? Robespierre, der donnernde Moralist, selber vom äußersten Geiste de Sade's und Hekatomben-Blutsäufer, ließ sie unter die Beilmaschine legen. Ein halb Jahr darauf sprang sein Kopf gleichfalls von dem fatalen Gerüst herunter.

24. Ihm bleiben nur die Pflichten

Kupferstich um [illegible]

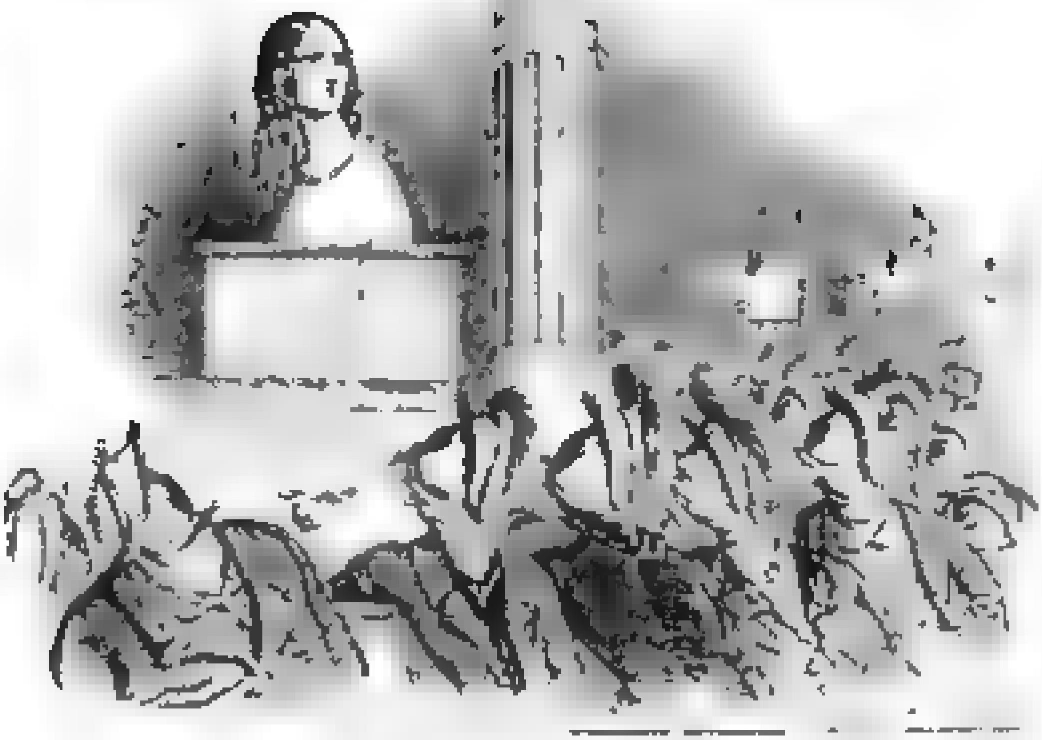
Die Apotheose des Weibes in der Kunst wäre unvollständig ohne die Darstellung des speziellen Gegenspielers. Der männliche Gegenspieler gibt ihr erst die rechte Bedeutung, hebt sie aus der Sphäre der Symbolik heraus. Wieder bietet uns zuerst der Mythos aus dem reichen Schatz seiner Gestaltung ein packendes Motiv. Circe, die verführerische Gutsherrin des Eilandes Ääa, an das prinzipiell nur Männer verschlagen werden. Aber nicht bloß die Männer werden verschlagen, die gastfreie Dame ist es. Ihr anheimelnder Empfangssalon betört schnell die von der langen Seefahrt Müden, die Atmosphäre der lange entbehrten Weiblichkeit verwirrt hungrige Sinne, und ehe sie noch wissen, wie ihnen geschah, ist es



Beilage zu Eduard Fuchs und …

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY



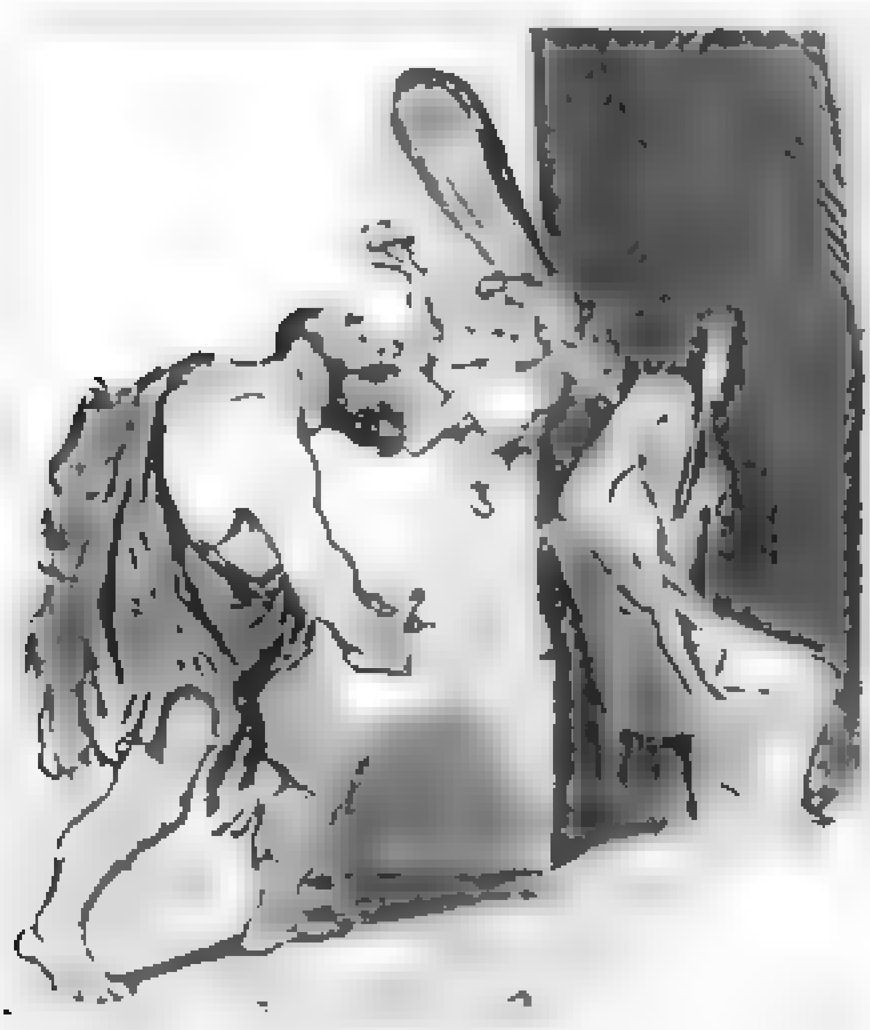
73. Alles ist Auge. Zeichnung von Grandville. 18[illegible]

schon um sie geschehn. Ihre Manneswürde ist verflogen, und was blieb, ist das Tier, das Circe gemachte. Wie in „Lili's Park" bei Goethe tummelt sich die Menagerie um die Zauberin:

Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
wenn sie sich in die Türe stellt
und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche
scheinen lebendig zu werden:
so stürzen sich ganze Herden
zu ihren Füßen, sogar im Bassin die Fische
patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus
und sie streut dann das Futter aus
mit einem Blick — Götter zu entzücken,
geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken,
an ein Schlürfen, an ein Hacken:
sie stürzen einander über die Nacken,
schieben sich, drängen sich, reißen sich,
jagen sich, ängsten sich, beißen sich,
und das all um ein Stückchen Brot,
das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
als hätt' es in Ambrosia gesteckt.
Aber der Blick auch! Der Ton,
wenn sie ruft: pipi! pipi!
zöge den Adler Jupiters vom Thron,
der Venus Taubenpaar,
ja, der eitle Pfau sogar,
ich schwöre, sie kämen,
wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

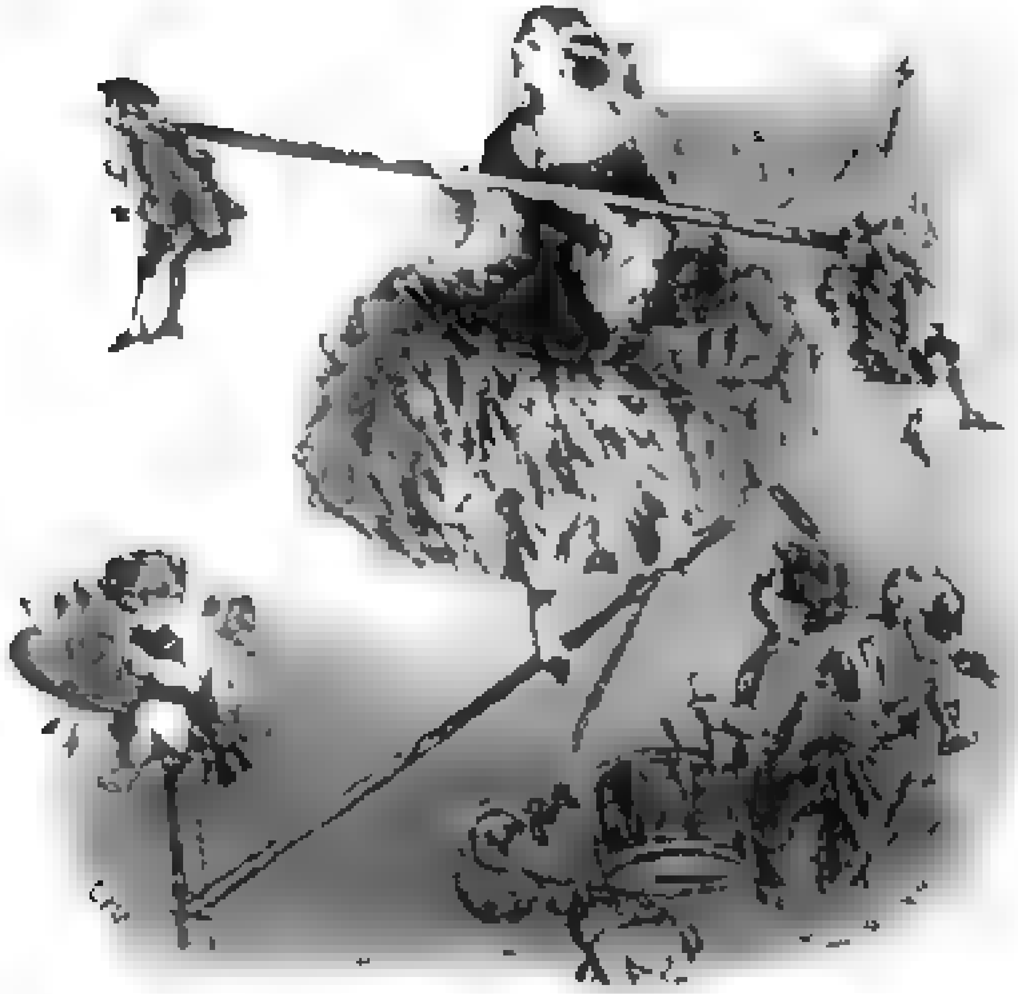
Auf Circes Insel landet auch der listenreiche Odysseus, jener Diplom-Ingenieur und Edison des Altertums, der das hölzerne Riesenpferd konstruierte, die widrigen Seewinde in einem Schlauch versperrt hielt, einen Rettungsgürtel besaß, durch den tiefsten Bergwerksschacht sich zur Unterwelt zurechtfand und die Schlemmer seines heimatlichen Speisesaals gleichsam mit dem Maschinengewehr wegputzte. Kurz, ein Erfinder, ein Mann des mathematischen Kalküls, der stärksten technischen Intelligenzfunktion. Ihm war noch für jede abenteuerliche Gefahr ein Kraut gewachsen, so auch hier bei der Circe das Kraut Moly. In Wahrheit bedeutet dies: er war weniger zugänglich für Reize, die vom Weibe ausgehen, wie es beim mathematischen Ingenium meistens der Fall ist. Deshalb überwand er auch die Sirenenlockung. Zu Hause hatte er eine brave Gattin, die ganz zu seiner Art paßte.

Also der Odysseus kommt bei der Circe mit dem blauen Auge davon und läßt sich von ihr nicht zum Schwein machen, wie die andern Unglücklichen. Aber dieser Fortgang der Legende pflegt die Künstler, die den Stoff darstellen, weniger zu interessieren, als ihr Anfang und der Vorderstand der Tatsachen. Das Triumphierende des Weibes ist ihnen wichtiger, als die Unempfindlichkeit eines einzelnen Mannes. So sehen wir es z. B. an dem Gemälde von Em. Levy, „Odysseus bei Circe" (Abbildung Nr. 32), das etwa aus den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts stammt. Odysseus bringt seine fußfällige Huldigung dar, etwas ungelenk, denn er ist kein gewohnheitsmäßiger galant uomo. Circe setzt siegesbewußt die Ferse auf das Haupt ihres gehorsamen Untergebenen, der krampfhaft das Kraut Moly nicht aus der Hand läßt. Im Vordergrund bleicht der Schädel eines derer, die sich zugrunde richten ließen, und im Hintergrunde erwartet man eigentlich einiges von der Menagerie zu sehen. Aber der Künstler begnügt sich statt des Lebens mit einem marmornen Beischlage, aus dem sich ein lebenatmender Jüngling besonders deutlich abhebt, der gewiß zum Lobe der Göttin ein Preislied anstimmt. Das Bild hat, ohne die Absicht des Malers, einen Stich in das Milieu jener Damen der freien Konkurrenz, die für ihre Inszenierungen auch die mythologische Aufmachung nicht verschmähen.



33. Herkules bei Omphale. Lithographie von Honoré Daumier. 1842

Drastischer ist W. Fröhlich in seiner Zeichnung „Eine moderne Circe" (farbige Beilage). Die Stülpnase, der breite, lachende Mund, die Haltung der Büste geben ihr etwas Gewöhnliches und zugleich Herausforderndes. Die Hemdhose umschließt den schlanken Leib einer Range. Ihre Füße bekleiden die typischen Lackschuhe mit den außerordentlich hohen und spitzen Absätzen, für die schon Restif de la Bretonne in immer wiederholten Ausführungen eine Art von wissenschaftlicher Propaganda gemacht hat. „Es ist Gefahr," sagt dieser unablässige Schuhschwärmer an einer Stelle, „es ist Gefahr im Verzuge für die allgemeine Sittlichkeit, wenn man es duldet, daß die Kleidung beider Geschlechter sich ähnlich wird." Hier



24. Der Seiltanz mit dem Geliebten. Französische Lithographie [illegible]

sei der schärfste Unterschied nötig, nichts, womöglich gar nichts, soll sich ähnlich sehen. Der werktätige Mann mag bequeme, kurze Kleidung haben. Das Weib im Gegenteil soll tragen, was gefällt, was entzückt, mag's auch etwas unbequem sein. Denn gegen die unermeßlichen Vorteile solcher Mode komme so ein winziger Nachteil gar nicht in Betracht. Hohe Absätze und hohe Frisuren, das sei der wahre Reiz an Frauen.

Nun, man sieht, Fröhliche Dompteuse hat flach über die Ohren gestrichenes Haar, wie es hauptsächlich wohl von einer Pariser Tänzerin populär gemacht worden ist. In diesem Punkte ist Restifs Rezept heute außer Kurs gesetzt. Aber seine Bemerkungen über den äußeren Unterschied der Geschlechter berühren ein so wichtiges biologisches Problem, daß ich darauf noch ausführlicher zurückkommen muß. Das Tier, das sich, mit zorniger Gebärde, von dem Fräulein treten läßt, scheint ein Mops zu sein. Genau weiß man's nicht. Genug, es ist ein Männchen, das da zappelt und sich aufbäumt.

Ein klassisches Dokument für Restifs sogenannten Schuhfetischismus zeigt uns noch die Abbildung Nr. 13 „Fanchettens Schuh", die einem seiner mit Kupfern gezierten Werke entnommen ist. Angeregt von dem wunderschönen Fuß einer vorübergehenden Dame hat er einmal, wie seine Art war, in fliegender Hast und wenig Tagen einen starken Romanband zu Papier gebracht, genannt „Fanchettens Fuß oder der rosafarbene Schuh", der großen Aufsehen in Paris hervorrief. Dies Buch

4*

25. Damen-Satire. Titelblatt von Bertall. 1874

ist für unsern Geschmack ebenso ärmlich wie langweilig. In einer andern Schrift erzählt er von sich, er sei der geborene Beobachter gewesen. „Ich war's, noch ehe ich schreiben konnte, ich war's mechanisch, eh' ich denken lernte, ich war's mit zehn Jahren. Damals schon machte ich die Bemerkung, daß die Mädchen aus unserm Dorf, die ihre Schuhe am saubersten hielten, mir besonders gefielen." Er erklärt diesen Drang dann aus einer Leidenschaft für Sauberkeit, was ein halber Fehlschluß ist, insofern ein solcher Drang wohl kaum einem primären Sexualtriebe entspringen dürfte, sondern aus Erziehungseinflüssen kommt. Richtig aber ist, wenn er weiterhin sagt, bei Frauen könne man mit Sicherheit von einem sorgfältigen, geschmackvollen Schuhwerk einen Schluß machen auf ihre körperliche Sorgfalt überhaupt. Als er nach der Hauptstadt kam und sich zum Pariser entwickelte, hatte er dann mehr Gelegenheit zu Beobachtungen, in Gesellschaft einiger Freunde. Sie übten sich förmlich darin, aus dem eleganten Stiefel einer vor ihnen gehenden Dame ihre Gesichts-

züge und selbst ihren Charakter zu erraten. Einer der Freunde, namens Regnault, den er als „le plus voluptueux" von der ganzen Gesellschaft bezeichnet, soll sich hierin selten geirrt haben. Eine Frau mit geschmackvollem Schuh war immer eigen, manchmal kokett, etwas stolz oder hochmütig, aber doch, wie er sagt, für Männer wie geschaffen, mit Feuer oder mit zärtlicher Glut. Frauen mit unfeinem Schuhwerk hatten selten gute Eigenschaften. Sie waren häßlich, mürrisch, boshaft, schmutzig, ungepflegt usw. Die Freunde machten auch andre Beobachtungen. Zum Beispiel hatten sie eine hübsche Frau entdeckt (für sie ein Meisterwerk der Natur, ein wahres Weltwunder), so achteten sie darauf, was die Männer taten, die ihr begegneten. Dann geschah meist folgendes. Der Mann sah zuerst ihr Gesicht. War er vorüber, so drehte er sich um und sein erster Blick galt Stiefel und Fuß. Dann wanderten seine Augen hinauf bis zum Haarknoten. Manchmal ging es auch in umgekehrter Reihenfolge. Diese Bemerkungen über das Benehmen der Straßenpassanten der Revolutionszeit sind kulturhistorisch recht interessant. —

Kehren wir zu der Apotheose zurück, deren bloße flüchtige Vorübersicht schon kein Ende nehmen will. Im Palazzo Schifanoja zu Ferrara befindet sich ein figurenreiches Gemälde von Francesco Cossa und Cosimo Tura, aus dem wir ein Detail des mittleren Teils geben „Minneritter und Liebeskönigin" (Abbildung im Prospekt und weiter hinten im Text). Das Gemälde gliedert sich in drei Teile. Links ist in romantischer Felsenarchitektur ein Liebesgarten voll blühender Staudengewächse. Zierlich gekleidete Paare plaudern, lustwandeln, flirten, musizieren, umschlingen sich. Rechts ist ein ähnliches Getümmel, überkrönt auf hohem Riff von den nackten drei Grazien, deren Haupthaar in der linden Brise zerflattert. Neckisch purzeln weiße Kaninchen, ein Sinnbild der Fortpflanzung, allenthalben im Geklüft umher. In der Mitte aber kommt aus weiter, türmchenumsäumter Flußlandschaft ein feierlicher Aufzug dahergeschwommen, die Minnekönigin, ein weiblicher Lohengrin, auf altarähnlichem Nachen von stolzen Schwanen gezogen. Ein Kranz von hellen und dunklen Blüten bedeckt die runde Stirn, „der Venus Taubenpaar" umgurrt das ernste Antlitz, der breite Gürtel trägt in feiner Stickerei eine Darstellung, wie Amor den Helden erlegt. Der Ritter, der unbeweglich vor ihr kniet, den Blick sehnsüchtig hinaufgerichtet, ist schwer gepanzert und schwerer noch gefesselt. Wir können sein Gesicht nicht sehn. Er ist auch kein Individuum, er ist Gattung, bloßer Artbegriff. Angesichts dieses Bildes, das die biologische Grundbedingung der Umwerbung des Weibchens durch das Männchen in prägnanter Weise zum Ausdruck bringt, ist es von Wert, an einem Bei-

16. Der Besen für alles. Lithographie von Ch. Vernier. [illegible]

hier nochmals vorzuführen, in welches Dilemma die Untersuchung dieser Probleme geraten kann, wenn sie anstatt der sexualpsychologischen der bloß moralisierenden Methode folgt. Ein Kulturhistoriker von Bedeutung sagt von der Zeit der Minne, daß der Unterschied zwischen der rechtlichen und sozialen Stellung der Frau sehr bedeutend gewesen sei. Rechtlich wäre das Verhältnis der Frau zum Manne durchaus das der Unterordnung gewesen. Die Frau war nicht viel mehr, als eine dem Manne unbedingt gehorchende Magd; so konstatiert er aus vergilbten Paragraphen. Paragraphen, die ebenso papieren weitervegetierten, wie etwa heute eine Polizeiverordnung von vor 150 Jahren über die Prellsteine an den Häuserecken, wo doch der ganze Straßenverkehr sein säuberlich zwischen Fahrdamm und Bürgersteig geschieden ist. Aber die Verordnung ist im Archiv und niemand hat sie ausdrücklich aufgehoben. Aus dem Archiv konstatiert der Kulturhistoriker weiter mit Genugtuung, daß es sogar im galanten Frankreich eine königliche Ordonnanz gegeben habe, die dem Ehemann ausdrücklich erlaubte, vorkommenden Falls seine Frau zu prügeln. Also der Forscher gibt zu, daß das Leben sich in anderen, natürlich unsittlichen, Formen abspielte. Aber er rettet die Moral, die er braucht, d. h. seine Moral, aus dem staubigen Gelegenheitsukas. Wenn geprügelt werden soll, warum ist es moralischer, daß die Frau geprügelt wird und nicht der Mann? Wenn sich Knaben gegenseitig prügeln, so heißt das vielversprechende männliche Energie. Wenn sich Männer gegenseitig schlagen, durchbohren, verstümmeln, totschießen, so heißt das Heldentum. Wenn der Mann die Frau verhaut, wozu er in der Regel kein langjähriges Boxertraining benötigen wird, so heißt das gut und moralisch, de jure et de facto. Nur wenn die Frau den Mann schlägt, ist die Welt aus den Fugen. Und woher rührt diese ganze Zwickmühle einer Unlogik, die die Männer gewöhnlich mit der stärksten Note der Minderwertigkeit als „weibliche“ Logik zu bezeichnen pflegen? Des Pudels Kern ist in solchem Falle immer der geheime Grundsatz: die Frau ist verfügbares Eigentum des Mannes und wenn alle Stränge reißen, besitzt er sie vermöge der Muskulatur. Das aber ist, biologisch betrachtet, die Umkehrung aller sexualpsychologischen Tatsachen der gesamten tierischen Lebewelt, wo das Männchen die Mehrheit seiner PS-Energien nicht gegen, sondern für das Weibchen aufwendet.

Unser Kulturhistoriker, der Seitensprünge des Ehemannes ohne weiteres verständlich findet, bedauert dann ferner, daß die ritterliche Romantik (müßte heißen: künstlerische Auslegung der Leidenschaft) das Weib zur Krone der Schöpfung erhöhte, die engen rechtlichen Schranken der Frauenwelt sprengte und die Frau als alles beherrschende Herrin in die Gesellschaft einführte. Der ehelichen Konvenienz die freie Galanterie gegenüberstellend, habe die Frau vielfach die Bande edler Häuslichkeit, reiner Sitte und guter Zucht zerrissen! Es ist ganz merkwürdig zu erfahren, fährt er fort, daß Anschauungen, wie sie über Liebe und Ehe in unserer eigenen Zeit schriftstellerisch aufgetaucht sind, schon in der Blütezeit des Mittelalters und fast mit denselben Worten kundgegeben worden. Damals schon wurde ausgesprochen, die Ehe sei das Grab der Liebe, und da die letztere vor der ersteren unbedingt jede Berechtigung voraus habe, so sei natürlich ein Ehebündnis kein Hindernis, anderwärts der Liebe nachzugehen. Daß diese Maxime in weitgehende und unverhohlenste Praxis übersetzt wurde, werde nur leugnen wollen, wer die Fabliaux und Novellenliteratur des Mittelalters nicht kennt. Die romantische Erotik hätte wahrlich geradezu allgemein in Gemeinheit und Rohheit ausarten müssen, wie sie in zahllosen einzelnen Fällen wirklich tat, wenn sie nicht am Marienkult eine Art religiösen Halt gehabt und wenn ihr nicht zugleich die Poesie eine höhere Weihe gegeben hätte.

Welch ein Sammelsurium von Unverstand! Die Liebe ist das Primäre, die Ehe sekundär und

27. Das Idol

Gemälde von Franz Stuck. Phot. Ad. Braun & Co

stets nur ein Kompromiß, ein Rechenexempel, das nicht aufgeht, weil die Liebe wohl eine Ehe ausfüllen kann, nicht aber eine Ehe die Liebe. Wenn ein Untersucher auf analoge Erscheinungen in zwei verschiedenen Zeitaltern stößt, sollte er sich nicht ein Brett vor den Kopf binden, sondern ihre gemeinsame Wurzel aufsuchen. Er würde dieselbe Wurzel auch noch in anderen Zeitaltern auffinden, sobald er sich weiter umsähe. Die Fabliaux und Novellen des Mittelalters stammen dem Motiv nach garnicht aus dem Mittelalter, sie sind, wie ich bereits erwähnte, uralten Datums und international, oft in wörtlichster Fassung. Was beweisen sie also für die „Gemeinheit" und „Roheit" gerade dieses Mittelalters? Aber der Mariendienst zieht uns glücklich aus der Klemme und gibt uns „eine Art religiösen Halts". Vortrefflicher Unsinn. Der Mariendienst ist eben nur eine späte Ausdrucksform des lange bestehenden „Frauendienstes" und hat seine direkten Vorläufer in sehr heidnischen Zeremonien. Die Wurzeln aller dieser Erscheinungen sind eben primär sexualpsychologische. Das ist allein entscheidend.

Wenn wir uns im Mittelalter, dieser dunklen Nacht mit einzelnen hellstrahlenden Gestirnen, wie so tiefsinnig gesagt worden ist, umsehen, welches Bildmotiv wohl durch viele Jahrhunderte lang das populärste gewesen ist zur Darstellung der Weiberherrschaft, so stoßen wir auf „Aristoteles und Phyllis". Es sei gleich vorausbemerkt, daß auch dieser Stoff weder ursprünglich deutsch noch griechisch ist. Im Sanskrit-Original des Pantschatantra, dessen Abfassung (aber nicht Erfindung) ins 3. Jahrhundert vor Christus gesetzt wird, kommt die Geschichte schon vor. Die Frau des Königs Nanda war aus erotischen Gründen auf ihren Mann sehr erzürnt und ließ sich durch kein Bitten und Betteln zufrieden stellen. Schließlich sagt er zu ihr: ‚Meine Liebe, ohne dich kann ich keinen Augenblick leben, ich falle dir zu Füßen und flehe dich an, wieder gut zu sein.' Sie erwidert darauf: ‚Laß dir einen Zügel in den Mund legen, mich auf deinen Rücken steigen und dich zum Laufen antreiben, wenn du dann rennst und wie ein Pferd wieherst, dann will ich wieder gnädig sein.' So geschah es denn auch. Die gleiche Erzählung figuriert in der alten chinesischen Literatur. Wir werden später sehen, wie sie sich im altfranzösischen Lai d'Aristote und auf der Fastnachtsbühne des fünfzehnten Jahrhunderts ausnimmt.

Die Fassung in Hagens Gesamtabenteuern lautet etwa so: Der griechische König Philipp ließ seinen Sohn Alexander durch den weisesten Meister Aristoteles erziehen und gab beiden mit ihrem Gesinde ein besonderes Haus mit einem schönen Garten. Die hoffnungsvolle Zucht und Lehre wurde aber durch die Minne unterbrochen, in welcher der junge feurige Alexander gegen die schöne Phyllis, ein Fräulein seiner Mutter, entbrannte. Die Schöne erwiderte seine Liebe, und bald vereinigte beide der heimliche Garten. Als Aristoteles dies entdeckte, klagte er es dem König, der dem Fräulein mit Strafe drohte. Diese beteuerte ihre Unschuld, was die Königin bezeugte. Die beiden Geliebten wurden aber scharf beobachtet und auseinandergehalten. Alexander saß brummend in der Schule, und die leidvolle Phyllis sann auf Rache. Sie schmückte sich aufs reizendste und ging frühmorgens mit nackten schneeweißen Füßen im Garten durch den Tau zum rieselnden Brunnen, um Blumen und Blüten zu sammeln. Dabei raffte sie ihr seidenes Gewand bis übers Knie auf. Der

18. Tropfende Kerzen
Zeichnung von [illegible]

19. Hirschbrunst

Zeichnung von K. Bahmann. Aus der „Jugend“ 1905

weise Greis erblickte sie durchs Fenster und ließ sich durch die Liebreizende betören, die ihm eine Handvoll Blumen hineinwarf und ihn minniglich grüßte. Er lud sie zu sich herein und bot ihr, die sich kosend zu ihm setzte, zwanzig Mark Silbers für eine Nacht. Sie versagte ihr Magdtum um Geld, wollte jedoch seinen Willen tun, wenn er sich einen Sattel, der dort hing, auflegen, mit ihrem Gürtel sich aufzäumen und so von ihr durch den Garten reiten ließe. Der weltweise Aristoteles war nicht stärker als Adam, Samson, David und Salomon. Er ließ sich von der Minne reiten. Die Reizende saß auf ihm, einen Rosenzweig in der Hand, und sang ein Minnelied, während der alte Graue auf allen Vieren durch den Garten trabte. Als sie am Ziel war, sprang sie fröhlich ab, schalt den alten Gauch, daß er ihr Ehre und Liebe genommen, verhöhnte ihn, daß seine hundert Jahre nun wieder zu sieben geworden, und wünschte ihn zum Teufel. Die Königin hatte mit ihren Fräulein von der Zinne des Palastes alles mitangesehn. So ward die große Schmach bald dem Könige und dem ganzen Hofe kund und erscholl überall, sodaß der weise Meister, dem Schimpf und Spotte zu entfliehen, nach einer Woche mit seinen Büchern und all seiner Habe heimlich zu Schiffe ging und nach einer Insel Galicia fuhr. Dort schrieb er ein großes Buch von den Listen der schönen falschen Weiber. Nichts vermag dagegen zu helfen, als ferne von ihnen zu bleiben.

Man muß bedenken, welche Rolle der Name Aristoteles im frühen Mittelalter auf dem Umwege über die arabische Kultur spielte, um diese Erzählung recht zu würdigen. Meist ist Aristoteles in seinen „besten Jahren“, nicht wie hier legendär hundertjährig. Aber vor allem ist er für die damalige Zeit, der der Faden der griechisch-römischen Wissenschaft verloren gegangen war, Ausbund und Blüte aller männlichen Intelligenz und Gelehrsamkeit, das Beste aller geistigen Erkenntnisse. Und dennoch dem Weibe untertan! Kismet, Fatum, Schicksal. Unentrinnbar. Spät kommt es, doch es kommt. Es darf nicht wunder nehmen, daß Meister Heinrich von Meißen, genannt der Frauenlob, sich in edler Gesellschaft dünkt, wenn er im „langen Ton“ also singet

Adam den ersten menschen den betrouc ein wip
Samsones lip
wart durch ein wip geblendet
David wart geschendet
her Salomon ouch Gotes riche wart durch ein wip gepfendet
Absalones schoene in nicht vervienc, in hat ein wip betoeret.
Swie gewaltic Alexander was, dem geschach alsus
Virgilius
wart betrogen mit valschen siten,
Olofern wart versniten,

dô wart ouch Aristoteles von einem wîbe gerîten,
Troye diu stat und als ir lant wart durch ein wîp versêret.
Achilli dem geschach alsam;
der wîse Absalôn wart zam,
Artûses scham
den wîbe kam
Parcivâl grôze sorge nam
sît daz vergi' der minnen stam,
waz schat denne, ob ein reinez wîp mich brennet unde vrœret?

Ja, was schadet es denn, wenn ein schönes Weib ihm heiß und kalt macht, fragt er melancholisch, den Helden des Männertums ist es doch auch so gegangen! Darunter dem Aristoteles.

Diese Helden galten als erotische Typen auch im Bildwerk. Die Kirchenskulptur hat sich mit Vorliebe ihrer bemächtigt und sie auf Säulen, Portale, Chorstühle, Glasfenster hingemeißelt, geschnitzt und gemalt. Nicht aus Lüsternheit, sondern in einer unbefangenen und leicht kritisch angehauchten Freude an den prägnanten Erscheinungen des Daseins. Freilich war dies vor der Zeit des Jesuitismus und des großen Reformations-Reinemachens in der europäischen Völkerstube. Da wurde so manches naiv-entzückende Relief von den barbarischen Hammerschlägen des Puritanismus heruntergeholt. Der zweite große Sündenfall trat ein. Man ward sich bewußt, daß man nackend war und daß alles Lebende Genitalien besitzt. Heuchlerische Scham nannte die Unbefangenheit Unzucht, und als die zertrümmerten Scherben der Reliefs am Boden lagen, wähnte man damit auch den Urtrieb alles Daseins aus der Welt geschafft, den man dennoch paradox fortfuhr, Luzifer, den „Lichtbringer“, zu nennen.

„Aristoteles und Phyllis“ sind des öfteren schon in den früheren Werken im Bilde gezeigt worden. Doch ist es uns gelungen, eine Reihe von bisher unveröffentlichten Darstellungen zusammenzubringen, die in einem größeren Zusammenhange noch besprochen werden sollen. Hier in der Einleitung geben wir vorläufig nur ein ganz modernes Blatt von J. Kuhn-Régnier (Abbildung Nr. 31), das 1910 im Pariser Salon der Humoristen ausgestellt war. Die Zeichnung wirkt komisch durch das Grundprinzip alles Witzes, die Gegensätzlichkeit der Travestie. Phyllis ist eine Demimondaine vom reinsten Wasser, die sich antik aufgemacht hat, Aristoteles ein bärbeißiger professeur in Babuschen und geblümtem Kattunlaken und so ernsthaft, als hätte er den pythagoräischen Lehrsatz zu dozieren. Alexander, mit preußischem Schnurrbart und Gardeleutnantsmonokel, verkneift sich das Lachen über den Reinfall seines gestrengen Paukers. Ein Moppel mit Seidenband, Flakons und Puderquaste, und ein Band von „Je sais tout“ vervollständigen das Interieur. Der Wandfries paßt zum Übrigen.

30. Überschwemmung
Gemälde von A. Guillaume Phot. Braun, Clément & Cie.

31. Aristoteles und Phyllis. Komische Zeichnung von J. Kuhn-Regnier, Paris 19..

„Reitmotiv" könnte man nennen, was in der Kunst unter dem Titel „Aristoteles und Phyllis" läuft; und da wir psychologisch einteilen, so gehören noch einige andre, gleichermaßen beliebte Stoffe in diese selbe Gruppe, darunter vor allem „Jupiter und Europa". Die Europa-Bilder sind so zahlreich, daß sie für sich allein eine Serie bilden und es kunstgeschichtlich interessant genug wäre, die Entwicklung der Auffassung und die Herausarbeitung neuer Nuancen in einem eigenen Zusammenhange zu verfolgen. Für die Betrachtung derartiger Motiv-Serien, deren wir in diesem Buch eine stattliche Reihe vorführen, gilt, was Nietzsche einmal sehr treffend zusammengefaßt hat: „Wenn dasselbe Motiv nicht hundertfältig durch verschiedene Meister behandelt wird, wird das Publikum nicht über das Interesse des Stoffes hinauskommen, aber zuletzt wird es selbst die Nuancen, die zarten, neuen Erfindungen in der Behandlung dieses Motivs fassen und genießen, wenn es also das Motiv längst aus zahlreichen Bearbeitungen kennt und dabei keinen Reiz der Neuheit, der Spannung mehr empfindet." Ich möchte dem nur insofern widersprechen, daß der Reiz des Gespanntwerdens dennoch bleibt; aber er wird vom rein Äußeren ins Innerliche verlegt, sodaß eine psychologische Vertiefung zustande kommt. Es ist deshalb wohlüberlegt, wenn Akademien für große Preise die allerbehandeltsten Stoffe ausschreiben, ebenso, wie wir d e n Schauspieler als Künstler am meisten würdigen, der uns eine neue und individuelle Auffassung des Hamlet oder irgend einer andern, Wort für Wort bekannten Rolle zu geben vermag.

5*

32. Odysseus bei Circe. Gemälde von Lévy. Phot. Ad. Braun & Cie.

Bei der Geschichte der „Europa“ ist ein ähnlicher Umstand merkwürdig, wie bei der der „Circe“. Was hat den Mann im Künstler aus dem ganzen Hergang der Sache am meisten gereizt? Wie Europa am Meeresstrande im Kreis ihrer Gespielinnen dasteht, blendend in ihrer Schönheit, gleich dem vollen Mond unter den Gestirnen? Oder wie Zeus aus dem kretischen Gebüsche tritt als frischer, geschmeidiger Jüngling und ihre Augen anerkennend auf ihm haften? Oder wie sie beide in der diktäischen Höhle im Rausche göttlicher Flitterwochen leben? Oder wie die Heroen-Söhne Minos, Rhadamanthos und Sarpedon mit dem edlen Paare an Kraft und Herrlichkeit wetteifern? Nein. Gereizt hat es die Künstler, daß die Schöne den Stier besteigt und auf ihm reitet. Er trägt ihre „süße Last“, wie banal gesagt wird. Dies ist außerordentlich charakteristisch

und nur aus der Sexual-Psyche zu erklären. Es gibt angeborene Anlagen, wie wir noch sehen werden, die ganz speziell auf derartige Vorstellungen und Handlungen gerichtet sind. Aus der ungeheuren Menge der verschiedenartigen, in der Kunst dargestellten „Reizmotive“ ergibt sich schon ohne weiteres, daß solche Anlagen nicht pathologischer Natur sind, sondern bloße Spielarten der Liebe bedeuten.

Das sinnenprächtigste aller Europa-Bilder ist das von Paolo Veronese, wie es von diesem Maler und seiner Zeit auch nicht anders zu erwarten ist. Wir geben in Abbildung Nr. 4 das in Rom befindliche Gemälde wieder, es gibt noch an ein paar andern Orten Dubletten von der Hand des Meisters, was darauf schließen läßt, daß das Bild schon damals das größte Aufsehen erregte, doch schien uns das Vatikanische Original am vortrefflichsten. Veronese zeigt uns im Vordergrunde nicht bloß den einen „fruchtbaren Augenblick“ der Handlung, wie ihn Lessing im Laokoon definiert hat, sondern noch drei weitere „transitorische“ Momente nach Art der älteren Legendenmaler: rechts schaut der Stier mit funkelnden Augen aus dem Dickicht, im Hintergrunde trabt er mit unruhig schlagendem Schweif davon, und ganz in der Ferne durchschwimmt er mit mächtigen Stößen die Meereswogen. Alle vier Augenblicke aber zielen auf das eine Motiv: vom Wunsch, dem Vater des Gedankens, bis zur vollendeten Tat. Europa ist eine berückend-stolze Modeschönheit der weithin herrschenden Lagunenstadt an der Adria. Reich ist ihre Büste und reich ihr brokatenes Gewand. Unter ihren Wimpern schimmert feuchte Lust. Und mit einer unwillkürlichen Bewegung reicht sie dem gefügigen Stiere den tadellos geformten Fuß hin, den er mit geblähten Nüstern sanft beleckt.

Ein ganz modernes Reizmotiv wiederum haben wir in Abbildung Nr. 30, „Überschwemmung“

33. Der erste Sündenfall. Gemälde von Jean Veber

von A. Guillaume, dem Zeichner der mondänen Eleganz. Er ist ein ausgesprochener Liebhaber der feinen Florstrümpfe, die vom blühenden Fleisch wie von einem innern Feuer durchleuchtet werden, und der kleinen koketten Füßchen in Halbschuhen. Diese Gestaltung des Stoffes ist der Eingebung eines glücklichen Augenblicks zu danken, zart und mit humoristischem Beigeschmack ausgeführt. Die grobe Manier derer, die darstellen *wollen*, aber nicht *können*, werden wir später nach Ansichtskarten und ähnlichen, dokumentarisch aber wichtigen, Trivialitäten zeigen.

Denn *selten* ist ein genialer Künstler, der das Weib *derart* auf den Schultern des Mannes reiten läßt, wie es *Van der Venne* in der wundervollen Komposition unserer großen farbigen Beilage „Die Besiegerin“ gelungen ist. Welch ein großausschreitender Kraftrhythmus in der Bewegung dieser geschwellten Wadenmuskulatur! Unzweifelhaft diese „sterke beenen“ vermögen die Welt zu tragen. Die Welt für diesen Mann — das ist das von Lebensüberschwang schäumende, geldverstreuende, rotblonde, lachende Weib auf seinen Schultern! Wie er dahinstürmt, beladen, gewichtig, Anspannung in allen Zügen, unter ihren wallenden Röcken! Wie alles an ihr farbig aufwirbelt, Borten, Spitzen, Rosetten, Schmuck, Samt, Seide, Puffen, Besätze, Schleier! Der Wein sprüht aus dem Glas bei dem tollen Jagen. Es ist eine Lust zu leben.

* * *

Zusammenfassung. Wir begannen diese Einführung mit einem Überblick über die Entstehung der Sexualforschung und erkannten ihren doppelten Ursprung aus der Moraltheologie und der Medizin. Wir hörten Pierre Bayle gegen die Mucker ankämpfen, die sich einer öffentlichen Diskussion auf dem Gebiete des wichtigsten menschlichen Seelenlebens entgegenstemmten. Wir sahen weiter, daß die Methode unserer Betrachtung nur eine psychologische sein kann und daß wegen der allgemeinen Unwandelbarkeit des Sexual-Instinktes alle bildlichen Belege als zeitlos zu gelten haben. Daß die Unterdrückung der Frau seit langen Zeiten vorhanden ist, daneben aber immer eine Herrschaft des Weibes im erotischen Sinne bestanden hat und besteht. Daß endlich die Schwäche des Mannes gegenüber dem Weibe mit dem Grade seiner Leidenschaftlichkeit gleichen Schritt hält.

34. Die Verzückung des Starken

Skulptur von Fritz Klimsch. Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin

Dann durchliefen wir kursorisch die Darbietungen der Kunst nach einigen Haupttypen unseres Themas und waren damit sofort mitten drin in der Fülle des Stoffes, den die folgenden Blätter kaum zu beherbergen wissen. Die Apotheose des ruhenden und thronenden Weibes brachte uns zu

15. Tannhäuser in Dornen. Zeichnung von Aubrey Beardsley. [illegible]

Circe und ihrem Gegenspieler Odysseus. Restif berichtete über seine Beobachtungen an Schuhen. Der Minneritter gab Anlaß, auf das Problem der Umwerbung und die verkehrte Auffassung einer moralisierenden Kulturhistorie hinzuweisen. „Aristoteles und Phyllis" ergab sich als ein uraltes Reitmotiv, das zahlreiche Gegenstücke besitzt.

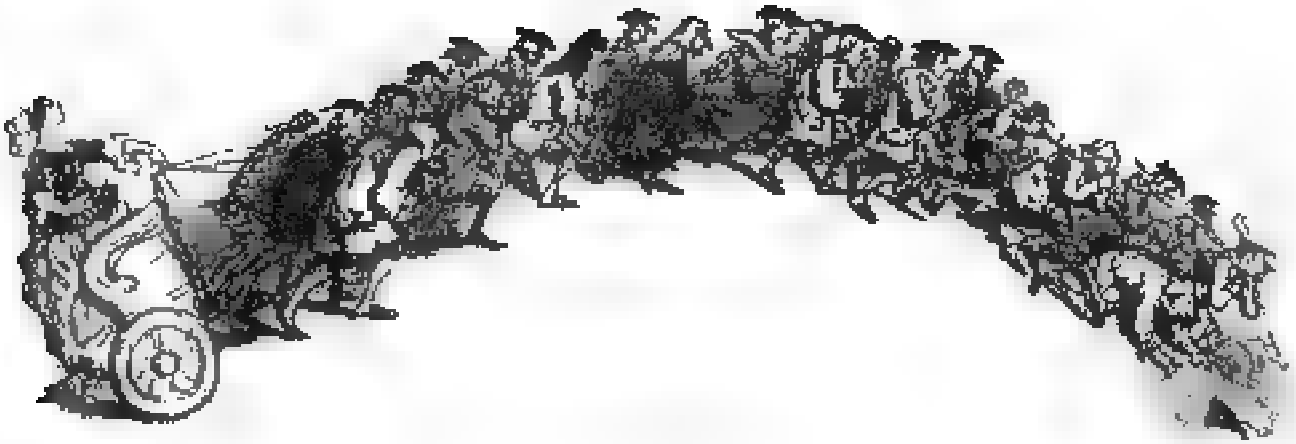
So blinkt aus den Bilderdokumenten schon jetzt hindurch, was das Ergebnis des Ganzen sein wird: Weiberherrschaft. Keine Zukunftsmusik aus dem Lager der Frauenbewegung, keine Verkennung tatsächlicher Machtverhältnisse, kein tendenziöses Gleichmacherwollen der Geschlechter, sondern ein rückwärts gewandtes und gegenwärtiges Konstatieren aus angeborenen Anlagen des Menschen.

36. Amphitrite. Federzeichnung von Albrecht Dürer. 1503

Digitized by Google

LAPSVS HVMA:
NI GENERIS .:.

Evas Apfel. Holzschnitt von Hans Baldung Grien. 1511



37 Der Triumphwagen. Lithographie von Cham. Um 1834

I

Weib und Mann

Vom Unterschied der Geschlechter. Der Unterschied zwischen Weiblich und Männlich in der lebenden Welt beginnt schon bei der Ei- und Samenzelle, ja er ist dort weit schärfer ausgeprägt, als in manchem späteren Stadium der Entwicklung. In gewissem Sinne zeigen uns diese getrennten Anfangselemente des Daseins sogar am allerdeutlichsten, was spezifisch weibliche und was spezifisch männliche Eigenart ist.

Die **Eizelle** ist in der Regel größer, massiger, mehr Nährstoff enthaltend, vor allem in sich geschlossen, ruhend, passiv, abwartend und Anziehungskräfte nachweisbarer Art ausstrahlend. Dagegen sind die **Samenzellen** klein, manchmal im körperlichen Verhältnis geradezu winzig, aber beweglich, hitzig, in Menge wimmelnd und auf jeden ausgestrahlten Reiz mit Begier hingewandt. Sie spüren die Eizelle auf tausend- und millionenfache Länge des eigenen Körpers. Sie eilen in überstürztem Wettlauf auf die gemächlich Harrende los. Ungezählte bleiben am Wege liegen, erschöpft von der unmäßigen Anstrengung, ihren schweren Kopf mit dem dünnen, peitschenartigen Schwänzchen schlängelnd vorwärtszuschieben. Aber immer noch ungezählte gelangen hin. Sie umschwärmen das Ei rings, eine dichte Wolke von übereifrigen Anbetern, die Einlaß begehren. Viele sind berufen und ein einziger wird auserwählt. Ihm öffnet sich das kleine Schlupfloch in der Schale, er kriecht hinein in den weiblichen Zellenleib, um völlig darin aufzugehn.

Und welcher Reiz ist es, der die Ungestümen so drängend vorwärtsreißt? Ein **Geruchs- oder Geschmackseindruck.** Das hat schon vor zwei Jahrzehnten ein Botaniker experimentell nach-

38. Eine Mona Lisa
Englischer Kupfer von [illegible] nach Leonardo da Vinci

gewiesen. Er stellte bei Farnen fest, daß der ganze weibliche Genitalapparat, also auch die darin befindlichen Eizellen, Apfelsäure enthält. Er füllte nun eine entsprechend graduierte Apfelsäurelösung in ein feines, oben offenes Röhrchen und brachte die Öffnung in einen Tropfen, der von den Samenzellen des Farnkrauts belebt war. Sofort schlängelten sich die Samenzellen darauf zu und in weniger als fünf Minuten waren bereits über sechshundert in das Röhrchen eingedrungen. Sie waren also auf den Leim gegangen oder vielmehr auf die Apfelsäure, weil, chemisch ausgedrückt, die Apfelsäure für sie der erotische Reiz ist. Das Gegenexperiment wurde bei einer Moosart gemacht; hier flohen die Samenzellen vor der Säure, strebten aber einer Rohrzuckerlösung zu, weil d.ese ihre spezielle Lockung darstellt. Die Feinheit der Wahrnehmung war übrigens so minutiös, daß noch Apfelsäure in Lösung von einem Tausendstel Prozent genügte, um die Zellen in Marsch zu setzen.

Man könnte diesen „Chemismus" der sexuellen Energien, wie man ihn genannt hat, noch weiter bis hinauf in die Reihe der Säugetiere verfolgen, doch das eine Beispiel genügt, um zu demonstrieren, daß der prinzipielle Unterschied im Geschlechtscharakter von Weib und Mann von Urbeginn an da ist.

Eine volkstümliche Redensart besagt, der Mann „mache" der Frau Kinder. Wenn er sie dann gemacht hat und es sind Jungens, so schreibt er diese Geschlechtsbestimmung sicherlich sich selber zu, er hält das zwar nicht für bewiesen, aber doch für sehr wahrscheinlich. Die als wertvoll angesehenen Eigenschaften der Söhne wird er indessen unbedingt auf Rechnung seiner Vererbungsfähigkeiten setzen. Die an und für sich minderwertigen Töchter „schlagen" begreiflicherweise mehr nach der Mutter; denn einen kleinen Anteil am Werk will man der Gebärerin ja lassen. Derartige Ansichten sind ein Überbleibsel der streng vaterrechtlichen Auffassung, das Weib sei ein Blumentopf, in den der Mann sein kostbares Samenkorn versenke, die Qualität der Blumenerde sei zwar verschieden, in der Hauptsache komme es aber auf die Aussaat an.

Die neueste Naturwissenschaft ist nun gerade dabei, dieser selbstgefälligen Männereinbildung den Garaus zu machen. Noch der verflossene Professor Schenk in Wien durfte sich bis über die Ohren blamieren, indem er vorschlug, den Blumentopf mit Kohlehydraten zu düngen. Loeb hat

dagegen bewiesen, daß die Spermatozoen unter Umständen garnicht zur Weiterentwicklung des Eies nötig sind, daß also, so seltsam es klingt, das Weibchen sich ohne Zutun des Männchens fortpflanzen könnte, und zwar bei Tieren, bei denen ein solcher Fall der „Jungfernzeugung" gemeinhin nicht vorkommt. „Nach unserer jetzigen Kenntnis der chemischen Struktur des Spermatozoons vermögen wir nicht zu verstehen, sagt Loeb wörtlich, warum sein Eintritt ins Ei entwicklungserregend wirken sollte." Loeb hat bei den Eiern niederer Tiere den Samen durch eine Lösung bestimmter Salze ersetzt und damit eine Entwicklung bis über die ersten Stadien der Larvenbildung hinaus erzielt. Für Suffragetten brauchbare Salze sind bis jetzt allerdings noch nicht komponiert worden; diese müssen bis dahin noch auf die letzte Selbständigkeit verzichten oder, ganz unmodern, ihren eigenen Sprit mit einem Zusatz „naturel" verschneiden.

Jedenfalls ist die „Jungfernzeugung" oder Parthenogenese eine bekannte Möglichkeit im Bereiche der Natur, während für die eigenmächtige Fortpflanzung eines männlichen Individuums kein Beispiel existiert. Es gibt Tiere, deren Weibchen in der günstigen Jahreszeit unbefruchtete Eier legen, aus denen sich nur Weibchen entwickeln, im Herbst aber ebenfalls unbefruchtete Eier, aus denen dann Männchen und Weibchen hervorgehn. Andre Weibchen wieder haben große Eier, die zu Weibchen, und kleine Eier, die zu Männchen werden. Daraus und aus vielen andern Beobachtungen ähnlicher Art läßt sich schließen, daß das Geschlecht des zukünftigen Wesens schon von vornherein im Ei der Mutter bestimmt ist und daß der „Erzeuger" herzlich wenig dazu tun

39. Schlafende [illegible]. Gemälde von Rubens

6*

40. Eine Lukrezia, die nur so tut. Gemälde von Lucas Cranach

kann. Auch beim Menschen ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß Zwillinge, die an einem Mutterkuchen sitzen, die also aus einem einzigen Ei (mit zwei Keimflecken) hervorgehn, immer gleichen Geschlechtes sind. Zwillinge aus zwei verschiedenen Eiern dagegen können auch verschiedenen Geschlechtes sein. Also enthalten schon die mütterlichen Eier im voraus den Charakter der kommenden Generation, ob männlich oder weiblich. Man kommt demnach zu dem paradoxen Satze, daß inbezug auf die Nachkommenschaft alle weiblichen Wesen zwitterartig doppelt bevorzugt, alle männlichen aber gewissermaßen geschlechtslos sind. Die männlichen Wesen geben bloß irgendwie den Anstoß zur Entwicklung und übertragen Eigenschaften von sich. Das ist ihr schöpferischer Anteil. Obgleich Loeb, wie wir oben sahen, nicht recht begreifen will, warum das so sein müsse, ist an diesem Faktum immerhin bis auf weiteres nicht zu zweifeln. Kein biologischer Grund aber ist vorhanden, die Erzeuger-Qualität über die Gebär-Qualität zu stellen.

Schopenhauer hat den ganzen Hohn, dessen er in so reichem Maße fähig war, über das „kurzbeinige" Geschlecht ausgegossen. Man muß bedenken, Schopenhauer litt an hartnäckiger Verstopfung, und der Pessimismus stieg ihm aus dem Gedärm zu Kopf. Außerdem aber hatte er wegen eines ungeschickten Berliner Abenteuers Alimente zu zahlen, was ihn, den filzigen Rentier, ungeheuer wurmte, bis die alte Hexe eines Tages endlich krepierte, wie er sich zärtlich ausdrückte. Dieser Gewährsmann über Weiber ist also nicht recht koscher; hat aber Schule gemacht, wie sich's versteht, in einer Zeit, wo „Männlichkeit" markiert werden muß. Man schwatzt es nach und beruft sich auf den Frankfurter Gourmand-Philosophen. Nur stimmt es nicht. Freilich haben die Weiber

41. Die belauschte Susanne. Gemälde von Paolo Veronese

kürzere Beine als die Männer; denn sie sind eben überhaupt kleiner. Aber im Verhältnis, worauf es doch ankommt, ist der Unterschied der Beinlängen so minimal, daß Pfitzner mit Recht bezweifelt, ob er überhaupt bemerkbar sei. Quetelet hatte das Verhältnis vom Oberkörper zum ganzen Körper beim Manne auf 1 : 1,97 berechnet, beim Weibe auf 1 : 2,00. Nach Pfitzners Messungen, die an 4387 Personen vorgenommen wurden, ist die Differenz noch geringer, und zwar verhält sich Sitzhöhe zur Beinlänge beim Manne wie 526 : 474, beim Weibe wie 531 : 469. Das untere Rumpfende liegt demnach beim Weibe nur um ein halbes Prozent der Körperlänge tiefer, als beim Manne; das macht bei einer mittleren Statur von 155 Centimetern noch nicht acht Millimeter aus! Und darum kurzbeinig!

Woher kommt es nun, daß dieser irrige Unterschied zwischen Weib und Mann so allgemein behauptet und geglaubt wird? Erstens aus Mangel an Augenschein. Welcher Mann ist denn heut

in der Lage, *genügend viele* unbekleidete weibliche Körper mit ruhig prüfender Aufmerksamkeit betrachten zu können? Nicht einmal der bildende Künstler, dem es doch not täte, viele zu sehen und Auswahl zu treffen, der aber in Wirklichkeit auf die Misere des Modellmarktes angewiesen ist. Schon Dürer ergriff freudig die Gelegenheit der Badstuben, weil er da wenigstens einiges zu sehen bekam. Es bliebe also höchstens der Mediziner, falls er ein Auge hat für relative Gesamtproportionen.

Das zweite und bedenklichere Übel ist die Fortdauer des griechischen *Schönheitskanons*. Alt-Griechenlands Skulpturen beherrschen den Bildhauer von heute, beherrschen den wissenschaftlichen Untersucher und unsere ganze ästhetische Auffassung von der Schönheit der Formen, besonders der des Weibes. Man vergißt, daß auch die Griechen unter dem Einfluß ihrer zeitgenössischen Modeströmungen standen. Lange Beine galten damals für ideal, wahrscheinlich, weil sie verhältnismäßig selten waren. Der Apoll von Belvedere ist so ein seltenes Ideal. Aber er ist keinesfalls ein Muster für die Proportionen des blonden mitteleuropäischen Normalmenschen, der seit Jahrhunderten in der Kunst Akt steht. Selbst *wenn* er ein Messungs-Muster wäre, würde er einer *andern Rasse* angehören.

Nun ist es fast lächerlich zu sehen, wie pedantisch die Künstler dem alten Kanon auch in Nebendingen folgen. Zur körperlichen Toilette der antiken Damen gehörte das Ausrupfen der Scham- und Achselhaare, eine lästige Übung, die man älteren Personen als verspottenswerte Koketterie auslegte und die in der sonstigen Völkergeschichte sehr wenig Analogien hat. Es ist klar, daß die griechischen Bildhauer ihre weiblichen Statuen unbehaart darstellten, nicht aus Prüderie, sondern gerade weil sie epiliert *erotisch reizvoll* erschienen, während das Vorhandensein der Haare den Eindruck von abstoßender Unsauberkeit hervorgerufen hätte. Die gesamte neuere Kunst hat diese Sonderbarkeit blindlings nachgeahmt, trotzdem dadurch das, was die Griechen bezweckten, in sein psychologisches *Gegenteil* verkehrt wird. Ja, man geht so weit, den Griechen zuzumuten, sie hätten andauernd eine Unnatürlichkeit begangen — aus Sittlichkeitsgründen!

Untersucher, wie Stratz und andere, haben den modifizierten alten Kanon dann neuerdings wieder populär gemacht. Bewußt oder unbewußt haben sie die Modelle zu ihren Messungen nach den Prinzipien der antiken Ästhetik ausgewählt und dann natürlich nicht viel andere Resultate erreicht. Richtig wäre es, die Proportionen einmal *ohne* jede Voraussetzung an vielen, vielen Tausenden von Menschen rein rassenmäßig und nach Familiengruppen gesondert vorzunehmen. Dann würde man wissen, was *Durchschnitt* ist und was *Modeströmung* der jeweiligen künstlerischen Auffassung.

Die heutigen Männer sind stark und persönlich geschädigt durch diese Lage der Dinge, sie leiden an der *Enttäuschung der Entkleidung*. Weil sie keine Gelegenheit haben, Nacktheit zu schauen, saugt ihre Einbildung die Kenntnis der Formen aus jenen Ebenbildern des Körperlichen, die gemeißelt, gemalt und gezeichnet werden. Nicht frühreife Großstadt-Lüsternheit, wie die Sittlichkeitsmeier sagen, sondern der berechtigte Drang nach wahrer Formenkenntnis treibt die jungen Leute in Museen und Galerien. Damit wird der erste Grund zur Enttäuschungs-Krankheit gelegt. Auch die größten Meisterwerke sind immer idealisiert, und der Beschauer, der glühend in reiner Freude die Herrlichkeit der Konturen in sich aufnimmt, ist ahnungslos und durch nichts gewarnt. Die Krankheit wächst sich dann unmerkbar aus. Durch alles, was plakatiert und illustriert ist, wird sie genährt. Und endlich bricht sie zur Krisis aus, wenn die erste Geliebte hüllenlos vor dem Manne steht. Wohl stammelt er Lobeshymnen, aber er fühlt sich unsicher und wähnt, sein Mund rede Lügen.

12 Die verführerische Schlange. Italienischer Kupfer von Giacomo [illegible] 54

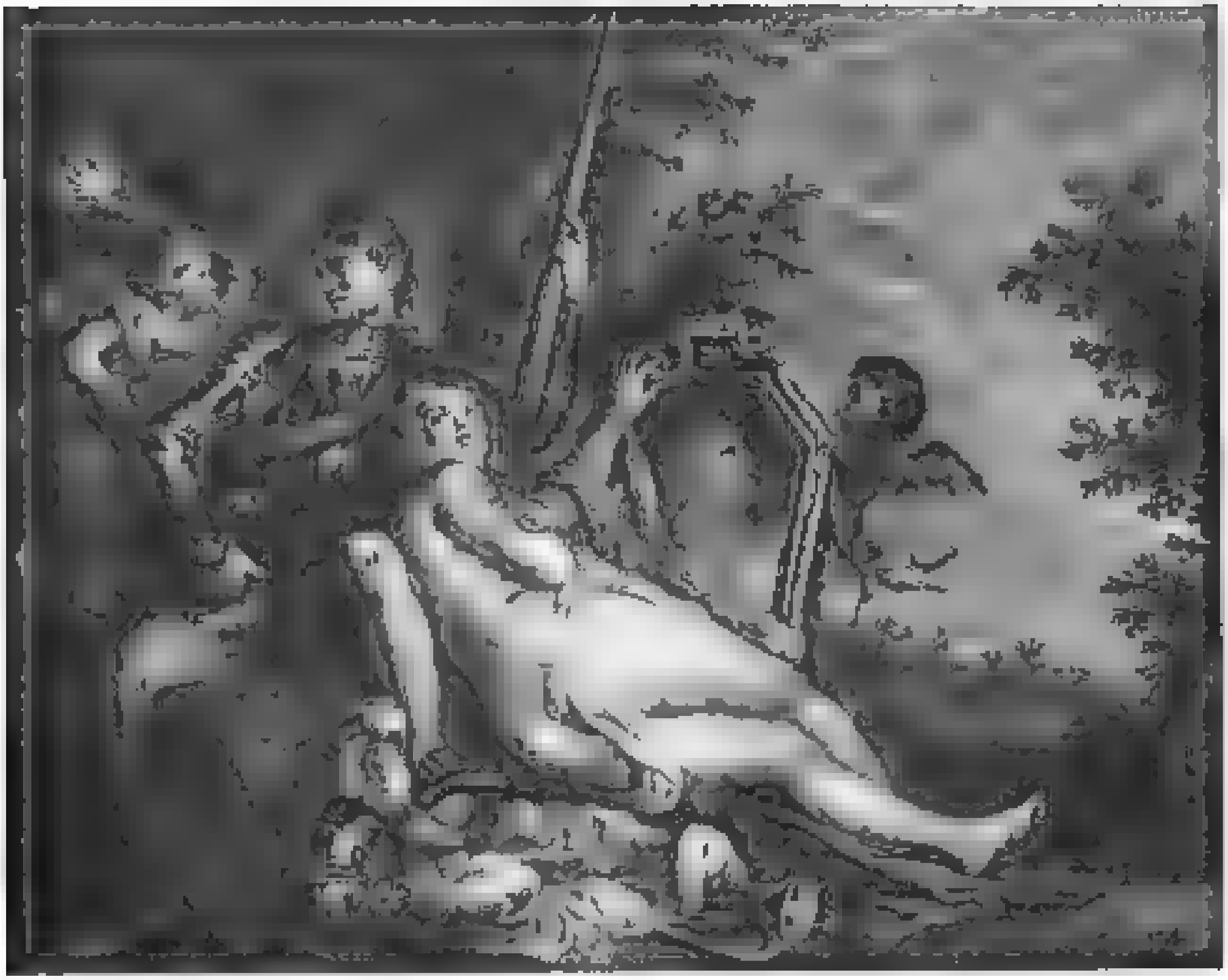
Er möchte ihr zurufen, deine Beine sind ja ach so kurz, dein Busen steht nicht so gewölbt, als wäre er gemalt, und deine Taille ist sicherlich Korsettwirkung! Er irrt sich natürlich in neun von zehn Fällen. Die Kunst hat ihn belogen. Aber er glaubt ihr und wird von der Geliebten bald ernüchtert. Dann beginnt die Suche nach dem unauffindbaren Ideal. Manche besonders Hartnäckige haben schon den Maler eines berühmten, in Mode gekommenen Bildes um die Adresse des Modells bedrängt, aber der Maler hat bloß verschmitzt gelächelt, wenn er die plastischen Schönheiten seiner Leinwand preisen hörte, und hat die Adresse mit gutem Grund für sich behalten.

Kehren wir von einem Unterschied der Geschlechter, den wir als unbedeutend und nur scheinbar erkannt haben, zurück zu den wirklichen und bedeutsamen. Es ist indessen nicht meine Absicht, hier den ganzen Apparat der vergleichenden Anatomie abzuhandeln und bis zu der differierenden Länge der großen Zehe die äußere Erscheinung von Adam und Eva auf Abweichungen hin zu untersuchen. Es sei nur berührt, daß das Weib kürzere Arme, einen kleineren Kopf, schmälere Schultern, breiteres Becken, überhaupt zarteren Knochenbau, weniger Muskulatur und viel mehr Fett, weichere Haut, kleineren Kehlkopf, größeres Fassungsvermögen der Harnblase besitzt, als der Mann. Sobald man sich in Einzelheiten dieser oberflächlichen Aufzählung vertieft, wird die Definition schwierig und die Angaben der Autoren widersprechen sich oft. Man kann auch extreme Typen von Weib und Mann, eine Augenweide für Zwischenstufler, nebeneinanderstellen, bei denen alle diese Angaben im umgekehrten Maßstabe stimmen würden. Einem einzelnen Schädel ist es oft sehr, sehr schwer anzusehen, zu welchem Geschlecht er gehörte. Alles in der Natur hat fließende Übergänge und meist kann man nicht mehr umgrenzen, als die Relativität von Gruppenerscheinungen.

43. Stolz. [illegible]

Nur eins ist wichtiger: das Hirn. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade in dem Zeitpunkt, als die Frauen die offizielle Zulassung zur höheren Bildung erstrebten, von seiten der Männer die niederschmetternde Entdeckung gemacht wurde, daß das weibliche Hirn nicht so schwerwiegend sei wie das männliche. Diejenigen Professoren, denen der Gedanke einfach scheußlich war, im Kolleg

THE
JOHN CR
LI



44. Armida. Stich von [illegible]

sagen zu müssen „Meine Damen und Herren!“, frohlockten. Zahlen beweisen, meinten sie, und nun gar erst Zahlen und Gramme! In der Tat, wenn auch die Technik der Hirn-Wägung nicht frei von Fehlerquellen war, so wurde doch plötzlich aller Orten so fleißig gewogen, daß an den 125 Gramm minus nicht länger zu zweifeln war. Also ein Viertelpfund! Nun geschah es, daß einer der grimmigsten gelehrten Weiberfresser das Zeitliche segnete und letztwillig verfügt hatte, die Beweiskraft seiner antifemininen Theorien durch Nachwiegen seines eigenen lebenslänglichen Hauptinhaltes zu erhärten. Aber, oh Pech! dieser selbige wog nur eben so viel, wie der Hauptinhalt eines Durchschnitts-Weibchens. In der Wissenschaft geht's, wie Sonntags auf der Eisenbahn. Jedem folgenden Zuge entquillt eine neue und buntere Menge von Ausflüglern. So lag denn bald das Hirnschmalz eines Bierbrauers auf der Wage und ergab den Zeigerausschlag, der nur dem Genie zukommen sollte. Von dem Stubenmädchen nicht zu reden, das ihn noch übertrumpfte.

Man sah bald ein, daß mit dem *absoluten* Hirngewicht der wissenschaftliche Feldzug (denn ein solcher war es) nicht zum siegreichen Ende zu führen sein würde, und versuchte es mit dem *relativen*. Die Beziehung auf die eine Dimension der Körperlänge erschien nicht genügend. Die dreidimensionale Beziehung auf das Körpergewicht aber ergab das überraschende Resultat, daß die Frau im Vorteil sei. Bei der Annahme von 65 und 54 kg Durchschnittsgewicht kamen beim

Manne 21,6 g und beim Weibe 23,6 g Hirnsubstanz aufs Kilo Körper. Nun erscholl ein Hurrah aus dem Frauenlager, und für manche Suffragette steht es seitdem bombenfest, daß das Weib dem Manne geistig überlegen ist. Je fetter, um so geistvoller, müßten sie dann allerdings lediglich weiterschließen.

Nun, im Ernst, die ganze Hirn-Untersucherei ist bis jetzt so wertlos, wie die Schädelmessungen in der Anthropologie. Der Schweiß dieser Arbeiten war einer besseren Sache würdig. Man wollte ein Ergebnis beweisen, das man schon vorher in der Hand hatte und zu dem es neuer Beweise garnicht bedurfte. Denn wer es nach den rein geistigen Leistungen, die die Geschichte der Männer und Frauen uns in der Vergangenheit aufweist, bezweifelt, daß hier die größeren Anlagen auf seiten der Männer sind, mit dem ist nicht zu diskutieren.

* * *

Wenn von zwei Kindern jedes die Hälfte eines Apfels geschenkt kriegt, so zanken sie sich erst eine Weile herum, wessen Stück größer und schöner ausgefallen ist. Nicht viel anders unterhält man sich fortgesetzt in der breiten Öffentlichkeit über die natürlichen Vorzüge von Weib und Mann. Sobald bei den Yankees drüben in irgend einer Bretterbuden-City des fernen Westens ein angehender Baccalaureus nach Untersuchung von 13½ Personen herausbekommen hat, welches Geschlecht die wenigsten Hühneraugen besitzt, so läuft diese vermischte Nachricht durch alle Telegraphen des Erdballs.

Man erfährt zum Beispiel, wer feineres Tastgefühl hat, während die Gebrüder Weber schon 1851 nachgewiesen haben, daß der Tastsinn variabel ist und seine Feinheit nur von der Übung abhängt. Unter der offenbaren Voraussetzung, das gesamte Menschengeschlecht bestehe aus Lokomotivführern, wurden mühsame Experimente über sogen. Farbenblindheit (Daltonismus) veranstaltet, das Verhältnis soll bei Männern 1 : 30, bei Frauen 1 : 250 sein. 25 Studenten und eben so viele Studentinnen mußten in einer genau festgesetzten Zeit möglichst rasch eine Anzahl Worte schreiben, der Durchschnitt ergab bei den Studenten 1375 und bei den Studentinnen 1128 Worte. Der Witz dieser Vergleichungen ist wäßrig. Erfreulicher endete ein hitziger Streit zwischen einem Frauenrechtler und einer Gegnerin der Emanzipation. Der Frauenrechtler bewies, es gebe nichts, was bisher nur Männer getan hätten und was die Frauen nicht ebenso gut ausführen könnten. Fast schien die Gegnerin geschlagen. Da kam sie mit einem letzten entscheidenden Argument. „Nein," sagte sie mit Bestimmtheit, „es giebt etwas, das ihr Männer könnt und das über unsre Kraft geht, — was eine Frau nie den Mut finden würde zu tun." „Und das wäre?" fragte der Frauenrechtler erstaunt. „In der Öffentlichkeit erscheinen mit einem — Kahlkopf!"

In der Akademie der Wissenschaften hat Edmond Perier einen Bericht dahin erstattet, daß die Pariserin von heute im Durchschnitt 1,57 m groß sei, während die übrigen Französinnen es nur zu 1,54 m brächten. Da nun die erste Zahl vor zehn Jahren noch nicht erreicht war, so ist kein Zweifel, daß die Pariserinnen seitdem bestrebt sind, ihren Männern über den Kopf zu wachsen.

Die tiefgründigsten Ergebnisse aber werden erzielt, wenn die Zeitungen zu Weihnachten oder Pfingsten derartige „Umfragen" selber in die Hand nehmen. Das zeitgemäßeste Datum dazu wäre der 1. April. Ist die Schönheit der Frauen im Verfall? hat eine englische Wochenschrift gefragt. Rodin meinte, die Frauen von heute seien so schön wie je zuvor, es läge bloß an den Augen der Bildhauer. Vermutlich hat Rodin die eigenen Augen hierin eingeschlossen. Sir Alfred East, weil er Landschaften malt, sagte, es stehe heut damit besser, denn allein schon der Sport vergeistige die

43. Juno. Kupferstich von H. Goltzius. Ende des 16. Jahrhunderts

58. Die betrübte Venus. [illegible]

Schönheit. Ein anderer erklärte, die Holländer des 17. Jahrhunderts seien durchaus nicht immer sicher in ihrem Urteil über die wahre Schönheit gewesen, aber seit man die Photographie habe (die so prächtig verzeichnet), besitze man den denkbar genauesten Maßstab für Frauenschönheit. Wieder ein anderer Künstler berief sich auf Darwin. Wenn alles in der Natur sich zum Höheren fortentwickle, so selbstverständlich auch die Schönheit.

Weiter verfiel eine Zeitschrift auf die Idee der Ankleidepuppen. Es sollte aber nicht die Frage nach dem Rückfall des gebrauchten Papiers ins Reine, sondern wieder nach der Schönheit beantwortet werden. Man sah da erst die Bilder der Emma Hamilton von Romney und der Sarah Siddons von Gainsborough und dann dieselben Damen im neuesten Pariser Hut und Kostüm. Man konstatierte allgemein, daß diese „berühmten" Schönheiten heute „auf der Straße kaum auffallen" würden. Dagegen stand der Königin Elisabeth die moderne Verkleidung besser, als ihre „Mühlsteinkrause". Aus diesem Anfängertum sieht man indessen nur, daß für den Engländer der Öffentlichkeit die Schönheit des weiblichen Körpers in der Kleidung liegt.

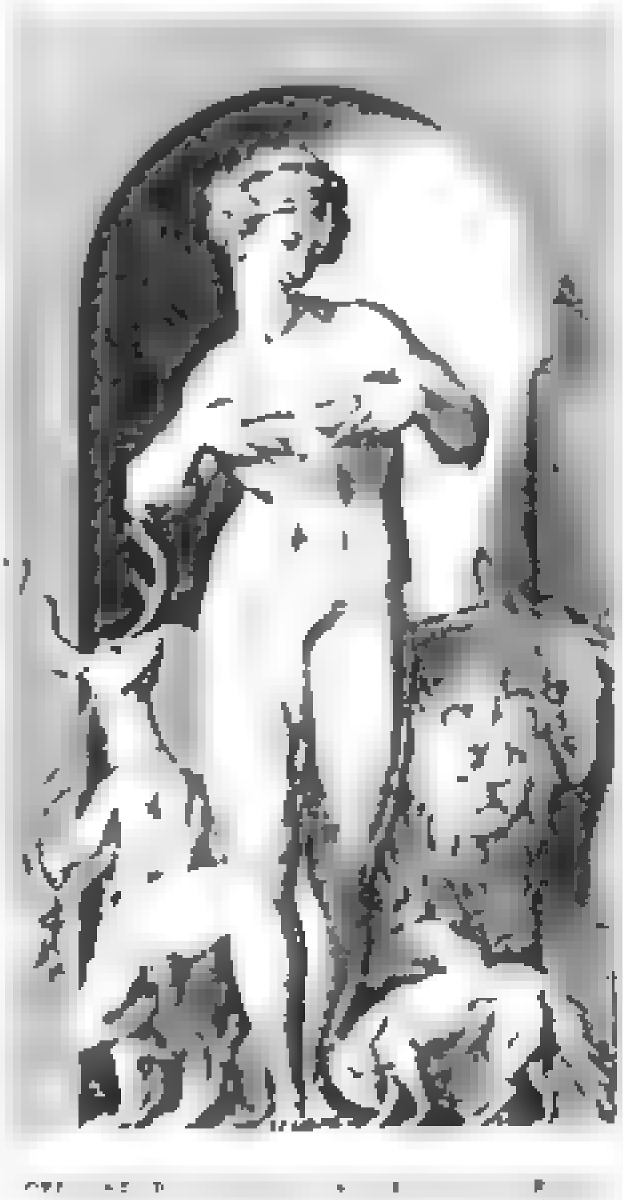
Ein Berliner Blatt wollte einmal wissen, ob die Frauen Humor haben. Da antworteten die Herren sehr bedächtig, gelehrt und grimmig. Es kommt auf ihre Männer an, sagte Max Bernstein. Otto Ernst schied zwischen rezeptivem, produktivem und reproduktivem Humor. Ompteda hat ihn in „mittleren Schichten" kaum je gefunden, kennt aber sowohl eine Bäckersfrau als auch eine Fürstin, welche — Friedrich Haase hat hingegen in den „oberen Schichten" gute Erfahrungen gemacht. Jerome K. Jerome [illegible] sie das „[illegible]" weniger würdigen. Der erfolgreichste französische Bühnendichter der Gegenwart beginnt: „Es darf nicht befremden, daß die Frauen keinen Sinn für Humor haben usw." Der bedeutendste unter den jüngeren Humoristen Frankreichs, der es ja wissen muß, behauptet: „Die Frau ist ein durchaus antihumoristisches Lebewesen." Joseph Lauff bestätigt

seinen [illegible] Pegasum und bedeutet, daß die Frau den Lieblingssohn der Musen, der mit dem „Klingerling der Schellen" das Leben erst zum Leben macht, nie an ihren Busen gedrückt habe. Kurz, die Männer beweisen, daß sie zwar keinen Humor, aber Anwartschaft auf einen gelehrten Stuhl der Ästhetik vor geleerten Bänken haben. Clara Viebig jedoch antwortet: „Ob die Frauen Humor haben? Immerhin genug, um diese Frage nicht ernst zu nehmen."

* * *

Die Schönheits-Ideale. Der edle Schopenhauer, den immer noch einige für einen Philosophen halten, drückt sich, um ihn vollständig zu zitieren, so aus:

„Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit, sondern bloß Äfferei zum Behuf ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Das macht, sie sind keines rein objektiven Anteils an irgend etwas fähig, und der Grund ist, denke ich, folgender: Der Mann strebt in allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloß indirekte Herrschaft verwiesen, nämlich mittelst des Mannes, als welchen allein es direkt zu beherrschen hat. Darum liegt es in der Weiber Natur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzusehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderem ist immer nur ein simulierter, ein bloßer Umweg, d. h. läuft auf Koketterie und Äfferei hinaus."



47. Reichtum und Fruchtbarkeit

Kupfer von Giov. Caraglio

Schlimmer kann man sich nicht verheddern. Die ganze Redeweise klingt fast so instinktiv antipathisch, wie man es sonst nur noch bei den eingefleischtesten Homosexuellen erleben kann, die sich vor dem Weibe direkt ekeln. Also das ist seine eigene „Objektivität"! Streicht man aber den Grundton weg, so giebt er im übrigen der Idee dieses Buches vollkommen Recht. Worüber soll die Frau denn herrschen, als über den Mann? Und ist das nicht schwieriger, als wenn der Mann über „Dinge" zu herrschen bemüht ist? Der Unteroffizier beherrscht seine Korporalschaft ganz direkt. Ist die „indirekte" Herrschaft des Feldmarschalls nicht viel wichtiger? Der größte Schnitzer unterläuft Schopenhauer indessen, wenn er das Weib unästhetisch nennt. Er unterscheidet nicht zwischen erotischem und ästhetischem Ideal, und daher, weil ihm das Weib erotisch zuwider ist, heißt er's unästhetisch.

Das ästhetisch Schöne löst nach Kant ein allgemeines Wohlgefallen aus. Es ist sehr schwer, die Sache näher zu definieren, und alles was darüber gesagt ist, verliert sich ins Uferlose. Das einzig Charakteristische dabei, nämlich die Wandelbarkeit dessen, was gefällt, wird gewöhnlich außer Acht gelassen. 1860 überreichte Cordier der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris eine Abhandlung über die Schönheit des Menschen, in der er zuerst betonte: „Die Schönheit ist nicht etwa Eigentum der einen oder andern Rasse. Jede Rasse differiert hinsichtlich der ihr eigenen Schönheit von den andern Rassen. So sind denn die Schönheitsregeln keine allgemeinen, sie müssen für jede einzelne Rasse besonders studiert werden." Und nicht bloß vom Ort ist diese Wandelbarkeit abhängig, sondern erst recht von der Zeit. Wir können es heute nicht begreifen, warum eine Zeit lang in der deutschen Kunst die dicken Kleiderbäuche so beliebt waren, ob es Körperhaltung war, Einfluß des Schnürens oder Symbolik der Schwangerschaft. Genug, sie waren beliebt, und alle Welt fand sie ästhetisch schön. Dieselben Figuren wären heute unmöglich, wir würden sie ästhetisch unschön finden.

Für die Wandelbarkeit des ästhetischen Ideals haben wir einen Ausdruck, der die Sache begriffsmäßig gut bezeichnet, aber sie natürlich nicht erklärt: Mode. Jedermann weiß, wie die Mode sich ändert, am schnellsten bei dem, was am schnellsten verbraucht wird, den Kleidern. Langsamer ändert sich die Form des Schmucks, der Möbel und Geräte, der Bauwerke usw. Alles, was mit dem Menschen zusammenhängt, selbst die Gestaltung der Erdoberfläche, unterliegt einer allmählichen Veränderung seiner Ausdrucksformen. Rückwärts gewandt, können wir diese Veränderungen vergleichend aneinanderreihen, gruppieren, und sagen, wie es war. Warum es so war, ist fast unmöglich zu erkennen. Nur hie und da und in Einzelheiten versteht man Ursache und Wirkung. Die Kausalität ist in diesem Gewirr von Erscheinungen so verschleiert, daß es ganz ausgeschlossen ist, für kommende Jahrhunderte vorauszusehen, wie die Ausdrucksformen sich wiederum wandeln werden.

Nun ist anzunehmen, daß der menschliche Körper zu denjenigen Erscheinungen gehört, die sich, vom Standpunkt unseres kurzen Daseins aus, am allerlangsamsten verändern. Man hat jetzt in den prähistorischen Erdschichten der Dordogne menschliche Skelette ausgegraben aus einer Zeit, wo noch nicht gut gefertigte und geschliffene Steinwerkzeuge (gewiß eine ganz primitive Stufe der Kultur) erfunden waren, sondern bloß rohe Absplitterungen von Feuersteinscherben zum Kratzen, Schaben, Bohren und Schneiden dienten. Diese Skelette, deren Alter niemand anzugeben wagt, von denen man aber verstohlen an hunderttausend Jahre denken darf, diese Skelette weisen keine anderen Merkmale auf, als sie heute noch rassenmäßig auf der Erde vorkommen.

So sehr also auch die Körperform des Menschen rassenmäßig variiert, so sehr müssen wir diese Form für unsre Betrachtung als innerhalb der einzelnen Rasse konstant ansprechen. Wenn nun die Kunst den Menschen derselben Rasse Jahrhunderte hindurch ohne Mode-Beeinflussung dargestellt hätte, so müßten wir im Durchschnitt immer dieselben Proportionen zu sehen bekommen. Wir sehen aber in jedem Jahrhundert neue Menschen in Marmor und auf der Leinwand erscheinen. Der menschliche Körper wird also niemals naturgetreu im Durchschnitt seiner Formen dargestellt, sondern jedesmal nur das auskristallisierte modische Schönheitsideal, d. h. ein nach außen projiziertes Spiegelbild der beeinflußbaren Phantasie. Das gilt ausnahmslos für alle Zeiten und Völker, wo die „Kunst" sich der Darstellung des Menschen bemächtigt hat. Es gilt demnach nicht für die allerfrühesten menschlichen Zeichenversuche an den Höhlenwänden Spaniens, wo von „Kunst" noch keine Rede ist, es gilt nicht für die Welt des Islam, wo die Abbildung lebender Körper überhaupt untersagt ist.

Mars & Venus.

a Paris chez P. Drevet rue S. Jacques a l'Annonciation avec privil. du Roy

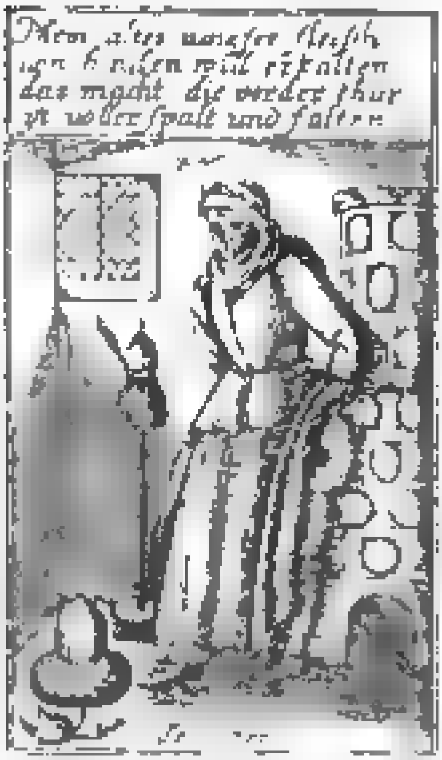
48. Mars und Venus. Kupfer von [illegible] nach [illegible]

Geltung hat diese Regel, wie wir schon sahen, auch für die Antike, aus der wir deshalb keinen „Kanon" für eine angeblich ewige und unveränderliche Schönheit abstrahieren dürfen. Geltung auch für jeden Künstler von heute, der, selbst wenn er einen Akt zeichnet, schon sein Modell nach Modeprinzipien auswählt, ohne sich dessen bewußt zu sein. —

Betrachten wir einige Bilderbeispiele. *Goltzius* ist so ein Vertreter der üppigen Mode-Bäuche von früher. Fast alle seine Stiche sind auf den ersten Blick an diesem Detail kenntlich. Die „beleibte Venus" (Abbildung Nr. 46) zeichnet sich in dieser Hinsicht besonders aus. Sie ist auch sonst nicht schlecht beleibt, aber ihr Abdomen ist jedenfalls „in die Augen springend". Wollte man diese Figur à la Stratz untersuchen, so würde man etwa folgendermaßen diagnostizieren: Der Künstler war in eine bestimmte Frau verliebt, deren individuelle Proportionen auf allen Bildern wiederkehren, die ihm daher als hauptsächliches Modell diente. Dies Modell, offenbar bäurischer Herkunft, hat in seiner Jugend infolge von unzweckmäßiger Ernährung eine schwere Rachitis durchgemacht, weshalb sie noch später, wie ersichtlich, mit einem starken Leib vulgo Kartoffelbauch behaftet war.

So verblüffend diese Art der Kunstbetrachtung auch aussieht, so ist doch nach dem oben Gesagten klar, daß man sich dabei auf dem Holzweg befindet. *Mode* ist es, nichts als Mode, so unbefriedigend diese Erklärung letzten Endes auch klingen mag. Nur *zufällig* werden pathologische Körperveränderungen mit dem Mode-Ideal zusammenfallen.

Gehn wir gleich zu Abbildung Nr. 45 über. Hier hat Goltzius dasselbe Weib als bekleidete „Juno" hingesetzt. Es fehlte ihm die Möglichkeit, jene Wölbung in gewohnter Plastik zu modellieren. Dafür hat er den Faltenwurf nach hinten ausgezogen, um den massigen Unterleib wenigstens anzudeuten, und vor allem hat er das einzig Nackte, das die Figur zeigt, den Arm, ungleich wuchtiger gestaltet. Man vergleiche besonders die „Wurstelfinger" im Gegensatz zum andern Bilde. Dabei macht es ihm garnichts aus, daß im Verhältnis zu *diesem* Arm der Busen ins Hintertreffen gerät.



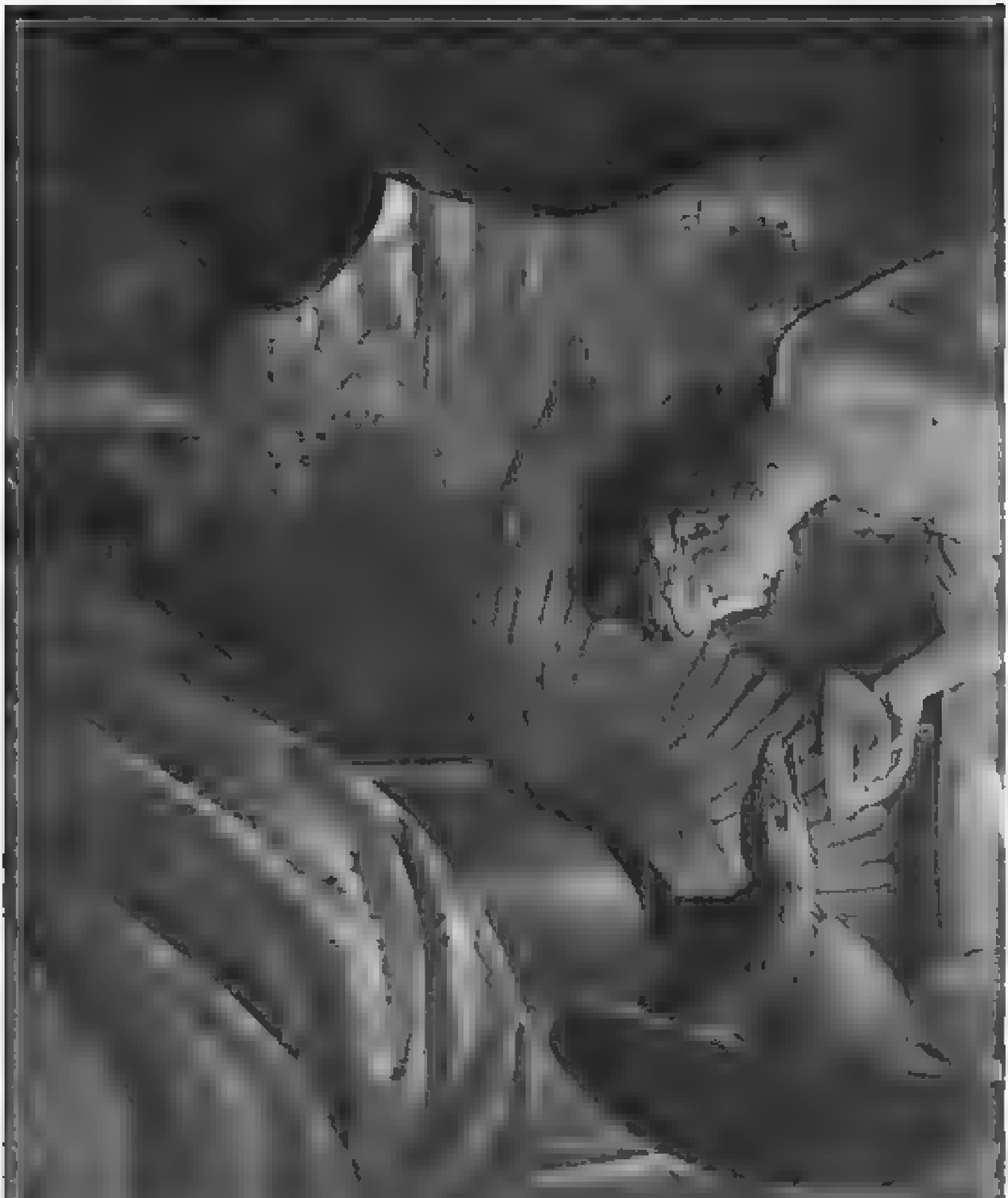
49. Sehnsucht nach Wärme
Straßburger [illegible]. Um [illegible]

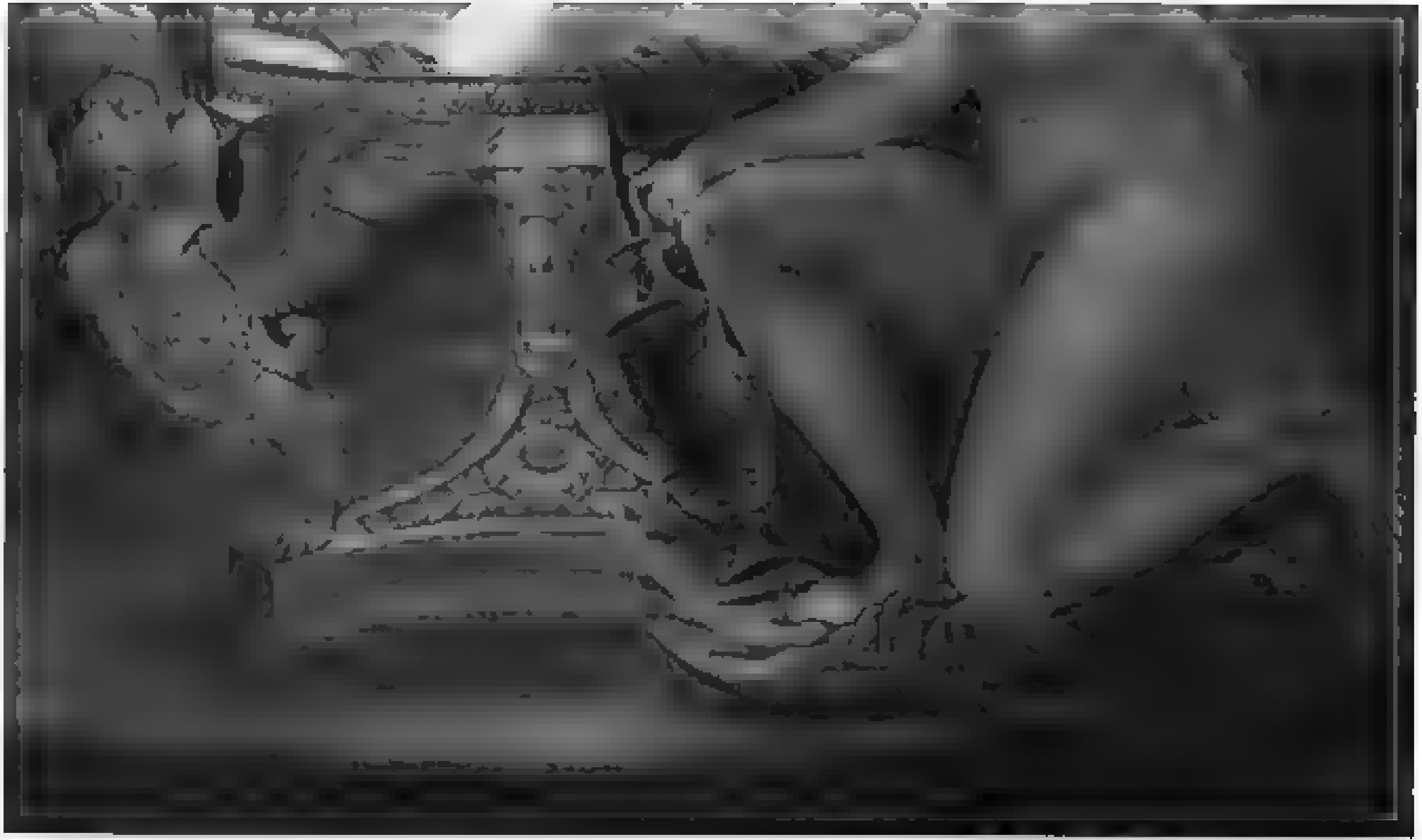
Vielleicht noch deutlicher präsentiert sich die Profil-Linie bei *Dürer*, „Das Weib als Symbol des Glücks" (Beilage). Bei dieser sonst straffen, fast männlich-muskulösen Figur schwindet auch der letzte Zweifel, daß der vorstehende Bauch auf etwas anderes zurückzuführen sei, als auf Beeinflussung durch das modische Ideal.

Ganz anders ist *Rubens* und seine Schule aufzufassen. Zum Beispiel seine „schlafende Fülle" (Abbildung Nr. 39) zeigt uns auch gut genährte untere Rumpfhälften, die ohne Faltenbildung nicht Platz wissen. Aber hier ist alles gleichmäßig üppig entwickelt. Wir werden gleich sehn, daß sich diese Auffassung mehr einem *andern*, als dem bloß ästhetischen Schönheits-Ideal nähert.

Zuvor aber möchte ich noch auf zwei Parallelen hinweisen. *Ignatius Unterberger* hat 1790 ein prächtiges

THE
JOHN CR





Wir hatten alles trunken

H. & E. ALBERT ANSTALT MÜNCHEN

T
JOHN C
L

30. Im Schoße der Venus. Stich von Blanchard nach Domenichino

Schabstichblatt geschaffen, das wir in der großen Tiefdruck-Beilage „Hebe läßt den Adler trinken" wiedergeben. In lautloser Mondnacht kniet die schönste Schenkin zwischen vorhangdrapierten Säulen vor einem bronzenen Dreifuß-Becken und reicht dem zornig-dankbaren Raubvogel eine kristallene Schale, gefüllt mit dem köstlichsten Nektar, den sie zu vergeben hat. Die Blitze sprühen unter den Fängen des Adlers und übergießen mit magischem Schein Locken und Antlitz, einen feinen Hals und jungfräulich festen Busen. Unter den Armen hindurch schmeichelt sich ein lichtes Echo die warme Krümmung des Rückens hinab und hüpft über Waden und Fessel die leisen Sohlen entlang . . . Und nun denke man, wie Goltzius bei dieser Stellung unfehlbar die Kontur „gebaucht" hätte! Und warum war Unterberger so „zurückhaltend", während er doch den Busenansatz „ästhetisch" formte? Weil sein Modell so war? Nein. Die Beliebtheit der provokanten Bäuche war eben vorüber.

Endgiltig vorüber ist sie heute. Die „Verzückung des Starken", eine Phantasie in Stein von Fritz Klimsch (Abbildung Nr. 34), zeigt eine Flachheit des Leibes, die nur wenig durch die Einknickung der Taille im Kreuz kompensiert wird. *Schlankheit* heißt heute das allgemeine ästhetische Ideal der Weibschönheit. Fast Hagerkeit, könnte man sagen, wenn man den nackten, und nicht den bekleideten Körper in Rechnung zieht. Das führt zu sonderbaren Widersprüchen. Die Anhänger der korsettlosen Frauentracht schwärmen am allermeisten für die schlanke Bauchlinie, und doch muß sich jede gesund und in natürlicher Ungehemmtheit entwickelte Frau erst in das lange, bis zum Delta reichende Korsett einschnüren, wenn sie auf der Straße oder im Salon den jetzigen ästhetischen Anforderungen genügen will. Wenn eine Modistin die Venus von Milo einkleiden sollte, so würde sie stöhnen, wie der Bauch wegzubringen sei.

Das Schlankheits-Ideal hat zur Folge, daß in der Kunst von heute (anatomisch betrachtet) das *Mädchen* dominiert, oft genug das kaum den Kinderschuhen entwachsene, körperlich unreife Mädchen. Ist denn die Frau, die der „starke" Mann bei Klimsch so verzückt umfängt, wirklich ein *Weib*? oder nicht vielmehr ein junges Mädchen, das kein Rassenbiologe zur körperlichen Musterauswahl stellen würde? Ihre Rippenbogen markieren sich so mitleidig, daß man fürchtet, sie könnte erdrückt werden in dieser heftigen Umschlingung.

Noch endgiltiger erkennt man die Negation der Eingeweide aus der neuesten Modekarikatur von Plum „Dame mit Windhund" (farbige Beilage). Es ist zwar eine Karikatur, aber doch sieht man ähnliche Gestalten einherhumpeln, wie eingewickelte Bleistifte, die im Begriff sind, der Länge nach umzufallen. Alles, was Plättbrett heißt, trumpft auf. Wäre nicht Hut und Muff, man möchte sie durch ein Schlüsselloch schieben. Die reife Fülle aber ächzt in armlosen Schnürleibern.

* * *

Es liegt mir fern, irgendwie abstreiten zu wollen, daß die modischen Ausdrucksformen des ästhetischen Wohlgefallens ihre Daseinsberechtigung in sich tragen. Die Frau als bloßer Kleiderstock steht durchaus auf einer Höhe mit dem Boule-Möbel, der vorgeschichtlichen Schnur-Keramik, der Konstruktion des Eiffelturms oder der altchinesischen Speckstein-Vase. Alle diese Dinge können „schön" sein, aber sie sind in der Hauptsache *geschlechtlos* schön. Vielleicht rührt es daher, daß der Reiz der bloßen Neuheit, durch den sie zu wirken scheinen, bald verblaßt, wenn die Zeit weitergerollt und das Neue ins Alte hinabgesunken ist.

Unveränderlich aber wirkt die erotische Schönheit, weil der stärkste aller Triebe hier eine *konstante* Eindrucksfähigkeit schafft. Ich stelle somit das *erotische Schönheits-Ideal* des Weibes in ausdrücklichen Gegensatz zum ästhetischen oder modischen. Vielfach sind die Untersucher dieser Materie nahe daran, das Richtige zu finden, wenn sie in der Multiplizität der Schönheits-Ideale aller Zeiten und Völker, in dieser unendlichen Flucht von Inkongruenzen, einen ruhenden Zielpunkt der auseinanderfahrenden Tendenzen suchen. Sie sagen dann: das einzige Schönheits-Ideal *sollte* das reife, gesunde, vollentwickelte, kraftstrotzende Weib in der Blüte seiner Jahre sein. Ja, sollte! Sie verwerfen damit die *Mode* und *verkennen*, daß das erotische Ideal so ist, wie sie wünschen.

Die erotische Sehnsucht des Mannes sieht weniger auf Schlankheit und Ebenmaß, als auf Gesundheit und Fülle. Sagen wir es kraß: das *Fett* als Kraftreservoir, als Aufspeicherung latenter Energien zu Gunsten der Nachkommenschaft ist dem unbewußten männlichen Instinkte das Schönste am Weibkörper. Ein üppiges Weib fasziniert, ein Knochengestell wird übersehen.

51 Olympische Liebes-Intrigen. Kupferstich von Sompel nach einem Gemälde von Rubens

Beachtet man auf den Straßen, wann die Mehrzahl der Männer förmlich gezwungen stehen bleibt, sich umdreht und den Hals nach einer Frauenerscheinung reckt, so ist es immer eine üppige Schönheit, die hierzu veranlaßt, es sei denn, daß die Extravaganz einer Toilette zu einer mehr kritischen Aufmerksamkeit herausfordert. Die sogen. sekundären Geschlechtsmerkmale der Brust- und Beckenregion sind es besonders, deren reiche Ausbildung magnetisch anlockt. Eine mir bekannte Dame der Gesellschaft, die von der Natur in dieser Richtung hervorragend bevorzugt war, durfte sich kaum in der Öffentlichkeit blicken lassen, ohne daß lästige oder stumme Verehrer hinter ihr herstiegen. Als wieder einmal ein elektrisierter Jüngling bis an die Wohnungstür folgte, ließ der Gatte, ein Arzt, bei dem sich die verzweifelte Dame beklagte, durch das Hausmädchen ein Glas Wein und fünfzig Pfennige herausreichen mit bestem Dank für gefällige Begleitung.

Kaum jemals hat sich das veränderliche Mode-Ideal so weit von dem unveränderlichen erotischen Ideal entfernt, wie in unsern Tagen. Der diametrale Gegensatz, der herrscht, hat dazu geführt, daß Männer aus jenen Kreisen, wo Geld keine Rolle spielt und die Erfüllung der Wünsche kein Hindernis kennt, daß diese Männer mit zwei Frauen Beziehungen unterhalten. Mit einer schlanken Konfektionsfigur und Modepuppe, die man in Theatern, auf Rennen, in Kabaretts, Badeorten und auf Soupers mit sich führt. Und einer üppigen, die den Harem des Herrn Besitzers darstellt und unter entsprechender Klausur lebt

Es ist bemerkenswert, daß es die Kunst der neueren Zeit nicht gewagt hat, das erotische Schönheits-Ideal des Weibes darzustellen. Gewiß nähern sich die Extreme dieses Ideals einer unproportionierten Formverschiebung, die dem Streben nach feinerer Ausmodellierung abträglich sind. Es ist andrerseits schwer, sich den erzieherischen Milieu-Einflüssen unserer von Ästhetik durchtränkten Welt zu entziehen. Der wichtigste Grund aber scheint mir, daß die Variationsbreite der Mode-Ideale eben bedeutend größer ist und daher dem Künstler mehr Spielraum gewährt. Denn daß das bloße Shocking-Gefühl hier das entscheidende Wort sprechen sollte, kann ich nicht glauben, weil Shocking, Sittlichkeit und geschlechtliche Moral überhaupt gleichfalls wandelbare Modebegriffe sind und daher keinen absoluten Beweggrund darstellen können. Außerdem hat es die Kunst stets verstanden, auf psychologischem Umwege erotische Wirkungen zu erzielen, ja, sie erstrebt in der guten Hälfte ihrer Produktionen mit berechtigter Absicht leisere oder stärkere erotische Wirkungen.

Einige Künstler giebt es, die sich in ihren Werken dem erotischen Ideal angenähert haben, sodaß in einzelnen Fällen beide Ideale zu verschmelzen scheinen. Diese Künstler lebten in besonders sinnenfreudigen Epochen voll impulsiven Lebensdranges, ihre Gemälde sind das beständige Entzücken der Kenner und das ebenso beständige Entsetzen der Shocking-Leute. Ich nenne hauptsächlich Rubens, ferner die Gruppe der Tizian, Paolo Veronese, Palma Vecchio, Giorgione, und die von ihnen beeinflußten Schulen.

Begreiflicherweise ist die Galerie ihrer Frauenschönheiten sehr bekannt und oft reproduziert. Wir haben deshalb auf ihre Wiedergabe verzichtet und führen statt dessen eine Reihe anderer und seltener Stücke vor, die in obigem Sinne als Beispiele gelten dürfen.

Da ist zunächst der Stich „Olympische Liebes-Intriguen“ (Abbildung Nr. 51), der unverkennbar das Gepräge Rubens'scher Art trägt.

Paolo Veronese's „belauschte Susanne“ (Abbildung Nr. 41) ist ein interessantes Analogon zu der „üppigen Susanne“ von Arnold Böcklin (Beilage). Beide Susannen sind körperlich etwa gleich stark entwickelt, wenn auch die Böcklin'sche mehr Haut entblößt. Aber bei Veronese bewundern

58. Die Milchkuh. Radierung von William Hogarth. 1758

die beiden Alten einfach und aufrichtig, und die Susanne duldet diese Bewunderung als etwas Selbstverständliches, das der Pracht ihrer Glieder gebührt. Böcklin, der Moderne, war sich wohl darüber klar, daß er mit diesem Körper bei den Ästhetischen von heute Anstoß erregen würde und hat deshalb zur Ablenkung der Gemüter ein komisch-spöttisches Moment hineingetragen. Die beiden Juden sind lüstern-verschmitzt und Urbilder von triefäugiger Häßlichkeit, und die Susanne ist so geniert und erschrocken, wie nur je eine gute, dicke „Memme" in solcher Situation sein kann.

Die Kunst besitzt eine Motiv-Serie, die das Erschrecktwerden oder, wenn man will, die aufgescheuchte Schamhaftigkeit des Weibes auf sehr einfachem Wege ausschaltet. Man läßt den Schlummer auf sie herabsinken und giebt dadurch der Szene eine mehr feierlich atmende Ruhe. Dann wird der Betrachter vor dem Bilde gewissermaßen eine Person mit dem Betrachter auf dem

Bilde. Meist stammt das Motiv aus der Sage von der Antiope. So der Kupferstich nach Correggio „Antiope und Jupiter" (große Beilage). Im Waldgebüsch ist die schöne Nymphe eingeschlafen. Alles ist regungslos. Auch Amor schwebt in Träumen. Bogen und Köcher sind verstreut, und die Fackel schwelt nur noch ein sachtes Flammenzünglein. Da hebt Jupiter vorsichtig die Decke, und rein wie Morgentau enthüllt sich uns das Wunderbare.

Ähnlich in der Haltung ist die Schlafende auf einem Kupfer nach Luca Grordano „Das Erstaunen vor der Schönheit" (Abbildung Nr. 53). Sie ist plötzlich da auf dem Eiland der Faune. Brachte sie der Wimpel in der fernen Bucht? Alles stutzt vor dem nie Geschauten, und die Liebe schwingt sich in den Lüften.

Endlich die „Bewunderung der schlafenden Schönheit", ein Stich von St. Aubin (große Beilage). Vom süßen Weine trunken, ist sie hintenübergelehnt, reif in ihrer Fülle neben reifen Früchten. Umnebelnd dampft die Quelle hinten, und, ungeduldig schon, sucht ihr der zwiefach berauschte Satyr neuen Trank zu reichen.

Die eben erwachte Schönheit, könnte man zwei andre Stiche benennen, die nahe hierher gehören: „Ruhende Venus", ein Kupfer nach Grasho (Tiefdruck-Beilage), der eine Engländerin mit wundervoll geschnittenen Gesichtszügen darstellt, und die „Armida" von Padouan (Abbildung Nr. 44). Armida, eine Art Circe, die den tapfern Rinaldo in ihrem Zaubergarten zu Antiochia in Untätigkeit fest gebannt hielt, weist uns die üppige Kehrseite und im Spiegel die Aufsicht ihres Busens. Rinaldo ist träumend von ihr abgewandt, doch fühlt er ihre Nähe, die ihn geheimnisvoll umstrickt. —

In den eben vorgeführten Bildern sahen wir, wie sich Üppigkeit, Ebenmaß und Kraft zu einer großartigen Harmonie des Frauenleibes vermählen können. Ist derartige Vollendung aber nicht nur in der Phantasie des Künstlers vorhanden, wird man vielleicht fragen. Ist sie eine Utopie, der die Wirklichkeit nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat? Sie ist selten, sehr selten sogar, aber sie kommt vor. Ich verweise auf die Photographie, die mir Frau Katie Sandwina freundlichst von sich überlassen hat. Katie Sandwina ist eine große, üppige Erscheinung, die, nur mit der traditionellen Korsage bekleidet, ihre Gewandtheit und Stärke auf der Bühne bewundern läßt. Sie wirft mit den Männern, die unsere Abbildung zeigt (weiter hinten Nr. [illegible]), nur so umher, als wären es Kinder oder Warenballen.

* * *

Korpulenz. Kürzlich sind in den diluvialen Schichten Frankreichs eine Anzahl von Relief-Skulpturen gefunden worden, die zum Teil gegen 40 Centimeter hoch sind und meist Frauen darstellen. Es sind die ältesten Abbilder des Weibes, die wir bis jetzt kennen, und um so wertvoller, als wir sonst, wie oben erwähnt, nur Knochenreste des eiszeitlichen Menschen besitzen. An diesen Figuren fällt die kolossale Entwicklung der Fettpolster an Hüften, Oberschenkeln, Bauchdecken und Brüsten auf. Max Verworn hat über diese Funde auf dem letzten Anthropologen-Kongreß referiert. Er fand das Bemerkenswerte darin, daß die Darstellungen aus den Aurignacien-Schichten ausnahmslos denselben hohen Grad von Fettleibigkeit zum Ausdruck bringen. Es frage sich, ob die „Künstler" des Aurignacien in Österreich und in den Pyrenäen, in der Dordogne und an der Riviera (woher wir überall derartige Figuren kennen) mit einen Idealtypus haben darstellen wollen oder ob dieser fettleibige Frauentypus damals der gewöhnliche war. Verworn glaubt das letztere und zwar, wie er sagt, aus dem wichtigen psychologischen Grunde, weil diese älteste Figurenkunst

53 Das Erstaunen vor der Schönheit Kupferstich von F. Basan nach einem Gemälde von Luca Giordano

einen durchaus realistischen, physioplastischen Charakter habe, dem alles idealisierende Übertreiben fremd war, sie stelle immer nur wirklich beobachtete Gestalten dar. Vielleicht hätten die Frauen auch vorwiegend in der Schutzhöhle gelebt, während die Männer mit ihren mühsamen, primitiven Jagdmethoden ein Stück Wild zur Strecke brachten. Eine Männerfigur, die wir aus der gleichen Zeit haben, stelle einen Bogenschützen von schlank proportioniertem Körperbau dar. Immerhin sei daran zu denken, daß die Fettleibigkeit der Frauen, eine Folge von wenig Bewegung und vieler Nahrung, als schön gegolten habe.

Verworn meint also gleichfalls, daß die Diluvialmenschen noch kein „ästhetisches" Schönheits-Ideal besaßen; aber er findet nicht die andre prägnante Bezeichnung, daß die Figuren das „erotische" Ideal jener Menschen ausdrückten. Ich denke, in unserm ganzen Zusammenhange ist das jetzt klar. Es folgt daraus natürlich, daß die Frauen jener Ur-Rasse nicht samt und sonders so dick waren, wie es die Reliefs zeigen; sonst müßten auch die Männerfiguren etwas Ähnliches aufweisen. Sondern, daß hier die Schönsten d. h. die seltensten und begehrenswertesten Schönheiten verewigt worden sind. Das Wesen der Karikatur ist dem Urmenschen noch fremd. Er zeichnet primitiv und à la Busch, aber er zieht naiv und gläubig die Umrisse nach, die ihm gefallen und deshalb am ersten vertraut werden.

54. Hottentotten-Venus. Englischer Kupfer

Es kommt noch ein wichtiger Umstand hinzu. Fett wird nur die Frau, die viel zu essen hat und dabei faul sein darf, die also nicht arbeiten braucht. Es müssen also andre für sie arbeiten. Ein Mann allein, der in der Diluvialzeit nur einen Baumast und ein paar Steine als ganzes Jagdgerät besitzt, könnte unmöglich für sich und die faulenzende Frau und Kinder genügend Nahrung heranschaffen. Folglich braucht man Sklaven, die arbeiten, den Ertrag der Arbeit größtenteils abgeben und darben müssen. So ist schon in der Urgesellschaft das erotische Ideal des fetten Weibes in Verbindung zu bringen mit der Institution der Sklaverei. Das schöne d. h. fette Weib wird gleichzeitig zum reichen und vornehmen. In der Tat finden wir, daß bei den primitiven Völkern und in der frühen Geschichte der Menschheit Vornehmheit, Macht und Reichtum identifiziert wird mit Korpulenz. Kraemer kennt den Fall eines Königssohns von den

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Antiope und Jupiter

Kupferstich von P. Audouin nach einem Gemälde von Correggio. Um 1800

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind, Die Weiberherrschaft

Albert Langen, München

The
JOHN CRERAR
LIBRARY

55. Die Unwiderstehliche. Englische Karikatur von 1793

Gilbert-Inseln, denn die Frauen den Taro verkauten und ihn damit fütterten, bis er zum Umfang eines Elefanten heranwuchs. Die langen und wohlgehüteten Fingernägel der Damen sind gleichfalls ein Bestandteil dieses zunächst rein erotischen Ideals des vornehmen Nichtstuns. Später werden auch sie in der Völkergeschichte zu einem allgemeinen Abzeichen der privilegierten und herrschenden Kaste. Kotzebue erzählt von seinem Besuch auf der Sandwich-Insel Owaihi, wie er von Kahumanna, der Gemahlin des Königs Tammeamea, festlich bewirtet wurde:

Ihre Artigkeit ging so weit, daß sie einem Kanaka befahl, mir mit einem roten Federbusch die Fliegen abzuwehren; sie selbst drückte das Innere einer Melone heraus und steckte mir das Stück mit höchsteigenen Händen in den Mund, wobei auch die langen, drei Zoll langen Nägel nicht wenig inkommodierten.

In ganz Ostasien findet man die Sitte verbreitet, daß vornehme Leute die Fingernägel unbeschnitten lassen. Sie rollen sich dann oft zu seltsamen Spiralgebilden ein, werden ängstlich gehütet und in einem Etui getragen, wenn nicht an allen, so doch mindestens an einem Finger.

Doch betrachten wir einige typische Beispiele der Frauenmästung. Speke berichtet vom Westufer des Victoria-Sees aus der Landschaft Karagwe:

Da ich vom König Rumanika gehört hatte, die Frauen des Königs und der Prinzen würden so gewaltig gemästet, daß sie kaum mehr aufrecht stehen könnten, so machte ich Nachmittags dem ältesten Bruder des Königs, Wazezeru, meine Aufwartung, um mich von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen. Es war auch tatsächlich so. Als ich die Hütte betrat, fand ich den alten Mann und seine Hauptfrau auf einer mit Gras bestreuten Erdbank nebeneinandersitzen, während vor ihnen zahlreiche hölzerne Milchtöpfe aufgestellt waren. Ich war über die Art, wie er mich empfing, nicht wenig erstaunt und ebenso über den außerordentlichen Umfang seiner Frau, die bei aller gefälligen Schönheit doch unmäßig fett war. Sie konnte sich nicht erheben und ihre Arme waren so dick, daß das Fleisch zwischen den Gelenken wie dicke, locker gestopfte Würste herabhing. Dann kamen ihre Kinder herein, alle Muster des abessinischen Schönheitstypus und in ihrem Benehmen so höflich, wie wohlerzogene Leute von Stande. Sie hatten vom König von meinen Skizzenbüchern gehört und alle

wünschten sie zu sehn. Kaum hatten sie sie zu ihrem unbeschreiblichen Vergnügen betrachtet, besonders wenn sie irgend eins der abgebildeten Tiere erkannten, als das Gespräch durch meine Frage, was sie denn mit dem vielen Milchgeschirr täten, eine andre Wendung erhielt. Die Sache wurde von Makesera leider sehr einfach aufgeklärt, indem er auf seine Frau deutete. Dies alles, sagte er, ist das Ergebnis des Milchgeschirrs; von frühster Jugend an halten wir ihnen die Milchtöpfe an den Mund, denn es ist am Hofe Sitte, sehr fette Frauen zu haben.

Emin Pascha berichtet aus einer späteren Zeit vom unteren Kagera:

Im nahen Dorfe ist eine so dicke Frau, daß sie nur mit Unterstützung gehen kann. Die fetten Frauen scheinen bei den Wahuma eine Art Familienerbstück zu sein, auf welches man sich viel einbildet. Rumanika hatte welche, und Kabrega zeigte mir 1877 vier, die buchstäblich wie Bierfässer aussahen. Außer ihnen wurden noch einige trainiert. Die armen Mädchen, von denen einige recht hübsch waren, bekamen nichts zu essen als süße Milch, von der sie jeden Tag ein bestimmtes Quantum zu verzehren hatten. Einmal in der Woche bekamen sie gesalzene Fleischbrühe und an diesem Tage etwas mehr Milch. Wasser niemals. Es kommen übrigens überall bei Negern von Natur aus unglaublich fette Frauen vor. Im Jahre 1880 erhielt ich vom Gouverneur von Chartum den Auftrag, die in Makraka zurückgebliebene Frau eines Chartumers mit dem nächsten Dampfer dorthin zu senden. Da aber die Frau zum Gehen unfähig und zum Tragen selbst für vier Leute zu schwer war, so mußte ich auf den Transport verzichten.

Stoll, der diese Dinge auch in Betracht zieht, weist darauf hin, daß auf den altägyptischen Bildwerken gleichfalls gemästete Frauen dargestellt sind, und zwar handle es sich nicht um irgend welche beliebigen Weiber aus dem Volke, sondern um vornehme Frauen, Fürstinnen aus dem Lande Punt. Bei den Guanchen der kanarischen Inseln hat Barros im 15. Jahrhundert dieselbe Sitte angetroffen.

Die Frauen mußten bei der Brautschau wohlgemästet mit Milch erscheinen; diese bildete nämlich die Mast, womit man sie zu dem Zwecke fütterte. Wenn sie mager waren, sagte man, daß sie noch nicht zur Heirat tauglich wären, weil ihr Bauch noch zu klein und eng wäre, um große Kinder zur Welt zu bringen, sodaß sie nur die Weiber mit großem Bauch zur Heirat geeignet hielten.

56. Die Frau Oberst

Zeichnung von Bertall aus „La Comédie de notre temps“. Paris 187?

Xenophon sah auf seinem Zuge durch den Nordosten Kleinasiens gemästete Kinder reicher Eltern, die, mit gekochten Kastanien gefüttert, sehr zart und weiß und beinahe ebenso dick wie groß waren. Wenn die tunesische Jüdin von heute ins mannbare Alter kommt, muß sie sich sechs Wochen lang zu Bett legen und Mehlspeisen essen. Hat sie dann schönen Speck angesetzt, so kommen die Freier und begutachten die Wertsteigerung.

Daß die „gutsituierte“ beleibte Dame, die „es sich leisten“ kann, bei uns in Deutschland nicht mit Mocken und Mehlpampe zufrieden ist, bedarf keiner Erwähnung. Wieviel Pfund Pralinés von den „Gnäd'gen“ so nebenbei auf der Chaiselongue konsumiert werden, ist freilich noch undurchdringliches Boudoirgeheimnis. Lassen wir dafür dem „Landstörtzer“ Gusman von Alfarche das Wort, der sich ums Jahr 1600 weniger diskret als drastisch über das „tägliche Brot“ ausließ:

Eben diß fressen vnd sauffen der Weiber machet, daß man nirgendts feistere, dickere, großwampetere Bauchlein (?) weder hier (?) Landen als eben in Teutschlandt, dann auß dem beständigen zwerwehrenden Fleischfraß vnd Weinsaufft (?) erfolgt solche großmächtige, großbauchende, ansehenliche, aber hirnwitzige vnd vnkeusche (?) Weiber, faule vnnd zu nichten nützige Männer.

Einsmals sahe ich ein solche großmächtige, dicke, faiste vnnd schöne Frau, vnnd ich fragte mein Würthin, was doch dieselbe Frau guts esse, seitemal sie so schön vnd faist were? Sie antwortet: Verwundert euch deßwegen nicht, dann der Klugheit vnnd Mäßigkeit machet sie so schön vnd faist, vnd in ihrem Kindbetten ist sie vil eingezogner, dann ander Frawen, vnd weil ihr gesagt worden, daß die bewegung (Verdauung) im Magen zu morgen früh den besten (?) [illegible] geschehe, so aß sie morgens früh vmb 4 Vhr eben (?) ein wenig [illegible] ein Suppen mit drey Eyer vnnd ihren Specereyen darein, schluckt darauff biß auff fünff Eyer, vnnd weil sie zu selber Stunde der Kinder saugen solte, damit ihr nicht etwan ein Ohnmacht oder schwäche zugieng, nam sie ein Eyermuß von drey Eyern, sambt einer guten Hennensuppen zu ihr.

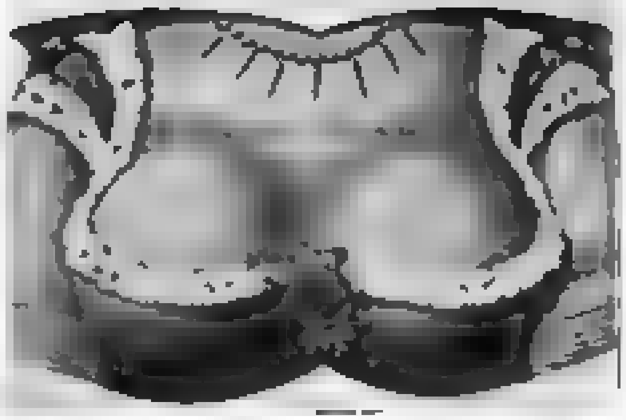
Vmb die Neune (?) bracht ihr die Hebamm ein par frische Eyer, vnnd nach Vier (?) ein gutes Pettersuple mit Specereyen vnnd etlichen Tröpflein (?), mit einem guten Trunck gewürtzer Traminer, der wermet die Mutter wol. Hierauff folget das Mittagmahl mit einem Kapaun, etliche gebratne Vögel, ein wild Kalbfleisch (?), vnd zum beschluß ein silberne Schal mit Wein vnd Brot überschüttet, mit einem Trisei, das ist mit Zucker vnd allerley Specereyen vnder einander.

Darauff gieng ein Schläffle, nach welchem selber das Kind saugete, vnd sie nam ein par etliche Brandküchel sambt einē guten Trunck Wein zu sich name. Vmb 3 Vhrn folget die Merend oder Jausen, nemlich ein gebratenes Kapaun, neben einem Schüssele voll kleiner Fischen, Grundlen vnd Pirllen vnder einander, daß man diese gar für gesund halt, vnd die Merend eben etwas feiertags (?) zu lustigers als die andern Mahlzeiten sein sol. Der Merend beschluß war ihr Wein vñ Brot mit Trisei.

Vm 5 vhr, als das Kinde wider saugen solte, als sie der schwäche fürzukommen, ein gutes Eyerküchle, vnd ein Trunck Wein. Hierauff dz Nachtmal mit 5 oder 6 speisen, gesottens vnd gebratens, auch mit etlichen kleinē Fischlein oder Forhlein, oder gerösten Dolmen, weil diß gar gesunde Füchle (?) für die Kindbetterin sein sollen. Vnd damit sie desto lustiger zum essen were, ladet vnnd beruffet sie ihren Mann zu ihr, der ihr Gesellschafft leistete.

Vmb sieben vhr gegen Nacht trancke sie nur ein gute Kappensuppen. Vnd neun vhr vor dem Schlaf vnnd vor dem Kindsäugen namb sie widerumb etlich Brandküchlein, dann sie sagte, daß sie auff die Nacht gering vnnd gut zuverdewen sein, vnd beschlosse mit einem Wein vnnd Brot vnnd Trisei. Wann sie aber vmb mitter Nacht erwachte, liesse sie ihr ein gutes Pettersüple mit Specereyen machen, vnnd diß war der Beschluß deß vberauß mässigen vnnd eingezogenen Lebens diser Frawen in der Kindbeth.

O schöne mässigkeit vnnd Eingezogenheit. Weil dann im Teutschlandt die mässige Weiber in der Kindbeth also leben, so ist leichtlich zuerachten, wie die vnmässige zu leben vnnd sich zuverhalten pflegen.



57. Milchwirtschaft. [illegible]

58. Die Astronomie der Mondphasen (?)
[illegible]

Zu dieser Speisekarte vergleiche man unsere Abbildung Nr. 83 „Bourgeoise und Arbeiterin", eine Zeichnung von Grandjouan, die aus der sozial-satirischen „Assiette au beurre" von 1902 entnommen ist. Es eröffnet sich da eine neue Perspektive der Frauenschönheit, die leider durchaus tragischer Natur ist: nur das sozial höher gestellte Weib ist in der Lage, die Schönheit des Körpers erhalten, pflegen, zu fördern zu können. Diejenigen weiblichen Arbeiterinnen, die sich placken und abrackern und daneben einen Haufen Proletariernachwuchs in ihrem welken Leib austragen müssen, büßen unvergleich schnell die natürliche Anziehungskraft ihrer ersten Jugend ein und sinken allmählich zum negativen Pol der absoluten Häßlichkeit hinunter. Man sehe sich nur auf großen Volksfesten um, oder an den Strandplätzen der freien Bäder, was da an traurigen und jammervollen Körperhäßlichkeiten herumläuft. Die Rassenbiologen, die jetzt in „Eugenik" auf deutsch in „Wohlgeborenheit" machen, sind ja schnell mit dem Stichwort „Entartung" bei der Hand, aber das ist ein bedenklicher Standpunkt, wenn die Lebensmittelpreise derart in die Höhe gehen, wie jetzt. Die Grundtatsachen der täglichen Plackerei und Unterernährung lassen sich mit modischen Stichworten nicht zudecken. Man glaube auch nicht an die fetten Proletarierinnen, die uns z. B. Zille beständig hinzeichnet. Summa Summarum gibt es so was nicht. Einzelne Ausnahmen können uns hierbei nicht interessieren. Daß ein Künstler beständig Ausnahme-Typen produziert, obwohl sein Stil anscheinend ganz realistische Beobachtung ist, beruht auf einem persönlichen psychologischen Trick, ich werde darauf später noch im Zusammenhange zurückkommen.

57. Der ‚Stammgast'. Père – mais que je suis le premier!
Zeichnung von [illegible] aus der „Assiette au beurre" [illegible]

Sonderbar genug ist es, daß die enge Beziehung zwischen sozialer Lage und Schönheit des Frauenkörpers fast stets übersehen wird. Beim Manne ist diese Beziehung nicht vorhanden, weil Muskelarbeit ihn modelliert; der Frau dagegen raubt sie die Plastik des Unterhautfettgewebes. Dies Verhältnis gilt für alle Nationen und Rassen. Aber in den Berichten der reisenden Forscher kann man fast immer lesen, bei den und den Völkern seien die jungen Mädchen recht reizvoll, mit zwanzig Jahren verblüht, mit dreißig Ruinen. An der Richtigkeit des Augenscheins ist wohl nicht zu zweifeln. Indessen bekommen die Reisenden gewöhnlich nur die Proletarierinnen des betreffenden Volkes zu sehen, die eben in unternormaler Lage vegetieren. Die Weiber höheren Standes, die behaglich leben können, daher gut genährt, schön und erotisch reizvoll

sind, pflegen eifersüchtig vor fremden Augen versteckt zu werden. Das Urteil der Reisenden dürfte sich also nicht auf die Rasse als solche beziehen, sondern nur auf die Klasse. Und da wird vergessen, daß daheim bei uns dieselbe Klasse denselben Mangel an Schönheit aufweist.

Unter diesem Gesichtspunkt gelangen wir noch zu einer anderen Korrektur. Man hat biologisch, besonders inbezug auf die natürliche Zuchtwahl, zu konstatieren gesucht, daß der Mann sexuell zum Weibe der höhern Klasse oder, je nach dem Milieu, der höhern Rasse hinstrebe, daß das Weib aber hierin indifferent sei und manchmal sogar die entgegengesetzte Tendenz verrate. Daraus hat man wieder mal eine Inferiorität des Weibes gefolgert; insofern im Manne eine klare Zielstrebigkeit zur Hinaufentwicklung des Menschengeschlechts läge, im Weibe aber Hemmnisse dazu und atavistische Rückfallsmomente. Wenn eine Lady mit ihrem Chauffeur durchgeht oder eine Berliner Range mit einem ausgestellten Somali-Neger, wird in den Zeitungen diese Gelehrsamkeit von scheinbar Darwinscher Tiefe verzapft. Es handelt sich dabei aber nur um natürlich gegebene Anziehungen. Und so bedauerlich es auch vom sozialen Standpunkt aus sein mag, ist doch an der Tatsache nicht zu rütteln, daß die Bourgeoise mehr Umwerbung von seiten der Männer zu erwarten hat und unendlich mehr „Auslese" im Sinne der Selektionstheorie treffen kann als die Arbeiterin.

62. Opulenz. Zeichnung von [illegible]

Kehren wir zu unsern Abbildungen zurück. Es war schon bei Gelegenheit der Böcklinschen Susanne erwähnt worden, daß sich in der Kunst das erotische Ideal vor dem ästhetischen verstecken oder mit einer besonderen Nuance bemänteln muß. Die gebräuchlichste Nuance ist die Karikatur. Ihr innerstes Wesen ist die Übertreibung. Daher liegt es dem Künstler bequem, daß er sich gewissermaßen damit entschuldigen darf, er habe die Formen „übertrieben". Wer aber will ihm, gleich Asmodi, ins Innerste schauen, und wer will den Betrachter zwingen, das Karikaturistische oder die bloße Kontur stärker zu empfinden? Wir befinden uns hier auf einem Grenzgebiet der Ideen-Assoziationen, und Zweifel an der Ehrlichkeit der Urteile sind stets erlaubt. Hogarths Stich „Die Milchkuh" (Abbildung Nr. 52) arbeitet mit allen Mitteln raffiniertester Kontraste. Die Kuh und das üppige Weib mit dem galanten Fächer in Parallele. Der verhutzelte Ehekrüppel mit dem Gehörn der Kuh in Perspektive. Das Kind auf dem Arm: sein oder nicht sein, das ist hier die Frage. Wer sich Mühe gibt, kann noch vieles andere, auf- und absteigende Lebensläufte, Ironien und Enthüllungen aus diesem Blatt von ewigen Wert herauslesen, doch ist hier nicht der Raum, mit Lichtenbergischer Weitschweifigkeit Hogarthsche Finessen zu erklären.

„Die Schlüsselgewalt" von Newton (Abbildung Nr. 15) und die „Unwiderstehliche" (Ab-

61. Das starke Geschlecht. Zeichnung von F. Christophe

bildung Nr. 55) von einem Anonymus, beide aus ungefähr derselben Zeit wie der Hogarth. Etwas später datiert die farbige Beilage „Der vierte Georg als Steckenpferd". Berücksichtigt man daneben noch die Gestalten, die Rowlandson und seine Schule gezeichnet haben, so fragt man sich verwundert, wo denn diese schweren Töchter Albions geblieben seien. Von der heutigen Engländerin weiß man, daß sie auf großem Fuße lebt und daß ihre übrigen Knochen ebenso groß und deutlich sind. Das beliebte Vorbild jener Zeit war indessen nicht die Angelsächsin, sondern die rotblonde Irin der keltischen Rasse, welcher auch die hier dargestellte Fitzherbert auf dem Hobby-horse angehörte.

Aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen die Karikaturen von Touchatout auf Isabella von Spanien (Abbildung Nr. 63) und die „Frau Oberst" von Bertall (Abbildung Nr. 56). Der „Gymnasiast" von Carlègle (Abbildung Nr. 52) und das Plakat von Raoul

Vion „Die Frau Ministerpräsidentin“ (farbige Beilage) sind modern. Allen gemeinsam ist neben der Betonung der Formen das Herrschende, Imponierende, Umworbene und Erfolgreiche im weiblichen Sexualcharakter.

Es sei gestattet, noch einige Belege dafür vorzuführen, wie die Kunst dasjenige unterstreicht, was die Wissenschaft sekundäre Geschlechtsmerkmale zu nennen pflegt. Hans Baldung Grien stellt das erste Menschenpaar nicht aufrecht nebeneinanderhin, wie es die einfache Holzschnittmanier damals wohl meistens tat. Er setzt vielmehr eine deutliche Beziehung zwischen der verbotenen Paradiesfrucht und „Evas Apfel“ (große Beilage). Die Schlange wird hier fast zu einem überflüssigen Symbol, während die Kaninchen die Zukunft andeuten, die die Folge dieses „Lapsus“ ist, wie die Inschrift der Tafel meldet. Lucas Cranachs „Lukrezia, die nur so tut“ (Abbildung Nr. 40) ist ein Beispiel aus einer ganzen Serie, die in Wahrheit nur einen schönen Busen entblößen will. Der englische Stich der „Mona Lisa“ (Abbildung Nr. 38) wölbt die Rundung viel stärker als das bekannte Original des Leonardo da Vinci. Die Lithographie von Lafosse „Gestutzte Krallen“ (Beilage) schweift gleichfalls von dem eigentlichen Motiv ab und bringt in geschickter Weise den Busen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Das moderne Schwarzweißblatt von Friedländer (Abbildung Nr. 60) endlich versteht es, mit den geringsten Mitteln der Linie den Eindruck der „Opulenz“ zu erwecken. Es bleibt noch die Ansichtskarte aus Bern (Abbildung Nr. 57), die ödester Kitsch ist und Zeloten sofort mit der Redensart von „Spekulation auf die Sinnlichkeit“ aufbegehren läßt. Die Zeloten haben gewiß Recht, was ihre eigene Sinnlichkeit betrifft. Auf künstlerisch halbwegs Gebildete wird ein derart wesenloses Rumpfteilstück keinen andern Eindruck machen können als den des beabsichtigten, dürftigen Witzes der Aufschrift Berner Milchwirtschaft. Gerade für die Psychologie der Zeloten aber ist das Belegstück interessant. Es ist noch nicht lange her, daß eine Berliner Molkereifirma ihren Austragemädchen quer über die Bluse die Worte sticken ließ Molkerei Bolle. Jedermann war ahnungslos, bis die Fanatiker ihre eigene Unanständigkeit mit dem

62. Die Libelle. Zeichnung von J. Wely aus dem „Courrier Français“ vom 1885

öffentlichen Gezeter blamierten, die Inschrift sei hochgradig anstößig. Glücklicherweise erstickte ihr Protest in dem Lachkrampf der Mitwelt.

Die „Hottentotten-Venus" (Abbildung Nr. 54) zeigt uns eine ethnologische Eigentümlichkeit der Südpolregion des Körpers, die diesmal keine Übertreibung der Wirklichkeit darstellt. Man kann die Sache nicht erklären und hat sie daher Steatopygie genannt, wonach man genau so klug ist wie zuvor. Es ist jedoch zu erwarten, daß sie mitsamt den Hottentotten in kurzem aussterben wird. Vielleicht holt aber die Mode dies „Cul de Kapstadt" später wieder aus ihrem Raritätenkabinett hervor. Einen lieblichen Gegensatz hierzu bilden die „drei Grazien" nach Canova (Abbildung Nr. 20). Die Originalskulptur wäre allseitig zu betrachten, und niemand könnte sagen, daß ihr Schöpfer eine bestimmte Körperpartie bevorzugt hat. Bei unserm Kupfer indessen hat der Stecher einen Gesichtswinkel gewählt, der die mittelste, als schönste der Grazien von unten und hinten her erscheinen läßt. In derselben Weise betonend wirkt bei einer photographischen Aufnahme die Stellung des Apparats. So wird in der Wiedergabe der einen Kunstform durch eine andre die Nebenabsicht des reproduzierenden Künstlers ersichtlich. Übrigens wird diese Gruppe häufig in Meerschaum geschnitten und Tabakspfeifen aufgesetzt, bei dieser geschmacklosen Verwendung sieht das Auge des Rauchers vom gleichen Winkel aus. Felicien Rops, der kalte und verstandesmäßig zusammenrechnende Erotiker, hat sich natürlich diesen Winkel nicht entgehen lassen und ihn völlig erschöpfend breitgetreten. Seine „Astronomie der Mondphasen" (Abbildung Nr. 58) variiert das Thema nach allen Himmelsrichtungen bis zur spielerischen Verkehrung der Worte Hémisphère in Hémis-phesse und Astronomie in — Asse-trou-nomie! Eindringlicher läßt sich die Materie nicht untersuchen. Das Loch hat freilich nur die künstlerische Auffassung.

63. Königin Isabella von Spanien

Französische Karikatur von [illegible]

Umwerbung. Farbige Lithographie nach einem Gemälde von Linder. Um 1838

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind, Die Weiberherrschaft

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

64. Die Marquise
Zeichnung von Heidbrinck aus dem „Courrier Français". 1888

II
Die Umwerbung

Vorlust. Im Zeitalter der Rotationspressen ist das allgemeinste äußere Anzeichen der Frauenbewegung, daß sie sich bewogen fühlt, es den Männern in der Erzeugung von bedrucktem Papier gleich zu tun. Diese Massenhaftigkeit der Vermehrung macht es leider unmöglich, alles, was schwarz auf weiß dasteht, seinem natürlichen Endzweck zuzuführen. Es sammelt sich in den Bibliotheken ein Rest, der genügt, die größte Langmut an den Rand der Verzweiflung zu bringen. Um so lieber lasse ich *Grete Meisel-Heß* das Wort, da sie eine von den wenigen ist, die kritische Erfahrung und Fähigkeit zum Gedanken besitzt. Sie sagt:

Zu gewissen uralten Phänomenen in den Beziehungen der Geschlechter haben wir Heutigen jede Fühlung verloren, so zu dem Begriff der *Verführung*. Flaubert sagt: „Ich mache der Prostitution nur den einen Vorwurf, daß sie ein *Mythos* ist. Es gibt heutzutage so wenig große Buhlerinnen als Heilige." Ich sage ähnlich: ich mache dem Verführer nur den einen Vorwurf, den, daß er ein Mythos ist. Es gibt heutzutage keinen Verführer in dem verführerischen Sinne des Wortes. Es gibt wohl Hochstapler der Liebe nach wie vor, Abenteurer und Betrüger, die unter „falschen Vorspiegelungen" etwas herauslocken. Aber der Verführer, der werbende Verführer zur *Freude*, der es dem Weibe leicht macht, sich hinzugeben, der imstande ist, Stunden heraufzurufen, in denen Mann und Weib trunkenen Herzens ein Lebensfest feiern, er ist nicht von heute. Ordentlich, mit gequältem Gewissen, unter endlosen theoretischen Debatten, bestimmt, den „Stand der Dinge" genau zu „präzisieren", wird der Angriff auf ein Weib von den Heutigen gewöhnlich unternommen. Ist man

65. Parisurteil. Gemälde von Nic. Manuel. 16. Jahrhundert

dann endlich, nach vielfacher „Flucht" vor der „Gefahr", so weit, nun, so wird der „Fall" eben begangen. Der Lendemain bringt pünktlich den moralischen Kater, und nach einigen Wiederholungen des Falles ist man endlich wieder „Herr" seiner selbst, flieht den Hörselberg und geht „geläutert" und mit der gebührenden Verachtung des betreffenden Weibes dahin.

Dieser Notschrei klingt sehr ähnlich den Bitterkeiten, die wir auf Seite 13 und 14 aus dem Munde von Gabriele Reuter gehört haben: auffallender Mangel an Impulsivität der Umwerbung, wie sie vom Weibe instinktiv und unablässig begehrt wird. Grete Meisel-Heß drückt sich an andrer Stelle darüber noch klarer aus:

Der Spieltrieb fehlt ihnen: Spiel und Ernst wird von diesem Geschlechte der Heutigen in gleicher Weise verkümmert. Gleich unfähig ist man heute, in dieser Epoche vollkommener Talentlosigkeit zur Liebe, gleich un-

fähig, die Zartheit des Spiels nicht zu erdrücken, es nicht zur Posse zu stempeln, zur Zote, als auch, den „Ernst“ nicht zur Tragödie werden zu lassen, voll unheilber, lebenzerstörender Vorgänge. Man ist unfähig, das Spiel galant zu erhalten, und die Galanterie der Seele, wie sie im Altertum ihre höchste Erscheinungsform fand, ist dahin. Läppische, hohl äußerliche Fratzen sind an ihre Stelle getreten, und der „Ernst“ der Liebe der Heutigen ist voll Dunst und Schweißgeruch und zertrampelt die heitere Anmut der Vorgänge der Liebe. Dieser trampelnde, schwitzende „Ernst“, oder aber frivole Geilheit sind tatsächlich die häufigsten Formen, in denen die Liebe heute in Erscheinung tritt. Das Köstliche eines gemeinsamen Liebesspiels ist zu allermeist ein unbekannter Begriff.

Also, hier steht eine Wortführerin auf und sagt: wir sehnen uns nach der süßen Trunkenheit, nach jenem erhabenen Rausch der inneren Spannkräfte, die das begehrende Umwerben eines Mannes schafft; eines Mannes, auf dessen Ritterlichkeit wir absolut vertrauen und dessen Achtung wir zum mindesten immer behalten dürfen. Diese Forderung ist, allgemein genommen, völlig berechtigt; wenn ich „berechtigt“ das nennen darf, was „naturgemäß“ ist. Jeder einzelne Fall hat selbstverständlich seine individuellen Besonderheiten. Das Vertrauen pflegt oft auf Gegenseitigkeit gegründet zu sein, und da kann es vorkommen, daß auch eine Frau damit Va banque spielt, und zugleich mit der Achtung des Partners.

Das psychologische Geheimnis aber, das hinter dieser berechtigten Forderung steckt, ist folgendes: das Weib ist in seiner körperlichen und seelischen Funktion viel, viel komplizierter gebaut als der Mann; wovon ja noch unter den verschiedensten Gesichtspunkten die Rede sein wird. Das Weib gleicht einer weitläufigen maschinellen Anlage mit einem unendlichen Getriebe durcheinanderfahrender Räder, Schwungmassen, Gestänge und Übertragungen. Es ist schwer und es bedarf der wiederholtesten Antriebe, Energiequellen und beständigen Flott-Erhaltung, um das Ganze zu einer herrlichen Bewegungsentfaltung zu bringen. Wie viele Dummköpfe von Männern sind nicht überzeugt, daß alles in trefflich geöltem Gang sei, und sie ahnen nichts davon, daß die größere Hälfte des Betriebes stockt und verrostet daliegt und daß das mißtönige Quietschen der Reibungsflächen nicht Schuld der Konstruktion, sondern bloß des Maschinenmeisters ist. Eines Tages kommt eine geschultere Hand über das Werk, und sämtliche Umdrehungen wirbeln lustig summend umher.

66 Anbetung der Jungfräulichkeit. Gemälde von Marelle

Was das Weib, um daseinsfreudig zu sein, in viel stärkerem Maße benötigt als der Mann, ist ein Zustand leidlich gehobener Erregung, den ich als Vorlust bezeichnen möchte. Leid bedeutet Niederungen des Daseins, Schluchten, Talkämpfe, erstickend und quälend, eng, ohne freie Sicht und Vorwärtsschauen. Die Ebene, die Grassteppe, die Pampa gleicht der Indifferenz, der Null-Grad-Linie im Gefühl. Dann klimmt man langsam hinauf auf die Hügel, die Hochebenen, das Vorland des eigentlichen Gebirges: dies eben ist die Vorlust, der die Lust nur in Form vereinzelter steiler Gipfel aufgesetzt ist. Man beachte dies wohl: im Gefühlsleben des Weibes sind die Gipfel dem eigentlichen Massiv erst aufgesetzt! Niemals steigen sie plötzlich und ohne Vorbereitung aus der flachen Ebene senkrecht hoch. Wer das glaubt konstatiert zu haben, war im Irrtum. Das war dann nur der Anstieg zu einer Hügelkuppe des Vorgeländes. Eine gefährliche Täuschung! Aber heutzutage unter den Männern so sehr verbreitet, daß die wissenschaftliche Mär aufkommen konnte, nur die Lust des Mannes habe (physiologisch betrachtet) einen steil auf- und niederstürzenden Gipfel, die des Weibes aber eine sanfte Kuppe.

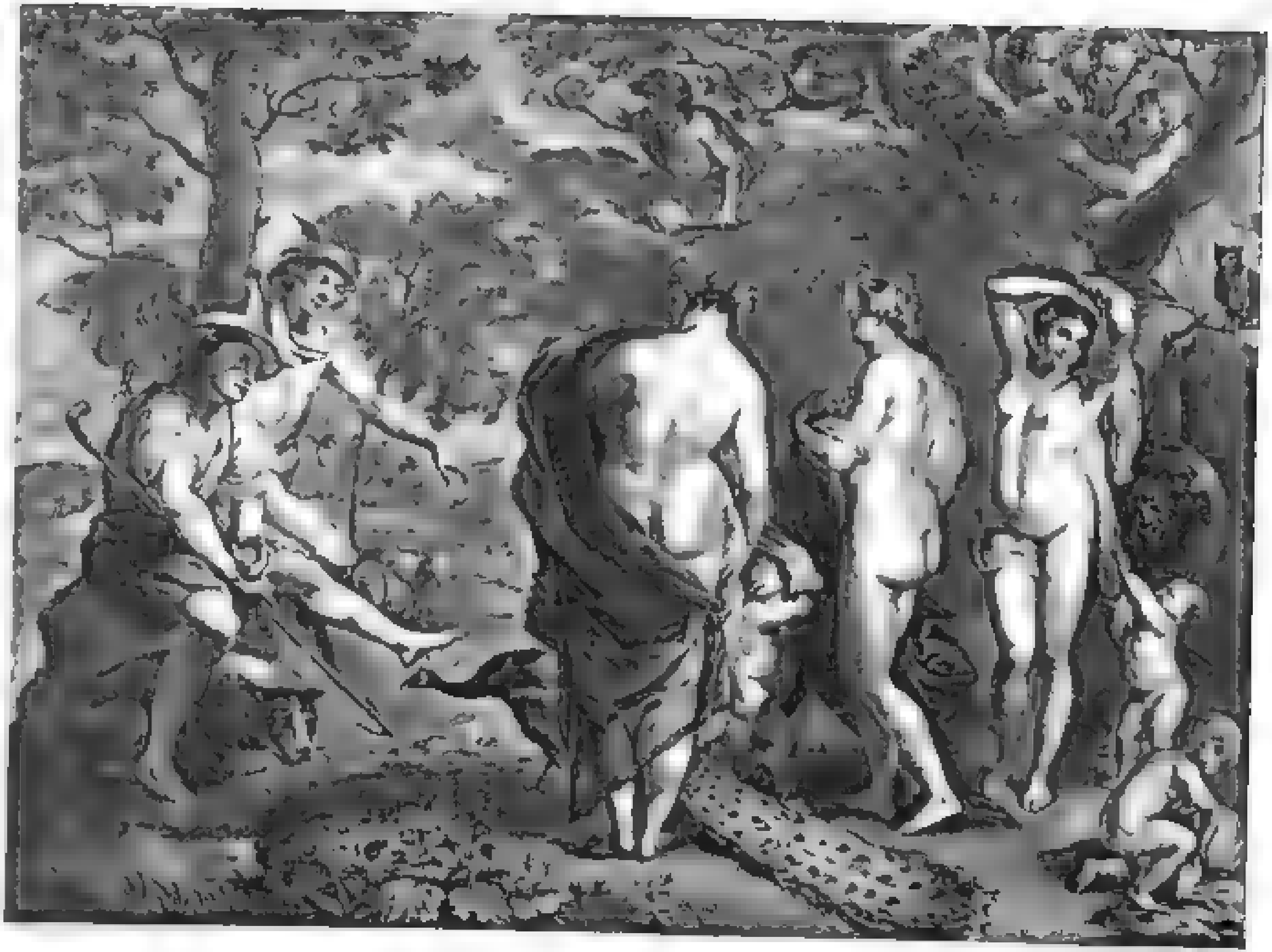
Generell genommen: alle Daseinsfreudigkeit, alle latente, unausgegebene, fortwirkende und mithinreißende Spannung heißt Vorlust. Gipfel machen matt, die wechselvolle Höhenwanderung erfrischt und stählt und weitet die Stimmung. Das größte Oberflächenmaß eines Gebirges macht die breite Mittelfaltung aus, nicht die paar Zacken. So überwiegt auch — quantitativ — die Summe der Vorlust bei weitem die eigentliche Lust.

Man könnte auch einen plausiblen Vergleich ziehen zwischen Sonnenlicht und Erdzonen. In den Tropen sengt und brennt die Mittagssonne zum Verschmachten. Aber um sechs Uhr abends wird sie so schnell ausgeblasen, wie sie gegen sechs Uhr morgens entflammte. Die gemäßigte Zone mit ihrem schrägeren Fall der Lichter hat wohl weniger intensive Bestrahlung, aber dafür die langen farbigen Dämmerungen und in der Summe dennoch mehr Belichtung, und keine auszehrende.

Das ist die Vorlust. Und sie ist dem Weibe, was dem Fisch das Wasser: Lebens-Milieu, Sauerstoff zum Atmen. Das heilige Herdfeuer der Vorlust kann aber nur durch die Umwerbung des Mannes geschürt werden. Ohne sie schwelt der Dampf der Unlust, Unzufriedenheit und Gleichgültigkeit im Heim. Verdruß und Zank beißen qualmig in die Augen. Keine helle Lohe flackert mehr und alle Winkel sind finster und klamm.

Nun wäre es zu viel verlangt, wollte ich dem Manne wortwörtlich die Rolle des Maschinenmeisters, Bergführers und Kohlenziehers aufpacken. Alle Gleichnisse hinken. Er würde sich für so schwerwiegende Pflichten bedanken. Diese Pflichten sind beruflich, und kein Instinkt drängt den Menschen direkt zu einer Berufsarbeit. Nur indirekt treibt ihn der Hunger, wenn es kein anderes Mittel gibt, ihn zu stillen. Auf jenen glücklichen Eilanden der Südsee, wo einem die Bananen und Kokosnüsse von selber auf die Nase fallen, ist Berufsarbeit ein unbekanntes Ding. Aber jener andere, viel gewaltigere Instinkt — die Liebe — ist für den Mann die ganz direkte Triebfeder, jene Rollen zu spielen. Und wo er es nicht ist, naturgemäß, da sollte er es sein. Darauf läuft eben meine Beweisführung hinaus, daß der Mann es nur in unnatürlich gewordenen Verhältnissen an dem Eifer der Umwerbung mangeln läßt. Und da sind wir wieder bei der Berechtigung des Klageliedes, dem Grete Meisel-Heß als Vertreterin der leider [illegible] erschallen lassen mußte.

Für den Mann ist die Umwerbung gleichfalls Vorlust. Sie beginnt in den leisesten Wellen sofort, wenn er das Weib mit seinen Sinnesorganen perzipiert, sagen wir also, im häufigsten Fall, wenn er sie erblickt. Hier ist schon ein fundamentaler Unterschied: das Weib bleibt ebenso oft



57. Drei Göttinnen. [illegible] nach einem Gemälde von Rubens

ganz indifferent, wenn es einen Mann bloß erblickt, ohne daß dieser die in ihm entstehenden Perzeptions-Wellen irgendwie verrät, z. B. durch ein Verharren des Augapfels in der Sehlinie nach dem Weibe hin. Der stärkste Unterschied aber ist, daß die Männer — nicht alle, aber dieser und jener und der Zahl nach eine sehr beträchtliche Menge — daß also diese Männer auf Grund der eben erst im Entstehen begriffenen, noch ganz minimalen Vorlust fähig und imstande sind, steil zum Gipfel der eigentlichen Lust hinaufzukommen. Das kann kein Weib!

Um ein alltägliches grobes Beispiel zu geben: ein Mann schlendert indifferent die Straße hinab. Ein Kontrollmädchen streift an ihm vorüber. Er macht Kehrt, ist in zwei Minuten handelseins, steigt mit hinauf, und erscheint nach kaum einer Viertelstunde befriedigt lächelnd wieder vor der Haustür. Befriedigt von der gänzlich Unbekannten, nie Gesehenen, nie Wiederzusehenden! Nochmals: das macht kein Weib nach. Das Weib kann sich prostituieren, d. h. ihren Körper herleihen; der Mann nicht, soweit es sich um eine bestimmte Funktion handelt, die eben nur temporär und nicht konstant ist. Aber dieser angebliche Wert-Unterschied der Geschlechter, der im Männerlager manchmal mit besonderem Stolz betont wird, ist herzlich unbedeutend. Sehen wir die Willens-Aktion und das Innerliche an, so ergibt sich vielmehr: der Mann kann (im aktiven Sinne) das Weib prostituieren, das Umgekehrte jedoch ist unmöglich. Die seelischen Wurzeln der Prostitution liegen daher einzig und allein im Manne.

68 Der gefällige Liebhaber
Buchillustration von Marillier 1776

Würden auch noch so viel Weiber aus Not, eine Anzahl aus Faulheit und einige aus übermäßiger Libido bereit sein, ihren Körper herzuleihen, niemals würde eine Prostitution existieren, wenn die Funktion und der Lustgipfel beim Manne in demselben Maße innerlich auf der Vorlust aufgebaut wäre, wie beim Weibe. Selbst da, wo keinerlei Angebot ist, z. B. im Verhältnis zwischen Gutsverwalter und Landarbeiterinnen, schafft und erzwingt der Mann von sich aus durch meist unlautere Mittel eine Prostitution des Weibes.

Ich wiederhole nochmals, was ich bereits in der Einleitung berührte: es ist ein schwerer Irrtum, wenn die an den Umgang mit Prostituierten gewöhnten Männer in der Regel meinen, eine äquivalente Mitschwingung in der erotischen Psyche ihrer momentanen Partnerin wahrgenommen zu haben. Die geschäftliche Konkurrenz nötigt die Prostituierte zur schauspielerischen Maske. Da werden die schnellen Seitenblicke und das Klappern der Augendeckel, das gewinnende Lächeln, die gespreizten Bewegungen der Finger, der wiegende Gang und vieles andre

gleichsam vor dem Spiegel eingeübt, bis hinein in die Intimität gemachter Konvulsionen. Der düpierte Klient glaubt an ein „Fertigwerden", wie die seelische Schlußreaktion im Jargon genannt wird. Er glaubt es um so eher, weil er gar keine Ahnung davon hat, wie diese Reaktion in Wahrheit verläuft; daß sie Symptome zeitigt, die keine noch so geschickte Komödiantin hervorzurufen vermöchte, weil sie sich unterhalb der Willens- und Bewußtseinsschwelle auslösen.

69. Galanterie
Englische Spielkarte. 18. Jahrhundert

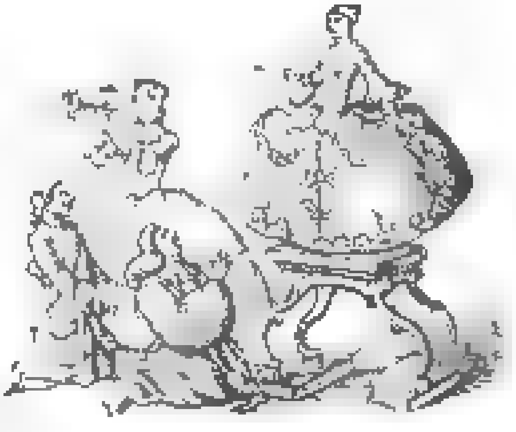
Hinzufügen möchte ich, um gleich einem Einwand zu begegnen, daß die Prostituierte natürlich ein Weib wie alle anderen ist. Daher ist sie selbstverständlich auch fähig, Gipfel zu erklimmen, sobald sie das Stadium der Vorlust durchschritten hat. Aber das muß sie eben durchschritten haben. So kann es ausnahmsweise vorkommen, daß ein Zufallsgast ein solches Abreagieren hervorruft, wenn sie sich vorher schon aus anderen Gründen, und sei es rein gedanklich, im Vorlust-Stadium befunden hat. Eine solche, immerhin lügnerische Vortäuschung von Personal-Beziehungen, ist auch unter vielen Ehepaaren älteren Datums im Schwange, indem man sich in Flirt, Theater oder Varieté eine Anregung holt, die man hernach voreinander wohlweislich verschweigt.

Es stände denn auch von Natur nichts im Wege, daß die Prostituierte täglich so viele Gipfel hätte wie Besucher. Sie hat sie aber nicht, so wie sie sich prostituiert oder vom Manne prostituiert wird. Sie hat sie aber sofort, sobald sie mit ihrem amant de cœur zusammen ist. Will man noch bessere Beweise dafür, daß die erotische Schwingung des Weibes (im Gegensatz zum Durchschnittsmanne) allein auf der seelischen Vorlust basiert ist?

Ich lege ungern ein Werturteil an alle diese Dinge. Aber rangieren möchte ich die Gruppen doch wenigstens. Also fasse ich mich dahin zusammen, daß nur derjenige Mann mit dem Weibe erotisch auf einer Stufe steht, für den gleichfalls die Vorlust, d. h. im Stile des Mannes gesprochen das umwerbende Liebesspiel die unerläßliche Vorbedingung ist, wenn er nicht einfach reaktionslos bleiben soll. Ich habe diesen Typus Mann in der Einleitung schon als den „leidenschaftlichen" bezeichnet.

* * *

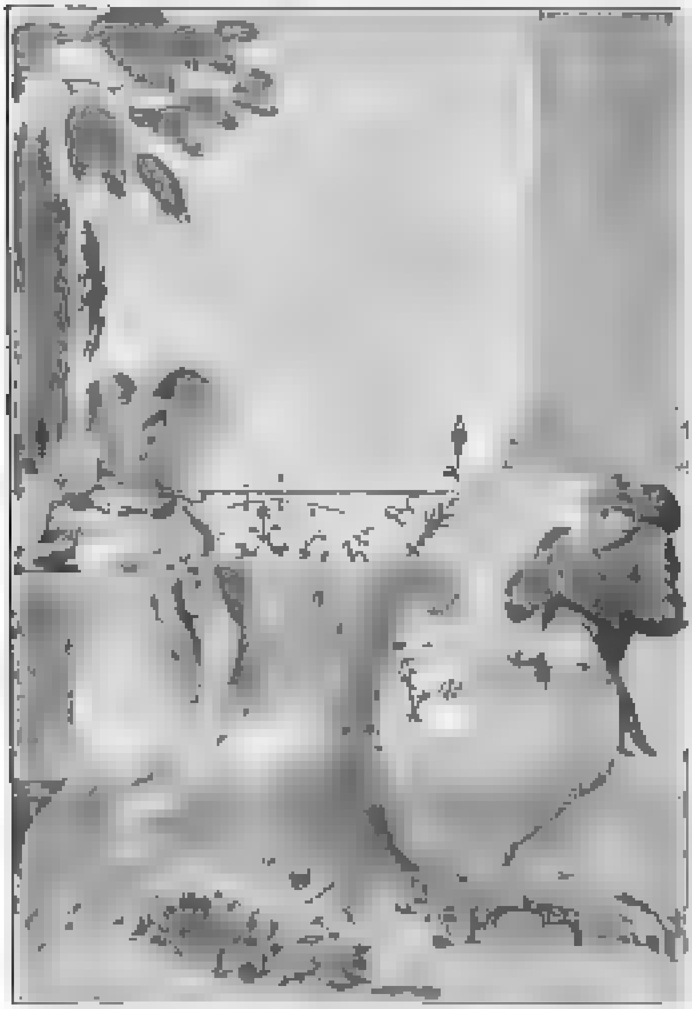
Das Liebesspiel. Die Tierwelt ist über dies Thema noch wenig ausstudiert, und doch ist die Literatur davon schon so reichhaltig, daß sich dies Buch allein mit derartigem Material füllen ließe. Der Großstädter weiß davon wenig aus eigener Anschauung. Haustiere zeigen ein abnormes, ich möchte fast sagen: ein „Kultur"-Benehmen. Höchstens der Jäger sieht manches, falls ihn nicht vor jedem balzenden Hahn gleich der nervöse Schieß-Tatterich befällt. Es ist daher begreiflich, daß z. B.



70. Die Primadonna
Karikatur auf die Launen der Sängerinnen. 18. Jahrhundert

Aquarien-Liebhaber in grenzenloses Erstaunen und Entzücken geraten, wenn sie zum ersten Male die graziösen, unermüdlichen und hitzigen Spiele der Makropoden, Chanchitos oder ähnlicher, leicht zu züchtender Exoten in ihrem engen Glase beobachten. Man sieht die „kaltblütigen" Fische sich rasend tummeln und so feurig werden wie brünstige Hirsche. Es setzt Küsse, daß die Lippenhaut in Fetzen geht. Nehmen wir ein anderes Beispiel aus der gefiederten Welt, das **Büchner** sehr anschaulich beschrieben hat:

Auf grünen, von mittelhohem Dickicht umgebenen und möglichst einsam gelegenen Waldwiesen tanzt der **Birkhahn**, von Mitte März bis in den Mai hinein, allmorgendlich, während das Licht im Osten heraufzudämmern beginnt, seinen poetischen, von Waldesduft und Frührotschimmer umwobenen Liebesreigen. Er beugt den Kopf fast bis auf die Erde nieder, sträubt alle Federn, drückt die halbausgebreiteten Flügel nach unten oder läßt sie schlaff herabhängen, breitet den leierförmigen Schwanz zu einem weiten Rade aus, beginnt zu kollern, wiederholt dasselbe drei- bis fünfmal und springt einmal oder öfter tischhoch vom Boden auf, auf dem er tanzt, trippelt, sich dreht und wendet unter fortwährendem Gurgeln und Schleifen. Er wechselt jeden Augenblick mit den wunderlichsten Stellungen, rennt wie besessen kreuz und quer auf seinem Tanzplatz umher, schlägt mit den Flügeln, streckt den Hals bald dicht über der Erde vor sich hin, bald gerade in die Höhe und beträgt sich, als wäre er verrückt oder toll. Die übermäßige Anstrengung seiner Körper- oder Stimmkräfte erregt ihn dergestalt, daß er zuletzt jede Bewegung mit förmlicher Wut vollführt. Dabei hat jeder Hahn seine eigene Schaubühne und verteidigt sie mit Aufbietung aller Kräfte gegen jeden Eindringling. Schon am Abend vorher übt er hier bisweilen seine Tänze ein, und wehe dem Nebenbuhler, der es wagen wollte, am Morgen mit ihm zu tanzen.

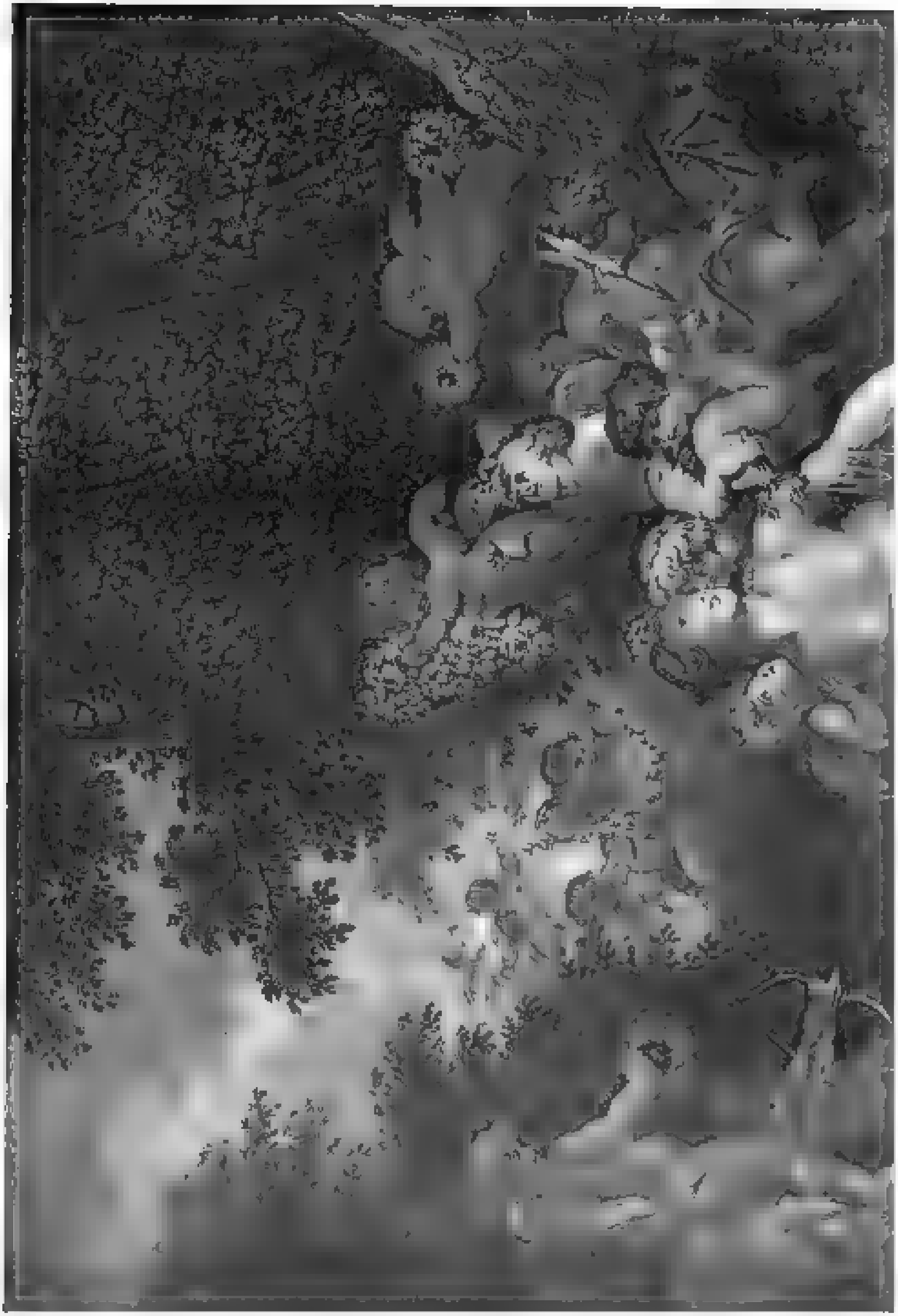


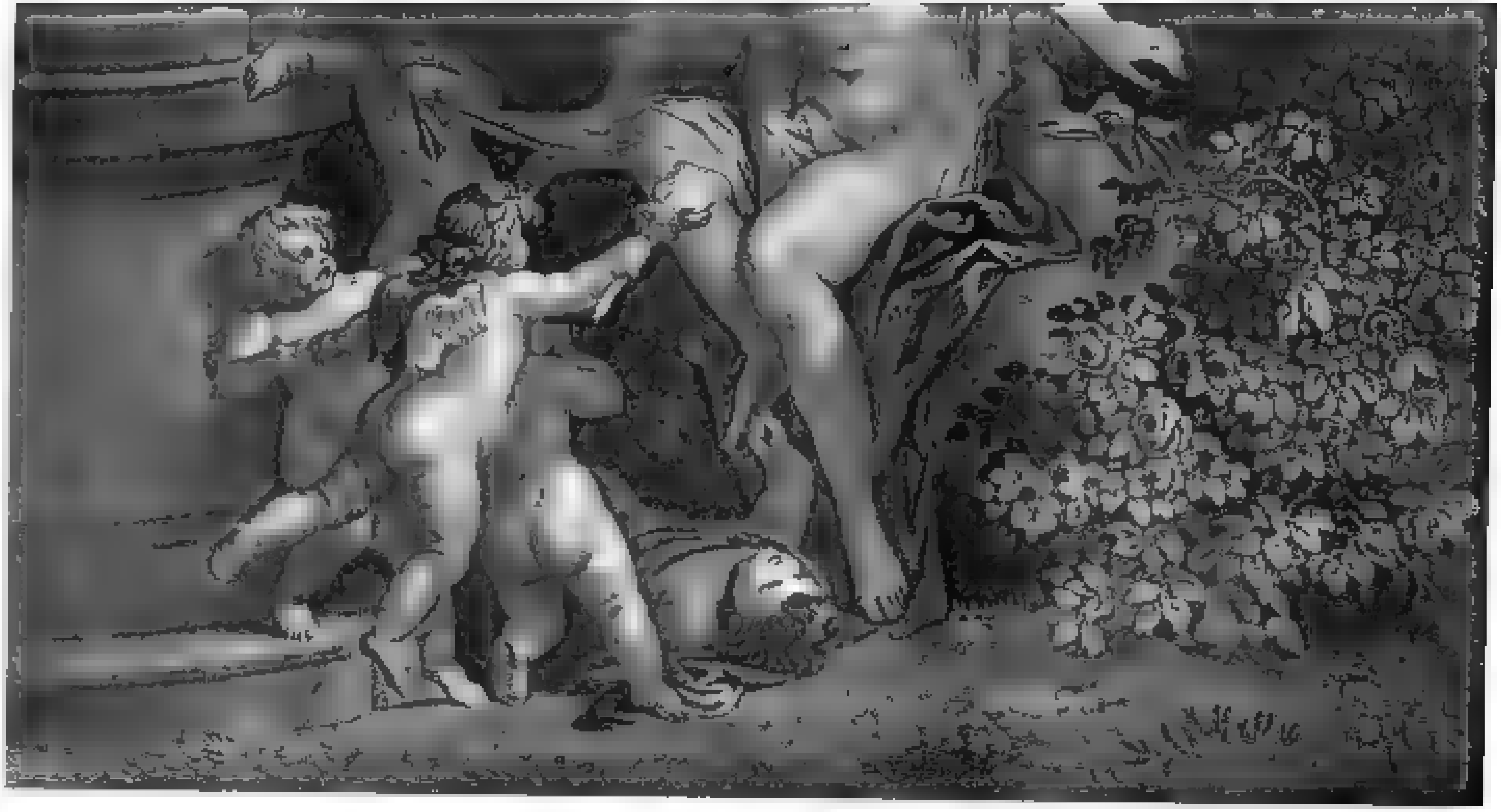
71. Die Entscheidung über sein Leben

Kupferstich von [illegible]. [illegible]

Es ist bekannt, daß in der Vogelwelt die Weibchen meist ein für unsere Augen unscheinbares Äußere haben, während die Männchen in dem fabelhaftesten Farbenschmuck auftreten. Für unsre ästhetische Auffassung sind hier die Männchen „schöner"; die Schönheit ist aber nur ein Mittel im **Werbekampf**. Kraft, Geschicklichkeit, Intelligenz, Impulsivität und Körperpracht werden entfaltet, nur um das „unscheinbare" Weibchen in Verlust zu versetzen, es geneigt zu machen, daß es seine Auswahl treffe. Kein Hahn schlendert indifferent die Straße hinab, ist in zwei Minuten mit einer Kontroll-Henne handelseins und so weiter.... Der Hahn auf unserm Hühnerhof gilt nicht; der hat „Kultur", ist Börseaner. Er pocht auf die „göttliche Weltordnung", die der Eierhändler eingesetzt hat und die ihm kraft kapitalistischer Gesetze jeden Rivalen aus seinem Herrentum fernhält. Die Henne muß. Und paßt ihr die doppelte Bordellmoral nicht, wird sie Frauenrechtlerin, erhebt sie den Schrei nach dem Kinde eigener Wahl oder verweigert sie diese Prostitution innerhalb einer Ehe ohne Scheidungsmöglichkeit so wandert sie eben in den Suppentopf.

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.





Im Hain der Amoretten   Kupferstich von F. Schall, um 1785

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind: „Die Weiberherrschaft“

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

72. Ihn bezaubern nur die Dicken! Karikatur von J. C. [illegible]. 18[illegible]

Aber draußen, außerhalb der Kultur und des kapitalistischen Männerrechts, werden die Hennen immer noch umworben, bis zur Extase. Das Rotschwanz-Männchen legt sich dem Weibchen förmlich zu Füßen, schlägt mit den Fittichen und drückt seinen ausgebreiteten Fächer auf den Boden. Wenn der Kuckuck ruft, hängt er die Flügel, hebt und senkt den Schwanz, dreht ihn hin und her und macht so viele Verbeugungen, wie er „Kuckuck" ruft. Bei den Vögeln macht auch nicht ein **einziger** Tenor Anspruch auf sämtliche Weiberherzen, sondern die Tenöre veranstalten den Sängerkrieg vor **einer** Dame.

Das Spröde-Tun und Flüchten der Vogeldamen ist natürlich keine Kälte oder „mangelhafte Geschlechtsempfindung", sondern das allen Weibchen notwendige Verharren in der Vorlust und Genießen derselben, bis die Zeit sich erfüllt, die nie zu knapp bemessen sein darf. Büchner sagt vom **Kuckucksweibchen**:

Aber wie lange dauert es, bis sich die Umsehnte einem der sie verfolgenden Liebhaber endlich ergibt! Eine tolle Jagd durch Gebüsche und Baumkronen beginnt, wobei das Weibchen die ermattenden Verfolger durch wiederholtes Kichern anfeuert und sie schließlich geradezu in Liebesraserei versetzt. Dabei ist das Weibchen nicht minder erregt als sein rasendes Gefolge. Der eifrigste Liebhaber ist ihm sicher auch der willkommenste, sein scheinbares Sprödetun nichts anderes, als das Bestreben, noch mehr anzufeuern. Dabei ergibt es sich schließlich oft mehreren Bewerbern rasch nacheinander. Auch das Weibchen des **Eisvogels** neckt seinen Liebhaber oft halbe Tage herum, indem es sich ihm abwechselnd nähert, ihn anschreit und wieder davonfliegt. Dabei verliert es aber doch das Männchen nie aus dem Auge, es sieht sich im Fluge rückwärts und von der Seite nach ihm um, mäßigt die Schnelle seiner Flucht und kehrt in weitem Bogen zurück, wenn das Männchen von der Verfolgung plötzlich abläßt.

Doch genug vom Tier, über das sich der Mensch erhaben dünkt und dessen seelische Bildung ihn oft beschämt. Wie sich Kultur und Nicht-Kultur in der **menschlichen Werbung** unterscheidet,

73. [illegible]

hat einmal ein Eingeborener von der Torres-Straße treffend bezeichnet. „Wenn in England ein Mann viel Geld hat, sagte er, wollen die Weiber ihn heiraten, hier wollen sie ihn auch haben, wenn er gut tanzt." Haddon, der dies mitteilt, erzählt aus der dortigen Gegend weiter.

Verehrt ein junger Mann ein Mädchen, so ziert er sie nicht oder spricht sie an, sucht sich ihr auch nicht zu nähern, sondern er offenbart seine Neigung durch athletische Sprünge und eigenartige Stellungen, durch Verletzen und Speerwerfen vor unsichtbaren Feinden, um hierdurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Erwidert das Mädchen seine Neigung, so schickt sie ihm durch ein Kind die [illegible] d. h. Liebeseinladung, bestehend aus einer Areka-Nuß mit Einritzungen auf der Rinde, die ihre Geneigtheit ausdrücken. In der Dämmerung schleicht er dann zum Stelldichein, setzt sich eng neben sie, und sie verzehren nun gemeinsam eine Betel-Nuß.

Rhythmische Körperbewegungen, Sprünge, überhaupt Tanz ist beginnende Verlust, und diese wiederum verstärkt die Elastizität der Bewegungen. „Nie ist mir's so leicht vom Fleck gegangen," läßt Goethe seinen Werther sagen. „Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging." Von malerischer Romantik ist das Tanzbild, das Joest auf den Molukken gezeichnet hat:

Große Fackeln aus trockenem Bambus und Haufen brennender harzhaltiger Blätter beleuchten die Riesenbäume bis zu ihren Gipfeln und lassen in der Ferne die kleinen Hütten erkennen, die sich die Alfuren im unzugänglichen Walde, geschmückt mit den Schädeln erschlagener Feinde, gebaut haben. Die Weiber kauern um die Feuer und schlagen Gongs und Trommeln, während die Mädchen, reich mit duftenden Blumen geschmückt, den Anfang des Tanzes erwarten. Dann erscheinen die Männer und Jünglinge, ohne Waffen, aber in vollem Kriegsschmuck, die Gürtel mit der Zahl erschlagener Feinde verziert. (Der Mann, der die größte Zahl von Schädeln erjagt hat, hat die besten Aussichten, seine Auserkorene zu kriegen.) Sie halten einander an den Armen und bilden einen an einer Stelle offenen Kreis. Ein Gesang wird angestimmt, und mit kleinen langsamen Schritten bewegt sich die Kette wie eine sich windende Schlange rückwärts, dann vorwärts, öffnet sich, schließt sich dann wieder; die Tritte werden schwerer, der Gesang und das Trommeln lauter, die Mädchen treten in den Kreis und ergreifen mit geschlossenen Augen den Gürtel des erwählten jungen Mannes, der das Mädchen um Hals und Hüften faßt; die Kette streckt sich immer mehr in die Länge, Tanzen und Gesang werden feuriger, bis die Tänzer müde werden und die Paare im Dunkel des Waldes verschwinden.

74. [illegible] auf Stelzen
[illegible]

O Sexualweisheit dieser „Wilden"! Umwerbung, Verlust und — Damenwahl! Der Mann wird richtig, weil geringer, eingeschätzt, er will immer und wird können. Aber das Weib muß erst wollen und dann kann sie auch. Aus dem Felsengebirge berichtet Long Ähnliches von Indianern:

Bei den Minnetarie wird oft ein merkwürdiger nächtlicher Tanz veranstaltet. Die Squaws haben dann Gelegenheit, sich je nach Neigung einen Liebhaber zu wählen. Sie nähern sich dem, der sie durch persönliche Vorzüge oder Krieger-Ruhm anzieht. Dann klopft sie ihm auf die Schulter und läuft sofort aus der Tanzhalle in den Busch hinaus. Der so bezeichnete Mann folgt ihr. Hat er aber Neigung zu einer andern, ist er durch ein Versprechen gebunden oder ohne Wünsche, so lehnt er ihre Gunst höflich ab, indem er seine Hand sanft an ihren Busen führt, worauf sie zum Tanze zurückkehrt.

Aus Neu-Mecklenburg haben wir von Parkinson, der dort dreißig Jahre lebte, einen Bericht über einen Tanz, der haupt-

75. Ritterdienste auf dem Eise. Lithographie von [illegible] Maurin. [illegible]

sächlich bei den zu Ehren der Verstorbenen stattfindenden Feierlichkeiten aufgeführt wird. Symbolik der Lebensverneinung und -Bejahung an ein und demselben Feste. Es heißt da:

Die Tänzer tragen bei dieser Gelegenheit die Tatanua-Masken, die den Träger unkenntlich machen. Außerdem trägt jeder Tänzer einen rings um den Leib gehenden Schurz aus Farnkräutern und anderem Laub, der vom Gürtel bis zu den Knieen reicht. Bei der Aufführung bilden die Zuschauer einen Kreis, innerhalb dessen das Orchester Platz nimmt. Dies letztere besteht aus Holztrommeln und aus Brettern und Bambusstücken, die im Takt geschlagen werden. Unterstützt wird die Kapelle von einem Sängerchor, der sich möglichst viel Mühe gibt, die dröhnenden Trommeln zu überschreien. Zunächst spielt das Orchester eine Art von Ouvertüre. Dann sieht man von der Seite, gewöhnlich aus dem Gebüsch, eine Anzahl maskierter Tänzer hervortreten. Langsamen, bedächtigen Schrittes nähern sie sich dem Tanzplatze, bald stehen bleibend, bald sich nach allen Seiten umblickend, bis sie sich endlich am vorher bestimmten Ort zu einer Gruppe vereinigen. Diese Gruppe führt nun unter Begleitung des Orchesters eine Anzahl gemessener Bewegungen aus, die man wohl kaum als Tanz bezeichnen darf, denn sie bestehen darin, daß die Maskierten einander langsam umkreisen, gleichsam als ob der eine auskundschaften wolle, wer der andere wohl sein könne. Dies dauert etwa zehn Minuten. Dann nähert sich plötzlich, ebenfalls aus dem Gebüsch hervortretend, eine einzelne Maske und bewegt sich nach der Gruppe hin, genau in der vorher beschriebenen Weise. Sowie die andern Masken diese neue gewahren, geraten sie anscheinend in große Aufregung, trippeln ihr schnellen Schrittes entgegen, ziehen sich dann zurück, während die zuletzt gekommene Maske sich allmählich der Gruppe zugesellt. Es beginnt jetzt eine sehr komische Darstellung, welche die Annäherung des *Mannes* an die *Frau* schildert, denn es wird dem Zuschauer schnell klar, daß die zuletzt erschienene Maske ein weibliches Wesen, die ersten Masken jedoch

11*

Männer repräsentieren. Die Männer versuchen sich nun dem Weibe angenehm zu machen, wobei jeder einzelne sich bemüht, die andern zu verdrängen. Vorderhand bleibt die Schöne jedoch anscheinend kalt gegen alle Liebesanträge, schiebt einen sich Anschmeichelnden derb zurück, kehrt einem andern den Rücken oder gibt durch andere nicht zu verkennende Zeichen ihr Mißfallen kund. Doch endlich erklärt sie sich für besiegt und erkennt einen der Maskierten als ihren Liebhaber an. Dieser ist nun voller Freude, welche er durch allerhand Sprünge um die Geliebte herum ausdrückt. Die verschmähten Liebhaber ziehen sich nun nach einer Seite des Tanzplatzes zurück und überlassen das Feld den beiden Verliebten, die nun eine intimere Annäherung darstellen, nicht ohne anfängliches Sträuben der Schönen, die jedoch schließlich dem Liebeswerben ihres Erwählten Gehör schenkt. Wenn nun auch, namentlich in der letzten Szene, die Darstellung es nicht an derber Realistik fehlen läßt, so kann man doch nicht sagen, daß der Tanz obszön ist. Das Komische und Groteske ist in der Vorführung zu sehr vorherrschend und wird noch mehr erhöht durch die geschnitzten und bemalten Tatanua-Masken mit ihren gefärbten Raupen, die an die altbayerischen Helme erinnern. Daß die Eingeborenen in der Aufführung nichts Anstößiges finden, brauche ich wohl nicht zu bemerken. Alt und jung, Männer und Weiber, Jünglinge wie Mädchen blicken dem Treiben mit ruhiger Miene zu und zollen den Aufführenden zum Schluß durch laute Zurufe ihre Bewunderung.

Der Tanz ist eine der elementarsten Ausdrucksformen menschlicher Psychologie. Jede gehobene Stimmung erzeugt muskuläre Unruhen und drängt zu rhythmisch accentuierten Körperbewegungen. Stoll will den erotischen, den kriegerischen und mystischen Tanz unterscheiden. Doch dürfte es nicht leicht sein, so genau zu trennen. Das kriegerische Element als Ausdruck von Mut, Gewandtheit, Todesverachtung, Schmerz-Unempfindlichkeit ist ein gültiger Bestandteil der männlichen Umwerbung. Starke und wilde Schächer sind den Frauen angenehm. Und wie sehr die ganze Mystik im Sexuellen wurzelt, bedarf eigentlich keiner Erwähnung, soll aber noch an andrer Stelle dargelegt werden. Die einzig unbestreitbare Kausalität der Tanzbewegungen läge doch immer im Erotischen.

Ich glaube, daß man gut von einer Einteilung in männliche und weibliche Tanzbewegungen ausgehn könnte. Auch hier muß sich der Unterschied der Geschlechter charakterisieren. Der primitivste Männertanz wird ein Herumspringen um das Weibchen gewesen sein, also mehr eine Bewegung der Extremitäten vom Orte fort. Der Weibertanz dagegen mehr ein Stehen am Ort mit rotierender Bewegung der Mittelpartie des Körpers. Der sogen. Bauchtanz, der eigentlich ein Beckentanz ist, hat diese Form verhältnismäßig rein erhalten. Ein Schlenkern der Hüften tritt beim Weibe unwillkürlich auf, sobald sie in Verlust gerät. Die große Mehrzahl der bei allen Völkern vorkommenden Tänze ist jetzt allerdings zeremoniell ausgebildet, wodurch sich die Grundbestandteile verschleiern. Das bringt schon der Umstand mit sich, daß die Tänze oft lange Zeit währen und dann in ihren Einzelheiten mnemotechnisch erlernt werden müssen. Sobald aber völlig frei, möglichst ohne jede Anlehnung, improvisiert wird, fallen die Bewegungen auf die primitive Gebärdung zurück.

Am nüchternsten, man könnte sagen, am meisten degenerativ aus der Art geschlagen, sind unsre modernen Gesellschaftstänze. Obenan der urlangweilige Walzer. Infolge dieser Kastrierung des Tanzes kommt es, daß erstens gerade der Walzer berüchtigt ist durch Versuche, auf andre Art erotische Reize gleichsam durchs Hinterpförtchen wieder einzuschmuggeln. Das lose Voreinander wird zur Umschlingung und Umpressung. Die romanischen Völker haben sich daher lange Zeit mit Recht gegen die Einführung dieses germanischen Tanzes voll prüder und heuchlerischer Sinnlichkeit gewehrt. La valse allemande war keine feine Nummer.

Zweitens aber ersieht man aus der Kastrierung der Tänze, daß das Aufkommen neuer und unregelmäßiger Formen daneben unausbleiblich ist. Die Erotik läßt sich, wie jede Dampfspannung,

76. Pygmalions Statue wird lebendig. Zeichnung von H. Lossow

nur bis zu einem gewissen Grade knebeln. Beschwert man die Sicherheitsventile allzu stark mit Konvention, Verflachung und „Sittlichkeit", so sucht sich die explosive Kraft andre Auswege, in denen die Leidenschaft zunächst scheinbar ungezügelt dahintobt. Jetzt hat man auf den öffentlichen Bällen die Schieber-, Wackel-, Apachentänze und wie sie alle heißen. Geschieht den Sittlichkeitsmeiern ganz recht und wird immer so bleiben. Erstaunlich aber ist, daß man diese kurzsichtigen Maulhelden auch hiergegen wieder die Polizei anrufen läßt. Vor einiger Zeit ist richtig auch schon eine Verurteilung ergangen. Wie lange wird man sich das noch duckmäuserisch gefallen lassen? Wann wird man endlich aufstehn und sprechen: Weg da — wir haben ein Recht auf Erotik! Aber man läßt die Kastraten und Schnüffler ruhig weiter ihre Ränke spinnen gegen Volkskraft und Menschenfreudigkeit.

77 Spezialtanz. Zeichnung von Félicien Rops

Für die Ausgelassenen bot ein früherer Tanz ein reiches Arbeitsfeld der Entrüstung und Kapuzinerpredigt. Es war der Cancan oder Chahut. Er war unregelmäßig und daher wie geschaffen für die individuelle Improvisation. Seine wirbelnden Figuren haben daher auch stets den Künstler zur Darstellung gereizt. Wir geben als Beispiel davon ein Blatt aus einer Serie von Berliner Lithographien, etwa vom Jahre 1865 (siehe die Beilage „Cancan-Figur"). Ein flüchtiger Moment ist da festgehalten. Rapider Kniefall des Mannes, ein wagendes Lüften ihrer Volants, das die hübschen Schnürstiefel, blendend weißen Strümpfe und breiten, bunten Strumpfschleifen enthüllt — und schon ist die Figur vorüber und eine neue an der Reihe.

Wie sich die Umwerbung in der Welt des Kapitalismus zur Karikatur verzerrt hat, ist aus einigen spöttischen Zeichnungen von Forain und Bertall zu ersehen. Die „große Mitgift" (Abbildung Nr. 82) wird dienernd umschwärmt, während die Mauerblümchen verwaist ihre Stühle zieren. Vor der „Einflußreichen" (Abbildung Nr. 80) treten die befrackten Herden des Männergeschlechts in langer Queue an, bald katzbalgen sie sich eifrig „um ihr Taschentuch" (Abbildung Nr. 79). — Wenn es sich um kapitalistische Intermezzi handelt, fliegen die sonderbarsten Nachrichten stets aus den Vereinigten Staaten herüber, diesem Lande der technisch unbegrenzten und erotisch begrenzten Möglichkeiten, wo man die Beinkleider der landenden Damen nach geschmuggelten Diamanten umkehrt, aber dafür auch den Buchhändler, der den alten ehrlichen Boccaccio ausstellt, ins Zuchthaus spediert. Dort verbreiten die Zeitungen erotische Leckerbissen von eigener Art. Zum Beispiel unter dem Titel „Die Witwe mit den fünfzehnhundert Freiern": Mrs. Brown aus X. Y. im Staate Y. ist eine junge Witwe von riesigem Vermögen und (begreiflich) ungewöhnlicher Schönheit. Sie hatte den Entschluß gefaßt, sich wieder zu verheiraten und suchte den Erwählten ihrer

Träume (!) auf dem Wege der Heiratsannonce. Mrs. Brown erhielt darauf nicht weniger als 1500 Offerten von Leuten, die sich um ihre Hand und ihr Vermögen bewarben. Aber nicht ein einziger fand Gnade vor ihren schönen Augen. Dagegen arbeitete sie eine Statistik dieser Stellengesuche aus. Unter den Gentlemen waren 66 Studenten von Harvard, 30 von Yale, 13 von Oxford, 150 Adlige Europas, die, wie es immer heißt, ihr Wappen vergolden wollen. 200 haben selber jeder ein Vermögen über 200000 Mark. 18 sind Geistliche, 39 schon geschieden, 207 trostbedürftige Witwer. Warum bleibt diese Witwe ungerührt und einsam ihr Lager? Das macht die Moral. Nicht ihre eigene, sondern die des Bürgermeisters der Korruptionsstadt New-York. Der schreibt ihr nämlich: „Sie suchen Ihr Glück in einer falschen Richtung. Ich wenigstens für mein Teil glaube nicht, daß ein Mensch existiert, der zu Ihnen passen könnte. Wenn Sie wirklich glücklich sein wollen, dann arbeiten Sie die Zeit über, die Ihnen zum Leben noch bleibt, für das Glück der anderen und vergessen Sie ganz sich selbst." So kam es, daß auch der Chauffeur abblitzte, der keine Arbeit hatte und deshalb arbeiten, d. h. die Witwe heiraten wollte, gleichgültig, ob sie schwarz, weiß, rot oder sonstwie gefärbt sei. So kam es, daß auch der einzige aufrichtige Bewerber leer ausging, ein Anwalt, der schrieb, er betrüge von Staats wegen die Welt und mache damit 150000 Mark im Jahre; da nun die Frauen von Natur wegen die Welt betrügen, so sei das Zueinanderpassen folgerichtig erwiesen. Die Moral von der Geschichte aber ist, daß man nicht weiß, ob die Reklame von der Witwe, vom Bürgermeister, vom Anwalt oder von allen dreien zusammen ausgeheckt worden ist.

76. Sein Schicksal. Kupfer von [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]

Wenn sich amerikanische Witwen, die nicht aus Ephesus stammen, meistbietend versteigern, so ist das immerhin noch ihr freier Wille. Wie erbärmlich tief unter den nackten Wilden Neu-Guineas steht aber unsere Geschäfts-Mischpoche, wenn sie ihre Mädchen als bloße

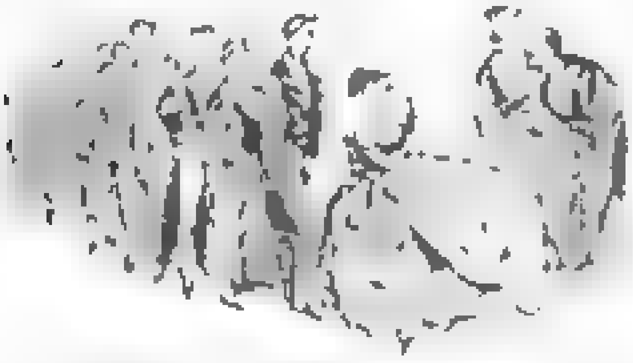
[illegible] Um die Taillenbreite. Zeichnung von Gerlach [illegible]

Zugabe, als entseeltes Stück Fleisch behandelt. Ein Inserat wie dies ist ganz und gar typisch: „Zur Einheirat in großes Textilunternehmen wird 45 bis 50 Jahre alter Herr aus feiner isr. Familie mit Vermögen gesucht. Eventuell Vereinigung mit bestehender Weberei nicht ausgeschlossen. Gefl. direkte Anträge unter Prima P. S. Nr. 146.“ Karl Kraus, der unübertreffliche Satiriker, knüpft hieran folgende Glosse:

Einer wird für ein großes Textilunternehmen gesucht. Man glaubt, es werde ihm eine eventuelle Vereinigung mit einem Weib in Aussicht gestellt werden, nein, es handelt sich um eine eventuelle Vereinigung mit einer Weberei. Mit keinem Wort wird das Weib erwähnt. Daß zwischen Textilunternehmen und Weberei Begriffe wie Liebe, Schönheit, Treue, Untreue, Geschlecht, Schwangerschaft und dergleichen Begleiterscheinungen des kommerziellen Lebens Platz haben, ahnt man auch nicht einmal. Die Gefahr dieser Ehe wird nicht die Impotenz, sondern die Insolvenz sein; wenn ein Hausfreund auftauchte, so bestünde der Verdacht, daß er unlauteren Wettbewerb treibe, und gegen Kinder gibt es Markenschutz. Man müßte das Seelenleben der Frau, die hier zwischen den Zeilen welkt, bis zum Grab verfolgen. Man dürfte nicht Romane auf Lager werfen, sondern müßte jeden zur Ehe aus dem Bett holen oder aus der Volksversammlung und dem versammelten Volk Anschauungsunterricht über das große Weltverbrechen geben. Nicht wie sich die Pariser Bohème entfaltet, werde herzerschütternd vorgeführt. Sondern unter den Klängen eines [illegible] Trauermarsches zeige man in allen Buden das Schauspiel, wie die Textiltochter die Anträge unter „Prima P. S. Nr. 146“ durchliest, wie sie der Textilvergangenheit [illegible], wie der 50jährige Herr aus feiner isr. Familie erscheint, sie anlacht und an ihr endlich die Handlung vornimmt, aus der das Leben kommt, und wie sie das Leben in den folgenden Wochen und Jahren [illegible] — und wie die Kinder entstehen und was sie [illegible] und wie auch sie der Vereinigung mit bestehender Weberei [illegible].

Doch halten wir uns mit dem Mangel an Umwerbung und den fluchbeladenen Folgen der kapitalistischen Wirtschaft nicht länger auf, da unser Thema hauptsächlich sexualpsychologisch ist, also in erster Linie die natürlichen, im Menschen liegenden Kräfte darzustellen hat, nicht aber die unnatürlichen Entartungen in den gasbeleuchteten Treibhausstuben der „Zivilisation“.

Um von Eva und Adam anzufangen. Die Auffassung des hebräischen Originals ist trostlos und patriarchalisch. Sie wird dadurch nicht besser, daß sie eine Kopie nach babylonischem Muster ist. Der Mann ist der Erste, das Weib hat gerade den Wert einer überzähligen Rippe. Sie ist Schuld an allem, dieser Sündenbock, und verführt mit List und Tücke den guten, braven, frommen, gottesfürchtigen Adam. Darum muß sie hinterher furchtbar büßen, darum heißt es mit gräßlicher Betonung: „Er soll dein Herr sein!“ Dieser grobe Unfug, dieser maßlose Männer-Zynismus mit seiner ungeheuerlichen Verachtung des Weibes wird heut noch ohne jeden kritischen Kommentar dem gläubigen Kindergemüt eingetrichtert! Lic. F. Wilke hat eine Art Ehrenrettung der damaligen hebräischen Herdenbesitzer unternommen. Er hebt hervor, daß sich Eliezer nicht das schönste, sondern das „freundlichste und dienstwilligste“ Mädchen zur Frau erbittet: also die gefügigste Sklavin. Das sei, meine ich, hochwertig, für das alt-



[illegible] Der Einflußreiche. Zeichnung von Gerlach [illegible]

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Vor dem Ball. Kupferstich von Jean de Troy. Um 1770

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind, „Die Weiberherrschaft“

Albert Langen [illegible]

THE
JOHN CRE

testamentliche Frauenideal seien schon in den ältesten Zeiten nicht ästhetische, sondern ethische Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Verlorene Liebesmüh. Es war damals wie heute. Die Frau war im großen Ganzen die Unterdrückte, das „schöne Weib“ hat in Einzelerscheinungen immer triumphiert. Und daß Eliezer die häßliche Magd vor der anmutigen Herrin bevorzugt, ist keine Ethik, sondern eine individuelle und sadistische Triebrichtung. Außerdem muß man sich hüten, schriftliche Dokumente voll gesetzlicher und sittlicher Verordnungen, wie das Alte Testament, all zu genau auf das wirkliche Leben derselben Zeit zu beziehen. Gebote bedeuten viel öfter, daß das Gegenteil von dem, was da gefordert wird, in Gebrauch und Sitte bestand.

Die Kunst hat sich der strengen biblischen Lesart nie anschließen können. Sie hat überhaupt nicht viel mit diesem Motiv anzufangen gewußt, das sie der Kirche als kaufkräftigster Arbeitgeberin zuliebe malen mußte. Die lange Bilderreihe vom ersten Menschenpaar ist eigentlich nur eine kunsthistorische Galerie über Ganz-Akt. Aber eine langweiligere läßt sich kaum denken. Bemerkenswert ist dagegen die Auffassung des italienischen Kupfers von Giacomo Valeggio (Abbildung Nr. 42). Nicht Eva ist hier die Schuldige, sondern die „verführerische Schlange“ als Symbol der Libido. Sie trägt ein Weiberantlitz, sie kann es nicht anders, da sie dem verzückten Adam vor Augen schwebt. Aber dies Antlitz ist nicht das der Eva! Es ist das Weib überhaupt, nach dem Adams Sehnsucht geht.

5 Der Anbeter Zeichnung von [illegible] Friedlaender

Fremdartig komisch wirkt der „erste Sündenfall“, den Jean Veber, ein Meister der Groteske, gemalt hat (Abbildung Nr. 33). Ein wildbehaarter Urweltmensch mit fliehender Zwergenstirn, noch ganz Freßkiefer, kriecht auf allen Vieren aus dem Gebüsch und glotzt erstaunt auf das kokette Mädel, das ihn zum Anbeißen einladet. Allerhand prähistorisches Getier steht nachdenklich am See-Ufer und wartet, wie sich der Gang der Ereignisse weiter entwickeln wird.

Der lockende Apfel spielte auch in einer neu-amerikanischen Werbe-Episode eine Rolle. Es war aber diesmal ein richtiger, gut geratener Apfel von einer kalifornischen Farm, und nicht eine Banane, als welche gelehrte Botaniker jetzt die Paradiesfrucht auslegen. Also Miß Ch. lebte auf der Farm und war schrecklich allein. Endlose Tonnen voll Äpfel und keinen Mann zum Versuchen. Schließlich befestigte sie an einen der zum Versand fertigen Äpfel ihre Photographie und schrieb

82. Die große Mitgift. Zeichnung von Forain. Le Courrier Français. 1894

auf die Rückseite „Wo sind Sie, wer sind Sie, der Sie diesen Apfel essen werden? schreiben Sie bitte, ich langweile mich hier zu Tode." Die Antwort kam aus England und war kurz und bündig. Der Werber teilte mit, daß er mit dem nächsten Schiff abreise. Ob er das Paradies gefunden oder verloren hat, besagt die Fama nicht.

Stärker ist die Note, die uns Franz Stuck vorführt (Abbildung Nr. 85). Aus einem **Adam** sind hier schon zwei geworden, und sofort entspinnt sich der Kampf der „Nebenbuhler um das Weib" Mit Zähnegefletsch, Gebrüll und gekrallten Fingern torkeln diese haarigen Leiber gegeneinander los. Einer muß am Platze bleiben! Und die Eva weidet sich am Spiel ihrer Muskel

wälde. Die Vignette von Salzmann (Abbildung Nr. 2..) ist weniger brutal. Dieser „Hirschbrunst" sitzt das ewig Weibliche im Nacken. Aber die lieben Jägersmänner haben ihnen nicht nur sich selber, sondern auch das Geweih aufgesetzt.

Szenen à la Stuck spielen sich gar nicht selten an der Außenperipherie der Großstädte ab. Nicht immer erwischt der Reporter die Wirklichkeit, aber wenn er sie unter seinem Griffel hat, wächst er mit der Materie zum heroischen Stil der Hintertreppe empor, und allen Leserinnen graust es angenehm. Ich setze deshalb ein solches Beispiel ungekürzt hierher, weil es ein doppelter Beleg ist, für die Psychologie der Handelnden und die des Berichterstatters.

Ein Apachenduell um die „schöne Helene". Nicht um Geld und Gut allein zanken die gefürchteten Pariser Apachen von [illegible] und [illegible]. Ein blutiges Drama, bei dem diesmal kein harmloser Bürger als Opfer fiel, versetzte Paris in Aufregung. Der Apachenball, den am Montag Abend eine Anzahl dieser lichtscheuen Gesellen in einer verrufenen Taverne in Saint Denis mit wilden Tänzen begann, endigte mit einem grausigen Zweikampf auf Leben und Tod in nächtlicher Straße. Die Königin der Orgie, die Schöne, um die das Blut floß, war [illegible], die Heroin, „Helene mit dem goldenen Haar", die alle Apachen kennen und vergöttern, und um derentwillen schon häufig aber mehr blutige Zweikämpfe ausgetragen wurden. Zwei Kavaliere hatte sie für den Abend erwählt, Ferdinand den Großen, einen der gefürchtetsten Verbrecher der Lumpenstadt, und den kleinen Jojo, der dem Arbeitsdienst an [illegible] nicht nachkam, gegenwärtig aber seine Dienstpflicht als Soldat erfüllt und in Uniform zu dem Fest der Genossen erschienen war. Beide haben schon über einen [illegible] [illegible] sich, aber Jojo durfte [illegible] in Paris bleiben und hatte für den Abend Urlaub erhalten. Der Ball war zu Ende, die Menge der Tänzer ergoß sich bereits in die stillen Straßen, als Ferdinand der Große gewahr wurde, wie Jojo auf die schöne Helene zuging und ihr auf einem Teller Kuchen reichte. Plötzlich stand er neben der umstrittenen Schönen. „Du kommst sofort hinaus und bringst ihn mit!" zischte er durch die Zähne. Im Saale entstand Totenschweigen. Ferdinand und Jojo, beides wilde, leidenschaftliche Gesellen, würden sich messen. Die zwei Polizisten, die im Saal die Aufsicht führten, sahen und hörten nichts. Sie wußten, daß ein Einmengen bei der Übermacht der Apachen Wahnsinn und Selbstmord war. Draußen gruppierte sich die Schar auf der Straße, ein Viereck bildete sich. „Aus dem Weg! ich habe ein Wort mit Helena zu reden." Ferdinands Hand fuhr in die Tasche, aber das Weib stürzte sich auf ihn wie eine Tigerin, sein Schuß ging in die Luft und streifte nur ihre Schulter. Schweigend riß Jojo die Halsbinde seiner Uniform herunter, umwickelte seine Hand und zog sein Bajonett. Ohne ein Wort, ohne Lärm begann der stumme Kampf. Die beiden Schutzleute, die kaum 70 Meter weit davon auf der Straße standen, hörten nichts und wußten nicht, was vorging. Der eine Kämpfer gleitet aus, zieht blitzschnell den Revolver, aber die Kugel geht fehl. Als er wieder aufspringt, hat Jojo auch einen Revolver gezogen, drei Schüsse dringen durch die Nacht, und Ferdinand der Große liegt in seinem Blut am Pflaster. Drei Sekunden später ist die Menge spurlos verschwunden. Als die beiden Polizisten zur Stelle kommen, liegt nur die blutige Leiche auf der Straße.

83. Die Bourgeoise: „Wie man sich [illegible] ... [illegible] nicht mehr zu finden!"
Die Arbeiterin: „Ja, aber ich bin [illegible] Jahre in der Fabrik."
Zeichnung von Steinlen aus „Assiette au beurre". [illegible]

Erst am nächsten Tage konnte der Mörder festgenommen werden. Die schöne Helena und eine Freundin, die einzigen sicheren Zeugen des Kampfes, mußten wieder entlassen werden. Auch Jess, dem Soldaten, wird nichts geschehn. Die Zeuginnen haben bekundet, daß er in Notwehr handelte. Als Soldat hat er sogar das Recht des Waffentragens, das Gesetz bietet keine Handhabe, er wird frei ausgehn.

Wenn die Vorstadt sich so wüst geberdet, tut die „Gesellschaft“ um so sanfter. Nehmen wir den preußischen Offizier, dem ja immer allzu große Schneidigkeit in Sachen eines angeblich veralteten Ehrenkodex vorgeworfen wird. Man möchte von weitem glauben, daß hier der Duellkrieg um die eine oder andre schöne Helena in Permanenz erklärt sei. Weit gefehlt. Nach einer neulichen Auskunft des Kriegsministers sind seit 1897 vierzehn Fälle vorgekommen, in denen eine Frau der Anlaß war. Der Nachtredakteur setzte zwar ein entrüstetes Ausrufungszeichen hinter diese Verworfenheit, ich finde aber, daß Leute, die das Schießen von Berufs wegen betreiben und jeden Augenblick bereit sein müssen, für das Motiv „Vaterland“ mit ihrer Person einzustehn, sich enorm zu beherrschen wissen, wo sie das allerstärkste Affekt-Motiv anreizt, nach den üblichen Regeln ihres Standes abzureagieren. Ich spreche weder lobend noch tadelnd zur Duellfrage, da ich hier nicht sozial zu polemisieren habe, sondern nur die seelischen Parallelen aufsuche. In diesem Sinne ist es völlig gleichwertig, ob die Stuck'schen Wilden sich um ein Weib raufen oder die Apachen aufeinander losstechen oder ob zwei Angehörige der höheren Klassen mit oder ohne Visier und Korn zielen. Nur die äußere Form ist verschieden. Das eine Mal irregulär und wüst, das andre Mal „vornehm“ und zeremoniell geheiligt. Gerade aus diesem Grunde erscheint mir die geringe Anzahl der militärischen Duellanten verwunderlich. Denn wenn auch noch so drakonische Verordnungen den Zweikampf gänzlich austilgen, so wird ihn der erotische Affektzustand unter Männern immer wieder hervorrufen, mit Komment oder ohne.

64. Das Betteln um Liebe

Skulptur von Stephan Sinding. Photogr. Georg Gerlach & Cie. Berlin

Die Auswahl unserer Bilder zeigt von diesen höchsten Irritationen der Umwerbung nur wenig. Wenn man die Seiten umblättert, so findet man ein Motiv unverhältnismäßig oft vertreten: Kniefall und Handkuß des Mannes. Es ist nun nicht so, daß wir dies Genre bevorzugt oder nach ihm allein gesucht hätten. Vielmehr haben wir alles durchgestöbert und standen dann vor dem Resultat, daß die Kunst hier einseitig bevorzugt. Vielleicht liegt es daran, daß die Künstler im allgemeinen in ihrer Artung der Gegensatz zum Krieger sind und das Sanfte und Friedfertige mehr lieben, als das Stürmische und Gewalttätige. Künstlercharaktere wie Stuck oder Corinth gelten darum auch gleich als brutale Kraftnaturen; ein Urteil, das inbezug auf die handelnde Persönlich-

65 Die Nebenbuhler und das Weib. Gemälde von Franz Stuck 1901

keit des Lebens keinerlei Folgerichtigkeit besitzt. Gemälde sind, gleich den Dichtungen, Träume und Möglichkeiten der Seele

Eine besondere Stellung beansprucht Morettos sogenannte Heilige Justina (Abbildung Nr. 66). Der Mann auf dem Gemälde, der sehr groß ist und, wenn er aufstände, den obern Rahmen einstoßen würde, soll nach einer Ähnlichkeit Alfons I. von Ferrara sein, der vor seiner Geliebten Laura Eustochia kniet. Andre halten ihn für den Senator Lodovico Barbo, der das Kloster der Justina in Padua reformierte. Der Hauptgedanke des Bildes ist wohl aber die „Anbetung der Jungfräulichkeit", wie man aus der Anwesenheit des fabelhaften Einhorns schließen kann. Das Einhorn galt seit unvordenklichen Zeiten als Symbol der weiblichen Keuschheit. Kann sein, wegen seiner Rarität, die so groß war, daß die Republik Venedig 1559 die Summe von 30000 Dukaten vergebens dafür bot. In Wahrheit ist das Horn ein gewöhnlicher Stoßzahn des Narwals, der als Bewohner des nördlichen Eismeers den Alten unbekannt war.

Am geläufigsten ist die Kniebeuge des Mannes natürlich dem Zeitalter der galanten Weibanbetung. Der leichte, fröhliche, tändelnde Geist, in dem sie sich vollzog, ist am besten in dem Kupfer von F. Schall ausgedrückt (große Beilage). In diesem „Hain der Amoretten" schwirrt es von reizenden Faltern um die eben aufgeblühte Schlankheit. Aus Lämmerwolken schüttet der Zephir Rosendüfte hernieder, leises Locken flüstert durch die Baumkronen, und mit sanftem Streicheln

wird der bald sich Sträubenden, bald sich Ergebenden Schleier um Schleier entwendet. – Was dieses Blatt symbolisch und lyrisch predigt, gibt Jean de Troy direkt und als Gesellschafts-Dokument in seinem Stich „Vor dem Ball“ (große Beilage). Hier ist alles bewußtes Umschwärmen der Königin eines Tanzabends. Toilettentisch, Puder, gelber Kerzenschein, Damast, eifrig helfende Hände, Zärt-Geplauder und Bewunderung ihrer Siegesgewißheit auf allen Mienen. – Persönlicher schon ist Fragonards „Liebesgeständnis“ (große Beilage). In schwüler Mittagsglut liegt die Gartenrotunde da, Schlangengewächse wuchern durch alle Fugen des Gemäuers, und Amor auf dem Piedestal enteilt in flimmernder Erregung. Da erhascht der Liebende den Augenblick der schattigern Gelegenheit, der Federhut entgleitet der glühenden Bewegung, er sinkt ins Knie und preßt die Hand aufs pochende Herz. Der volle Blick der Dame senkt sich ihm sekundenlang aufs Haupt. Und nur die Dienerin, die treue, listige, weiß, daß die Begegnung nicht ganz zufällig ist. Näher vor seinem Ziele scheint der schön geputzte Amant auf Fragonards „Gestörter Morgenandacht“ (Abbildung Nr. 14). Daß er so weit bis dicht vors Allerheiligste eindringen durfte, beweist wiederum die Geneigtheit der Zofe, die über die Sympathien ihrer Herrin nicht uninformiert zu sein pflegt.
Die Bildchen Nr. 62, 70, 73 sind mit ihren wenigen Strichen im gleichen Sinne gehalten. Die „Courtship“, eigentlich das „Werbe“ Benehmen, der englischen Spielkarte zeigt, was unter „Galanterie“ überhaupt zu verstehen ist. Die kleine Karikatur von der „Primadonna“ verspottet die reichen Generalpächter, die sich vergeblich um die launenhafte Sängerin der italienischen Oper bemühen, es hält schwer, dem verhätschelten Schoßhündchen den Rang abzulaufen. Die Vignette auf dem mit Goldschnitt verzierten Dresdener Liebesbriefbogen stammt bereits aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Hier liegt der erste schwache Ansatz zu einer Industrie vor, die am Ende desselben Jahrhunderts den Weltmarkt mit ihren Erzeugnissen überschwemmt, der Industrie der Ansichtskarten zur Bequemlichkeit der Schreibfaulen und Denkträgen. Zum Stil der Dresdener Vignette gehört bereits der Liebesbriefsteller, der Seite um Seite von ungelenken Fingern auf die Auswahl eines am wenigsten unpassenden Ergusses in geziertem Hochdeutsch geprüft wird. Heut liefert die Postkartenfabrik gleich die übrige Poesie auf dem Glanzdruckpapier gratis mit:

Wenn ich all die Seligkeit seh,
die ich so allein genieße,
denk ich voll Sehnsuchtsweh
deiner, meine Holde, Süße,
und wo ich nur geh und steh,
schreibe ich dir Kartengrüße.

Die Umwerbung gebraucht hier Ausdrucksformen, die fix und fertig präpariert sind, und daher bloßen Symbolwert besitzen. Sie stehen auf einer Stufe mit der Blumen- oder Briefmarkensprache, deren Unbedeutendheit keinen individuellen Gedanken mehr zuläßt. Als Neuestes kommt aus Paris die Liebessprache vermittelst der Farbe des Siegellacks. Rubinrot und trübes Grau reden von selber. Violett soll Keuschheit bedeuten, Lichtgrün Begehren, Hellblau Geneigtheit, stumpfes Braun Kälte.

Zwei Zeichner, die im Geiste des Rokoko gezeichnet haben, sind Heidbrinck und Leslow. Die „Marquise“ des ersten (Abbildung Nr. 64) mit ihrem Abbé ist so echt wie möglich, das macht: Heidbrinck ist überhaupt einer von jenen Künstlern, die ganz im Banne unseres Themas produzieren. Er kann garnicht anders. Und Leslows weiche Formengebung erinnert deutlich an die Meister der galanten Zeit. Sein „Pygmalion“ (Abbildung Nr. 76) ist ein Märchenjüngling aus Tausendundeiner Nacht, dem die gütige Frau Venus das inbrünstige Gebet erhört.

Idyllisch wirkt der Stich von Danguin nach einem Bouguereauschen Gemälde des Jahres 1852 „Sein Schicksal“ (Abbildung Nr. 78). In solcher stillen Seligkeit zweier Liebenden

66. Frau Katie Sandwina. [illegible] Mit Erlaubnis der Dargestellten. Photogr. Georg Gerlach & Cie, Berlin

hat die tonangebende Kunst von heute den Geschmack verloren. Abbildung Nr 84 zeigt die Auffassung Stephan Sindings. Dies „Betteln um Liebe“ ist weniger stürmisch, als die „Verzückung“ von Klimsch (Abbildung Nr 34), aber von der Körperlichkeit des Mädchens (im Gegensatz zu dem anbetenden Manne) möchte ich fast das Gleiche sagen, wie auf Seite 58.

Es bleibt noch die humoristische Note. Sie entspringt einem inneren Widerstande des Künstlers, dem es nicht liegt, sich dem Stoff bedingungslos hinzugeben, der „über der Sache“ steht oder die eigenen Empfindungen zu persiflieren vermag. Öfters bedeutet die leichte Satire auch ein Sich-Schämen vor Regungen, die andre bespötteln könnten. Der Künstler bricht der Beziehung auf die eigene Person die Spitze ab, indem er selber den Pfeil schärft und abschießt. Wer aufmerksam Bilder betrachtet, wird das Versteckspielen des Produzierenden häufig herausfühlen.

Loder zeichnet den Wiener Gigerl von 1815 (Abbildung Nr 71), wie er die „Entscheidung über sein Leben“ beantragt. Zwei Pistolen hat er gleich mitgebracht. Falls die eine versagt. Und es macht Eindruck. Aber die Dame mustert ihn recht kritisch, und wer weiß, wenn er nicht für alle Ewigkeit so „auf die Platte gebannt“ wäre, würde er am Ende doch, wie Nicolais Werter, sich das — Hühnerblut aufs Gilet knallen müssen. — Abbildung Nr 74 ist eine Vignette vom Meister Gavarni. Kann die Dame des Hauses mehr von oben herab sein? Dieser Seladon ist schon mehr hingeknickt als gekniet und die „Gardinenpredigt“ läuft „auf Stelzen“. — Aus der gleichen Zeit um 1830 rührt die Lithographie von Traviès her „Ihn bezaubern nur die Dicken!“ (Abbildung Nr 72.) Der verwachsene Liebhaber ist Mayeux, eine komische Figur, die bei dem Zeichner immer wiederkehrt, etwa wie Max und Moritz bei Wilhelm Busch. — Die „tropfenden Kerzen“ von Robida (Abbildung Nr 28) bringen uns der Moderne wieder näher. Gallischer Esprit ist in der kleinen, kecken Zeichnung. Welche Kerze wird sich die Witwe mit dem Pony-Haar weihen lassen? — Den Beschluß macht der „Anbeter“ von John Jack Vrieslander (Abbildung Nr 81), ein ultra-modern stilisiertes Schwarzweißblatt, bei dem besonders deutlich ist, daß die Komik dieser Situation immer über die Figur des Mannes ausgegossen wird.

5 Zum Kotau zugelassen

Zeichnung von Georges Meunier 90

Rasendes Glück. Englischer Kupfer nach einer Zeichnung von Cipriani. 1801

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft" Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

88. Die Tränke der Manneskraft. [illegible]

III

Die seelischen Spannkräfte

W i l l e n s f r e i h e i t. Es war gesagt worden, der Mann will immer und wird können, das Weib aber muß erst wollen und dann kann sie auch. Das Können ist also gleichmäßig auf beiden Seiten vertreten, beim Wollen zeigt sich ein Unterschied. Es ist, wie wenn ein Wagen anfährt. Einmal auf glatter Bahn und sanft geneigter Ebene, er kommt schnell und unaufhaltsam ins Rollen. Das andre Mal ist eine Schwelle da, über die er erst hinüber muß, dann läuft er ebenso glatt weiter.

Bei dieser Sachlage muß untersucht werden, wie es sich mit dem Willen überhaupt verhält. Hinzu kommt, daß man von vielen leidenschaftlich gearteten Männern die stereotype Redewendung zu hören bekommt, sie möchten ihrem Weib-Ideal gegenüber „willenlos" sein. Diese wollen also nicht wollen. Man kann das beobachten bei unbedeutenden Anlässen, wo der Mann recht oft nur galanten Humbug treibt. Ein Paar betritt das Sommerlokal. „Nehmen wir diesen Tisch?"

69. Salomos Götzendienst

Holzschnitt von Burgkmair

fragt sie, „oder jenen —?“ und sie weist auf die entfernteste Ecke der gegenüberliegenden Seite. „Ganz wie du willst, mein Schatz!“ Endlich liegt die Speisekarte vor ihr. „Was essen wir nun?“ — „Alles, was du willst, mein Schatz!“ — Man kann das aber auch beobachten bei den stärksten Anlässen erotischer Selbstentäußerung, und dann ist von bloßer oberflächlicher Mache des Mannes keine Rede mehr, sondern es ist absolut echt, daß er nicht zuerst wollen will.

Man sticht eigentlich in ein Wespennest, wenn man über Willensfreiheit spricht. Auch auf diesem Gebiet gibt es Fanatiker, die einer vorgefaßten Sittlichkeit zuliebe nicht mit sich handeln lassen. Sie nennen sich Indeterministen und behaupten, der Wille sei eine das ganze Universum durchdringende Kraft, die von innern und äußern Motiven unabhängig sei. So wenig Gefühle und Vorstellungen (als Seeleninhalte) den Willen beeinflussen können, so sehr könne diese Kraft in sie eingreifen, könne wählen und bestimmen, welche Vorstellungen und Gefühle eine Handlung veranlassen sollen. Die Indeterministen meinen, nur so sei ein „sittliches“ Handeln gewährleistet, wenn der Mensch in jedem Falle die freie Wahl hatte, auch anders und noch anders handeln zu können. Nun, Dogmatiker lassen sich schwer überzeugen, auch davon, daß dann nach ihrer eigenen Theorie der Zufall in der sittlichen Welt die größte Rolle spielen müßte. Niemals könnte man dann auch nur ungefähr voraus wissen, wie ein bestimmter Mensch in einer bestimmten Situation handeln würde. Also eine völlige Ignorierung des psychologischen Individual-Charakters! Der doch der studierbare Barometer der Sittlichkeit (oder Unsittlichkeit) eines Menschen ist. Aus der Erfahrung weiß jeder, daß sich die Handlungsweise eines Menschen um so eher voraussagen läßt, je näher man ihn, d. h. seinen ganzen Charakter, kennt. Am klarsten stimmt diese Rechnung wieder für erotische Handlungen.

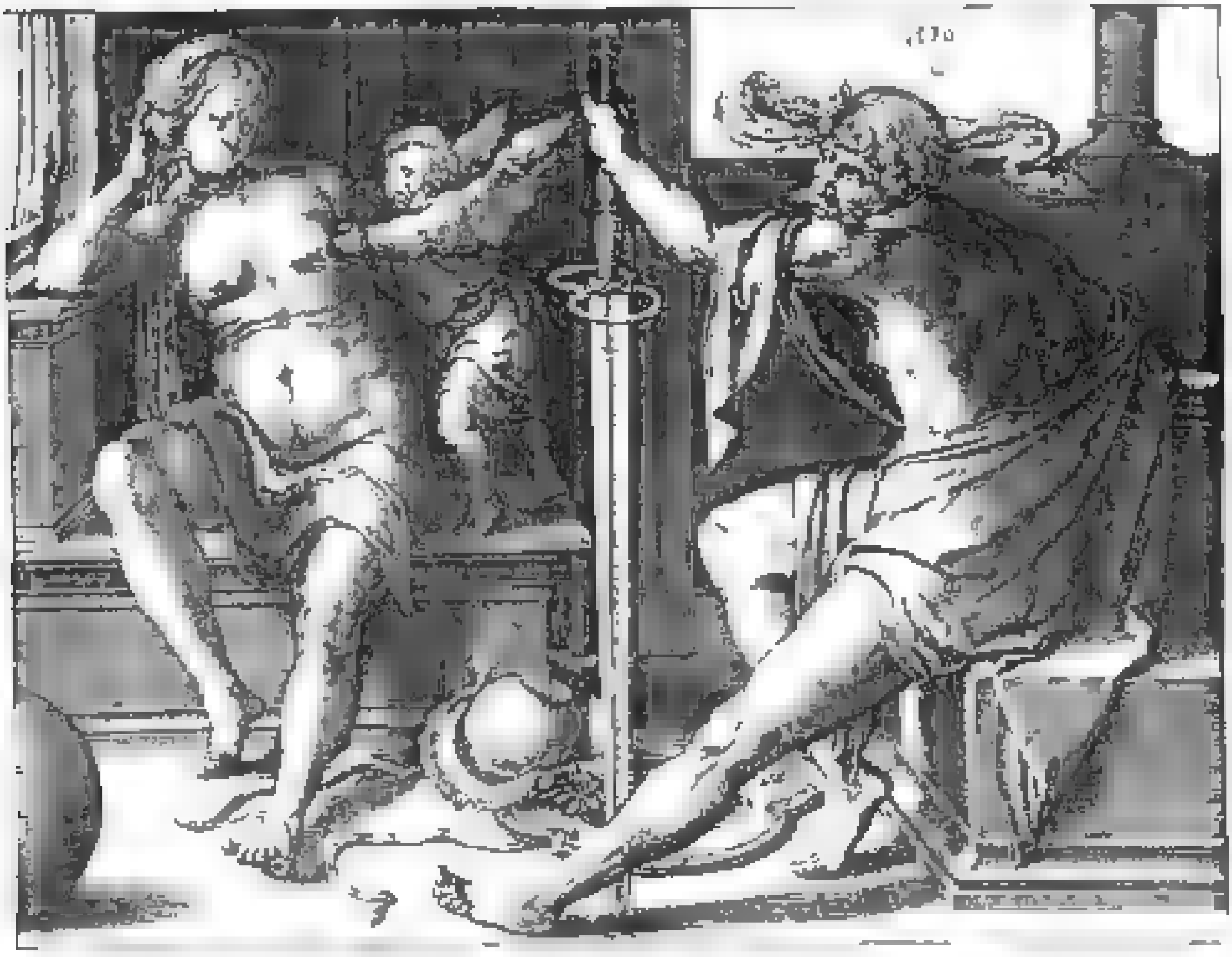
Nun haben sich die Indeterministen, wie alle Dogmatiker, einen Ausweg zurechtgemacht: das immanente, ewig unveränderliche Sittengesetz. Der moderne Naturwissenschaftler, der sich Endresultate nicht vorher fix und fertig im Studierstübchen austiftelt, steht achselzuckend vor diesem Luftgebilde und bedauert, daß der Name Kant dahineinspielt. Der Naturwissenschaftler kennt keine unbedingte und unveränderliche Sittlichkeit, er fragt nach dem Nutzen oder Schaden einer Handlung, nach Zeit, Milieu, Anschauungen, aus denen sie entspringt usw.

Der Naturwissenschaftler betrachtet das ganze Problem daher mehr als Determinist. Alles ist kausal bedingt. Auch „gewollte“ Handlungen (etwa neben bloß unbewußten Reflexhandlungen).

Danach gibt es keine Willensfreiheit im strengen Sinne. Wohl haben wir ein Gefühl der Wahlfreiheit, das indessen auf Täuschung beruht. Niemand vermag sich im Momente der Willensentscheidung selbst genügend zu beobachten. Erst nachträglich findet man, daß auch eine andre Willensentscheidung denkbar gewesen wäre, weil die reproduzierten Stimmungen nur sehr abgeschwächt die ursprüngliche Stärke des Motivs wiedergeben und uns jetzt in der Abschwächung andre Motive ebenso stark erscheinen. Aber die Denkbarkeit einer anderen Entscheidung wird mit der Möglichkeit einer solchen verwechselt.

Es gibt krankhafte Geisteszustände, die man tatsächlich als unfrei bezeichnen muß. Bei einer dieser Formen, z. B. der Manie, besteht indessen subjektiv ein sehr lebhaftes Gefühl eines erleichterten, freieren Ablaufs aller geistigen Vorgänge, wie Bresler in einer Arbeit hierüber angibt. Das Gefühl der Willensfreiheit ist also kein verwendbarer Maßstab für den Grad der objektiv vorhandenen Freiheit. Geistiges und materielles Geschehen sind nur die verschiedenen Fronten ein und desselben Vorganges; von außen gesehn Veränderungen in der Nervensubstanz des Gehirns, und von innen gesehn: bewußte Vorgänge.

Ob Determinismus oder Indeterminismus: praktisch basiert unser ethisches Werturteil nicht auf der Willensfreiheit. Praktisch wird auch garnicht mit ihr gerechnet, da wir dauernd bei den anderen Menschen die Ursachen ihres Verhaltens zu erforschen suchen, und selbst ein überzeugter



90. Venus betrachtet Mars. Kupferstich von Lucas von Leyden. 1530

Indeterminist, wenn er sich geirrt hat, wird niemals sagen: ich habe den X zwar richtig beurteilt, aber sein freier Wille hat ihn anders gelenkt, sondern: ich kannte ihn noch nicht genügend, er ist anders, als ich dachte. Auch das Verantwortlichkeitsgefühl braucht keine Willensfreiheit vorauszusetzen. Es beruht auf einem kausalen Urteil, indem sich der Mensch als Urheber seiner Taten fühlt und über eigene und fremde Taten Werturteile fällt.

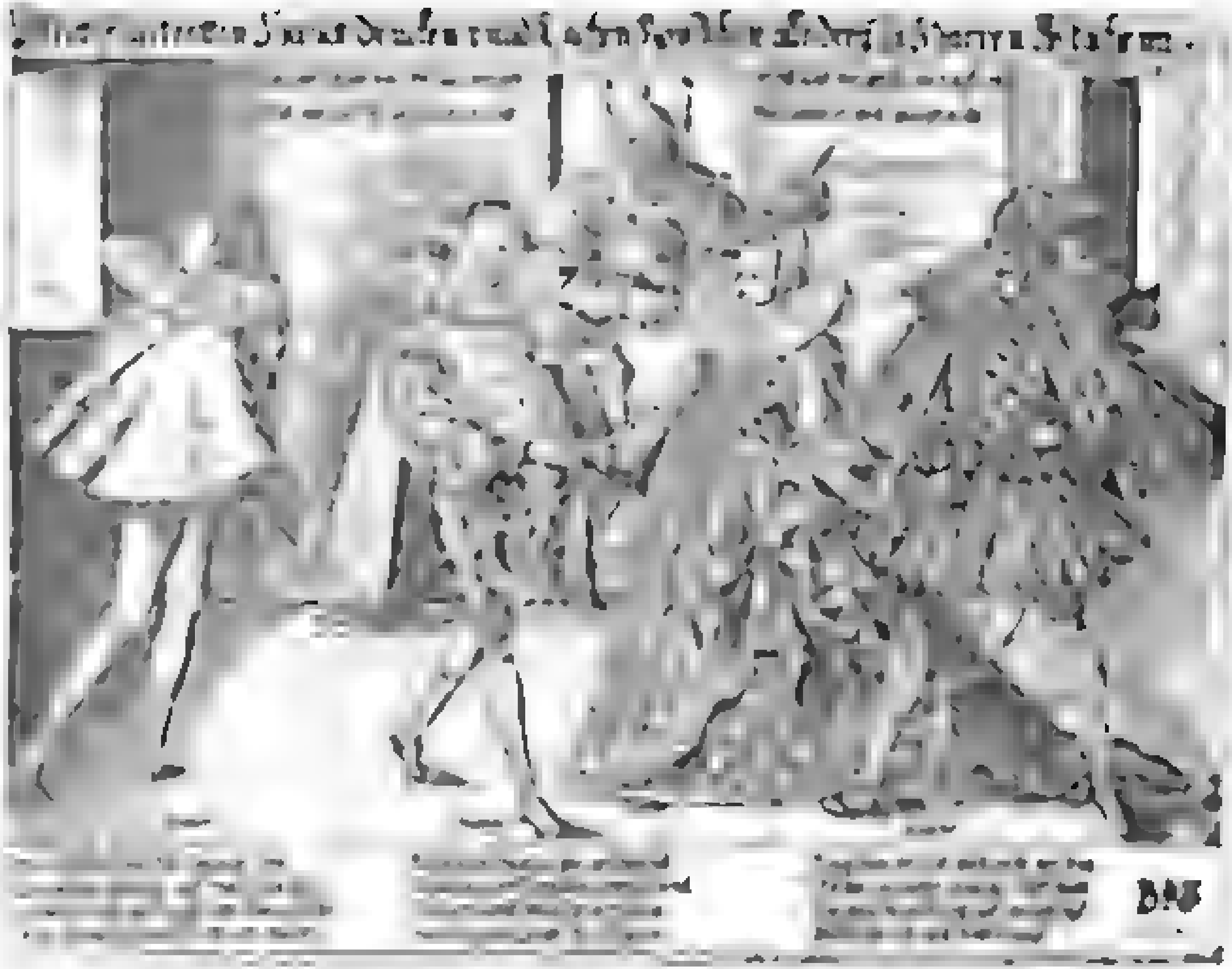
Um nun auf den Eingangssatz zurückzukommen: Daß der Mann immer will, ist einfach kausal bedingt, ist die Resultante aus seinen Anlagen, ist der sichtbare Ausdruck der in ihm liegenden Aktivität. Dasselbe gilt vom Weibe und der am Beginne ihres Wollens erst mit einem gewissen Elan anzufahrenden Schwelle. Das ist eben ihre relative Passivität. Hernach, wenn diese Schwelle genommen ist, möchte ich den sehen, der noch behaupten würde, das Wollen sei beim Weibe weniger intensiv als beim Manne.

Nun die Männer, die vorm Weibe „willenlos“ sind. Wir haben gesehn, daß es keine eigentliche Willensfreiheit gibt, folglich kann sich niemand eine besonders geartete Willensfreiheit zulegen und noch viel weniger kann jemand eine Willensfreiheit, die garnicht existiert, aufgeben. Der Ausdruck „willenlos“ in dem speziellen Sinne ist nichts, als ein salopper Sprachgebrauch. Was er in seiner Gedankenlosigkeit ausdrücken soll, ist gerade eine außergewöhnliche Intensität des Wollens!

Nämlich: es ist keine Phrase, daß zwei Menschen in der Liebe Eins werden, eines Sinnes und eines Begehrens. Die höchsten Ekstasen sind so sehr von dem Gefühl der Einheitlichkeit und Unzertrennbarkeit durchtränkt, daß die Buddhisten die monistische Verschmelzung von Materie und Geist in eine absolute Einheit nicht sinnfälliger darzustellen gewußt haben, als durch die unendlich und bis ins Groteske variierte Kopulation zweier Liebenden. Gibt es einen sichereren Weg, die höchste Einheit des Willens herbeizuführen, als exakt dasselbe zu wollen wie das Weib? denn das bedeutet die angebliche Willenlosigkeit des Mannes vorm Weibe. Kann der Mann intensiver wollen, als daß er jedesmal, tatsächlich und ohne Grenze, das will, was das Weib will oder möchte? Wir haben vorher gesehn, daß man nur bei intimer Charakterkenntnis eines andern Menschen im voraus zu wissen vermag, was er in einer bestimmten Situation wollen wird. Diese Kenntnis ist aber am schwierigsten auf erotischem Gebiet zu erwerben, weil der Sexualcharakter und besonders der des Weibes von höchst variabler Subtilität ist. Daher ist nur ein Mann von intensivster Willenskraft fähig, auf jede nicht vorherzusehende Willensregung des Weibes gleichsam einzuschnappen. Der Leidenschaftliche alias Masochist, der sich einen eigenen literarischen Jargon geschaffen hat, drückt das populär so aus: es sei sein glühendstes Begehren, alle Launen seiner Herrin widerspruchslos zu befriedigen.

Und endlich: Die Schwelle der relativen Passivität, die dem erotischen Wollen des Weibes vorgelagert ist, kann nur mit eigener Bewegungskraft genommen werden. Es ist wie beim modernen Motor: er stockt anfangs, springt nicht auf Fingerdruck gleich an, man muß ihn erst ankurbeln. Auch da liegt eine Schwelle vor der Kraft. Aber die hohe Tourenzahl macht der Motor dann allein. Beim Weibe überwindet der Motor die Schwelle am leichtesten, erreicht er die Tourenzahl am schnellsten, wenn sich ihr Motor (= Wille) summiert wird durch die völlige Identität des männlichen Willens, d. h. wieder durch die angebliche Willenlosigkeit des Mannes.

Ich meine, das alles ist, zwar nicht ohne Aufmerksamkeit, aber doch ohne sonderliches Kopf-



zerbrechen verständlich. Sehn wir nun zu, was man bisher aus dem Phänomen gemacht hat. Krafft-Ebing, der zuerst den gedankenlosen Brei angerührt hat, den einem die Schreibtisch-Forscher immer wieder verlöffeln, hat über das Willensproblem ungefähr folgende Ansicht: Ein Individuum kann in auffällige Abhängigkeit von einem Individuum des entgegengesetzten Geschlechts (er meint: Mann und Weib) geraten bis zum Verlust jedes selbständigen Willens. Die Abhängigkeit, die also resultiert aus der Intensität des Geschlechtstriebes und dem geringen Maß der Willenskraft, die dem Trieb nicht das Gleichgewicht halten kann, aber halten sollte, heißt Geschlechtshörigkeit. Sie ist beim Weibe naturgemäß; beim Manne abnorm, aber noch nicht pervers. Aus diesem Mutterboden „entsprießt" die heranzüchtbare Wurzel des leichten Masochismus, heißt Perversität. Die schwere Form der „glühenden Sehnsucht nach Unterwerfung" heißt Perversion, ist angeboren und „naturgemäß" ein krankhafter Geisteszustand.

92. Der Tod überrascht die Lebensfreude

Gemälde von [illegible]. Museum Basel

Man sucht vergeblich nach einer wissenschaftlichen Erklärung in diesem hochtrabenden Gallimathias. „Abhängigkeit" ist ein ganz äußerlich gesehenes Faktum. Über den „Verlust des Willens" können wir zur Tagesordnung übergehn. Von der pathologischen Nomenklatur ist später noch zu reden. Von Interesse scheint mir nur die Gegenüberstellung von „Trieb" und „Willenskraft". Daß die eine den andern zügeln „sollte", ist moraltheologisch, aber nicht naturwissenschaftlich gedacht. Fragen wir lieber, ob sie es kann. Sicher ist, daß Trieb und Wille nach ihrer Intensität sehr variieren. Wobei ich geneigt bin anzunehmen, daß die Artung des Willens eher durch die erzieherischen Einflüsse sich abwandeln läßt, als die Artung des Triebes. Willenshandlungen gehn hervor aus dem bewußten Widerstreit von Motivkomplexen, und diese sind irgendwann erlebt, bewertet und einregistriert in der Psyche. Es läßt sich denken, daß Zielstrebigkeit und Intensität des Willens zunehmen mit dem Reichtum an geordneten inneren Erlebnissen. Von der Triebstärke dasselbe zu sagen, liegt kein Anlaß vor; vielmehr scheint sie zu den eingeborenen Eigenschaften zu gehören. Wenn wirklich vereinzelte Fälle

vorkommen, in denen es so aussieht, als ob der Wille um Haaresbreite dem Triebe das Gleichgewicht gehalten hat, so wäre es doch lächerlich, anzunehmen, daß bloße moralische Ermahnungen von Einfluß auf eine sogenannte Stärkung des Willens sein könnten. *Erlebt* muß alles werden! Der Ermahnende, wenn er wahr ist, *hat* erlebt.

Im allgemeinen aber waltet bei diesem angeblichen Widerspiel der Kräfte dieselbe Erinnerungstäuschung, von der ich vorhin auf Seite 99 sprach. Der Pharisäer wirft sich in die Brust und sagt vorwurfsvoll: „Ich kann mich *beherrschen!*" Er meint damit seine Willenskraft gegenüber dem Geschlechtstrieb. Ich bin im Laufe meiner Erfahrungen zu der positiven Gewißheit gelangt, daß das entweder eine unverschämte Lüge ist, insofern der Pharisäer heimlich seine Detumeszenz auf masturbatorischem Wege erledigt, oder daß seine Triebstärke hinterher von ihm weit überschätzt wird. Es schmeichelt dem Selbstgefühl, Sieger gewesen zu sein über „niedere" Instinkte und „tierische" Triebe, vielleicht gar, den Dämon der „Sünde", den unheiligen Versucher oder Unzuchtsteufel untergekriegt zu haben. Je mehr der Pharisäer dem oben skizzierten psychologischen Irrtum über Willensfreiheit erliegt, um so intensiver wird ihm der Trieb vorkommen, den er meint, bezwungen zu haben.

93. Der Ritt der Bacchantin. Gemälde von [illegible]

Beinah spaßhaft aber wirkt das ganze Bramarbasieren, wenn man erwägt, daß es öfters sehr schwer, wenn nicht unmöglich ist, zwischen einer Willenshandlung und einer Triebhandlung zu unterscheiden. Die Triebhandlung erfolgt aus *einem* Motiv und die Willenshandlung aus einem *Widerstreit* von Motiven. Gut. Ein erotischer Vorgang besteht aber fast stets *nicht* bloß aus einer einzigen triebmäßigen, d. h. ohne *bewußtes* Wahlfreiheits-Gefühl erfolgenden Handlung, sondern aus einer größeren *Reihe* von Akten, die den Eindruck typischer Willenshandlungen machen. Also würde dann nicht der Wille den Trieb, sondern der Wille den Willen bezwingen, was ungefähr so gut möglich ist, als daß die Rechte sich selber die Hand schüttelt.

Variabilität. Die ganze Konfusion, die hier schließlich ad absurdum geführt ist, rührt letzten Endes daher, daß man nicht einsehn will, wie ungeheuer *verschieden* die erotische Trieb-

stärke überhaupt ist. Deshalb wird die auffallende Differenz der Erscheinungen immer auf den Willen geschoben, und je erotischer ein Mensch veranlagt ist, um so mehr wird ihm Willensschwäche zugeschrieben. Es ist schwer, über die Intensität des Triebes wahrheitsgemäße Auskunft zu erhalten, da nach beiden Richtungen geflunkert und mit dem großen Aufschnittmesser hantiert wird. Wenn es erlaubt ist, die Triebstärke grob nach der Anzahl der erfolgten Detumeszenzen zu schätzen, so sind nach meiner Kenntnis die Grenzen der Variationsbreite bei Menschen, die sich selber für richtig gebaut halten, einmal im Monat und dreimal am Tage als individuelle Durchschnittsziffern. Also eine Variation zwischen 1 und 100. Wie die Häufigkeits-Kurve zwischen den beiden Enden verlaufen würde, vermag ich nicht zu sagen. Bekannt ist ja Luthers „der Wochen zwier“. Doch diese und ähnliche Einzelangaben haben keinen Allgemeinwert und die Literatur versagt hierbei völlig. Auf andern Gebieten ist man eher geneigt einzusehen, daß sich eins nicht für alle schickt, da sind die Menschen halt verschieden gebaut. Nur in dem dunklen Gebiet der menschlichen Psychologie, in der Erotik, will man alle über einen Kamm scheren. Und der Kamm ist ein Striegel für Banausen. Vor der nie definierten Vogelscheuche des erotischen Normalmenschen duckt sich alles Spatzengelichter, wenn es auch eben noch von den Dächern pfiff, daß jeder Nachbar vor dem andern seine besondere Art voraus hätte. Statt wissenschaftlich untersucht, wird geschimpft, zum größeren Ruhme der Vogelscheuche.

44. Die träge Venus. Kupferstich [illegible]

So hat Krafft-Ebing den Typ Sacher-Masoch nicht untersucht, sondern bloß gebrandmarkt. Es ist ihm und seinen Nachtretern zwar aufgefallen, daß zu dem Typ vielfach Naturen gehören, die sich „im gewöhnlichen Leben“ besonders tatkräftig und energisch betätigen, äußerlich sogenannte Herrenerscheinungen, Offiziere, deren Kommando gefürchtet ist. Ist egal, wird ignoriert, paßt nicht ins bequeme Schema. Der Typ wird zum lebenslänglichen Verlust des Willens verurteilt, es handelt sich um bedauerliche Schwächlinge und Entartete. Sagt die Vogelscheuche. Und alles verstummt. Oder ist je eine eigene Meinung dagegen gestellt worden, außer von Karl Kraus, der folgende „Widersprüche“ drucken ließ:

Die Einteilung der Menschen in Sadisten und Masochisten ist beinahe so töricht wie die Einteilung in Esser und Verdauer. Den Abnormitäten muß man in jedem Falle abhelfen; es gibt ja auch Leute, die beide: verdauen als essen und umgekehrt. Und so wird man, was den Masochismus und den Sadismus betrifft, getrost behaupten können, daß ein gesunder Mensch über beide Perversitäten verfügt. Häßlich an der Sache sind bloß die Worte, besonders entwürdigend jenes, das sich von dem deutschen Romanschreiber [illegible]

Das Weib als Symbol des Glückes

Kupferstich von Albrecht Dürer

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft“ Albert Langen, München

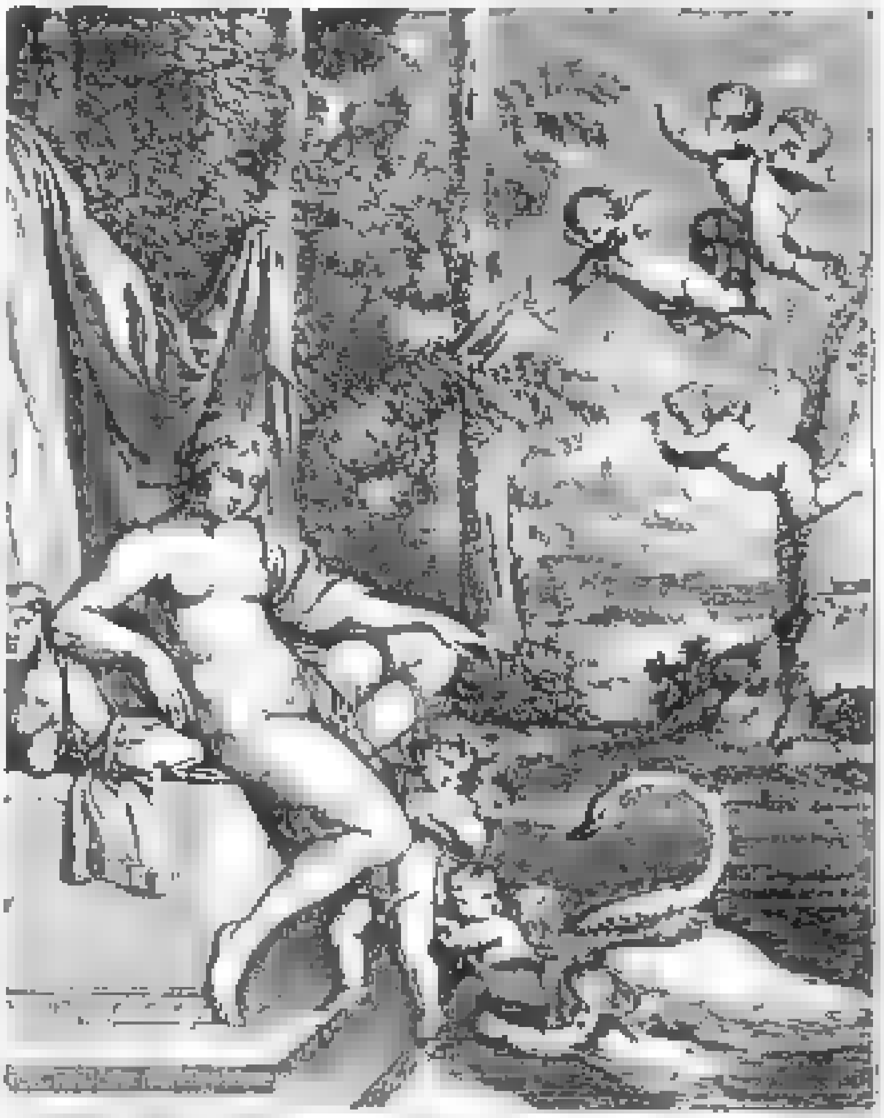
THE
JOHN CRERAR

und es ist schwer, sich von den Bezeichnungen nicht den Geschmack an den Dingen verderben zu lassen. Trotzdem gelingt es einem Menschen mit künstlerischer Phantasie, vor einer echten Frau zum Masochisten zu werden und an einer unechten zum Sadisten. Man kristallisiert dieser die gebildete Unnatur heraus, die das Weib zum Vorschein lockt. Die es schon ist, gegen die bleibt nichts mehr zu tun übrig, als sie anzubeten.

Wenn man vom Sklavenmarkt der Liebe spricht, so fasse man ihn doch endlich so auf: Die Sklaven sind die Käufer. Wenn sie einmal gekauft haben, ist's mit der Menschenwürde vorbei: sie werden glücklich. Und welche Mühsal auf der Suche des Glücks! Welche Qual der Freude! Im Schweiße deines Angesichts sollst du deinen Genuß finden. Wie plagt sich der Mann um die Liebe! Aber wenn eine nur Wanda heißt, wird sie mit der schwersten sozialen Position fertig.

Ist der „Masochismus“ die Unfähigkeit, anders als im Schmerz zu genießen, oder die Fähigkeit, aus Schmerzen Genuß zu ziehen?

Wenn es schwierig ist, die Variation der Triebstärke zu ermitteln, so ist es kinderleicht, zu erkennen, daß die Triebrichtung ganz außerordentlich variiert. Unter Richtung ist nicht bloß eine Tendenz auf Personen des einen oder andern Geschlechts zu verstehn; sonst wäre nur die Homosexualität darunter einbegriffen. Sondern ich meine die Richtung auf Lusthandlungen irgendwelcher Art überhaupt, sei es mit andern Personen, mit Objekten, oder ohne andre Person und Objekt. In diesem Sinne kann ich auf Grund meiner Studien sagen: ich habe noch nie zwei Menschen kennen gelernt, deren Triebrichtung genau identisch gewesen wäre. Um derartige Subtilitäten festzustellen, braucht man allerdings mehr Zeit und Mühe, als der Bücher schreibende Medicus communis (Feld-, Wald- und Wiesenarzt), der in Sexualwissenschaft pfuscht, in seinem Sprechzimmer übrig hat. Da haben sich also Leute, die auf der Universität keine Gelegenheit fanden, ein Kolleg über Liebe zu belegen, an eine Materie herangemacht, von der sie so viel verstehen, wie der Ochs vom Stenographieren. Gewohnt, alle Erscheinungen auf



95. Leda läßt sich umbuhlen
Radierung von A. [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]. Um [illegible]

der Oberfläche der Patienten im pathologischen System nachzuschlagen, haben sie auch die oberflächlichen Mitteilungen über Liebesangelegenheiten in ein (natürlich pathologisches) System gebracht, ohne zu bemerken, daß die Sexualität zur Persönlichkeit gehört und daher verschieden sein muß, die Facialislähmung oder die frischen Kondylome aber nicht und daher die gleichen sein können.

Nachdem der Normalmensch als undefiniertes Muster und ohne die geringste Erörterung vorausgenommen war, hat man dann alle von dieser total unbekannten Größe abweichenden Variationen als auf degenerativer Basis entstanden bezeichnet. Die kulturelle Entartung des modernen Großstädters spielt dabei eine bombastische Rolle.

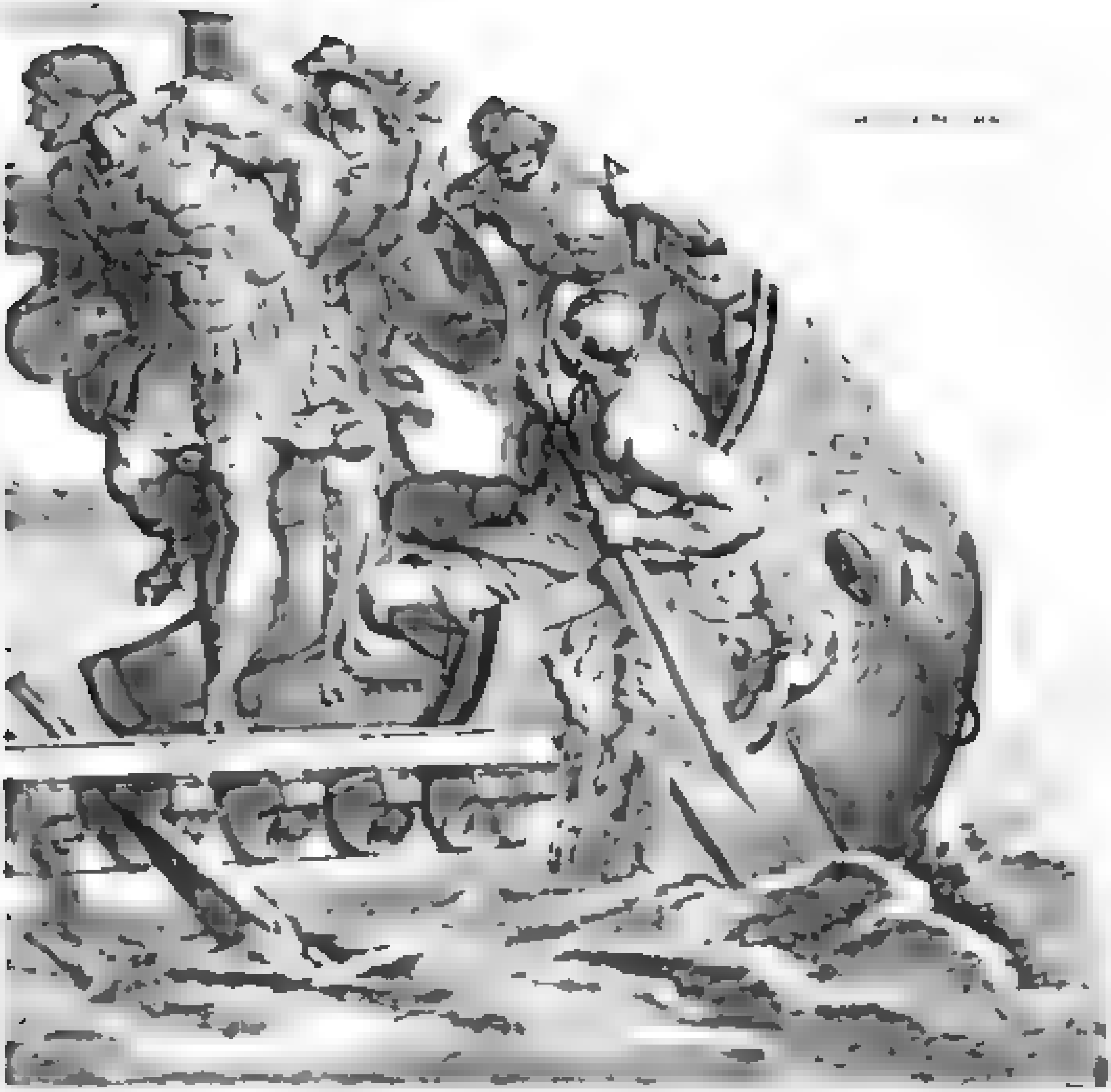
Wer sich nun bloß auf zeitgenössische Beispiele für die Variabilität der Triebrichtung stützen wollte, bekäme doch gleich den Einwand der Entartung, Perversität usw. zu hören. Ich möchte deshalb Dokumente menschlicher Psychologie heranziehen, die so weit wie möglich vom Dunstkreis unserer Zeit entfernt sind. Es ist das persisch-arabische Folklore, dessen Fassung aus dem 9. Jahrhundert stammt. Die Sammlung geht unter dem Titel der Tausendundeinen Nacht. Diese Geschichten sind eine unendliche Zeit von Mund zu Mund gelaufen, ehe sie schriftlich fixiert wurden. Ich sehe den Beweiswert des Folklore darin, daß die Motive durch unzählige menschliche Gehirne filtriert sind und, weil sie so lange Zeit flexibel waren, nunmehr auf ihre Möglichkeit hin gleichsam eine Approbation besitzen. Bloß abnorme, degenerative, krankhafte Gestaltungen wären sicher durch so viele psychische Siebe nicht glatt durchpassiert. Sie wären bei Menschen ohne das, was man heute Bildung nennt, an den Widerständen des Nicht-denkbar-möglichen stecken geblieben.

Nun muß ich es mir allerdings des Raumes halber versagen, eine größere Reihe von Variationen hier zu belegen. Der interessierte Leser kann dies leicht nachschlagen in Richard F. Burtons englischer Wiedergabe der Alf-Laylah-Wa-Laylah oder in den zwei, wenn auch nicht ganz vollständigen deutschen Übersetzungen der Tausendundeinen Nacht. Ich hebe nur ein paar Beispiele heraus, auf die die Diagnose Sadismus und Masochismus gestellt werden würde.

Wisse, o Gebieter der Gläubigen, daß mein zweiter Bruder den Beinamen [illegible] el-Heddar, der Schwätzer, trug und daß er gelähmt war. Beschäftigung übte er durchaus keine aus, sondern verursachte mir gar viel Kummer und Sorge durch seine verschiedenen Abenteuer mit den Frauen, von denen ich dir hier eines von hunderten und tausenden erzählen will. Als er eines Tages durch die Straßen von Bagdad wanderte, um sich an dem Leben und Treiben zu ergötzen, siehe, da trat ein altes Weib an ihn heran und sprach: Warte ein wenig, mein lieber guter Mann, auf daß ich dir etwas [illegible] und dir einen Vorschlag mache, den anzunehmen oder zurückzuweisen dir freisteht. Nimmst du ihn an, so will ich zu Allah beten, daß dir Genuß und Freude daraus entstehe. Als nun mein Bruder stehen blieb, ihren Vorschlag anzuhören, sprach sie: Ich will dir ein Vergnügen ermöglichen, wenn du ein Mann bist, der seine Zunge zu hüten weiß und nicht verschwenderisch ist in seinen Worten. Da sprach mein Bruder: Heraus mit deiner Rede! Und die Alte darauf: Was meinst du zu einem herrlichen Palast mit fließenden Wässern, mit herrlichen Fruchtbäumen, wo der Wein in den Bechern nie schwindet, wo du die reizendsten Gesichter ungestraft ansehen kannst, wo du zarte Wangen zum Kosen findest, dazu schlanke und biegsame Leiber, dich daran zu erfreuen, und noch anderes mehr, und dies alles vom Abend bis zum Morgen? Um dies alles zu erreichen, dich daran zu erfreuen, hast du dich einzig und allein einer Bedingung zu fügen, und diese ist, auf die Launen und Scherze der Dame einzugehen. Auf diese Worte erwiderte mein Bruder: O meine Herrin, wie kommt es, daß du mich in dieser Angelegenheit allen anderen Geschöpfen Allahs vorziehst, und was erregt dein Gefallen in so hohem Maße an mir? Doch sie darauf: Sagte ich dir nicht, schweigsam zu sein in deiner Rede? Bezwinge deine Zunge und folge mir! Bei diesen Worten wandte sich die Alte und ging davon. Mein Bruder aber, auf das [illegible] in seiner Begier, erregt durch all die Dinge, welche die Alte ihm versprochen hatte, heftete sich hinter ihr an die Fersen, bis daß sie

57 Sirenen-Gewalten

zu einem wunderbaren Palaste kam, in welchen jener Ritter eintrat und auch meinen Bruder einlud. Da sah er nun, daß das Innere sehr schön war, ein herrlicher Bau, von den kostbarsten Steinen [illegible], und er sah auch, daß der Inhalt noch schöner war als die Hülle: viel wunderbare Mädchen von unvergleichlicher Schönheit befanden sich in jenem Raume, in den [illegible] auf Kissen ruhend und mit ihren holden Stimmen Lieder singend, denen das Herz keines der [illegible] hätte widerstehen können. Nachdem er nun, wie er [illegible], jene schönen Damen auf das ehrerbietigste begrüßt hatte, erhob sich die eine von ihnen, holte einen Becher mit edlem Weine und trank ihm zu. Mein Bruder aber sprach, wie er die Pflicht [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Mit diesen Worten trat er [illegible] an sie heran, den Becher ihren Händen zu entnehmen und ihr [illegible] zu sagen. Doch sie hatte ihn schon ein andres Mal gefüllt und bot ihm den vollen Becher mit [illegible] [illegible]. Da nahm er ihn denn mit den [illegible] [illegible] des [illegible] und trank ihn. Jene junge Dame aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]



einen Schnurrbart, der meine Haut stechen würde, und desgleichen würde ich unter den [illegible] [illegible]

Dieser ließ ihm dann noch hundert Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben.)

[illegible]

98 Der Traum der alten Weiber „Aus neuem Schrot und Korn" Flugblatt von Paulus Fürst · Zwischenkapitel

[illegible] das ich vor meiner Heirat bewohnt hatte.

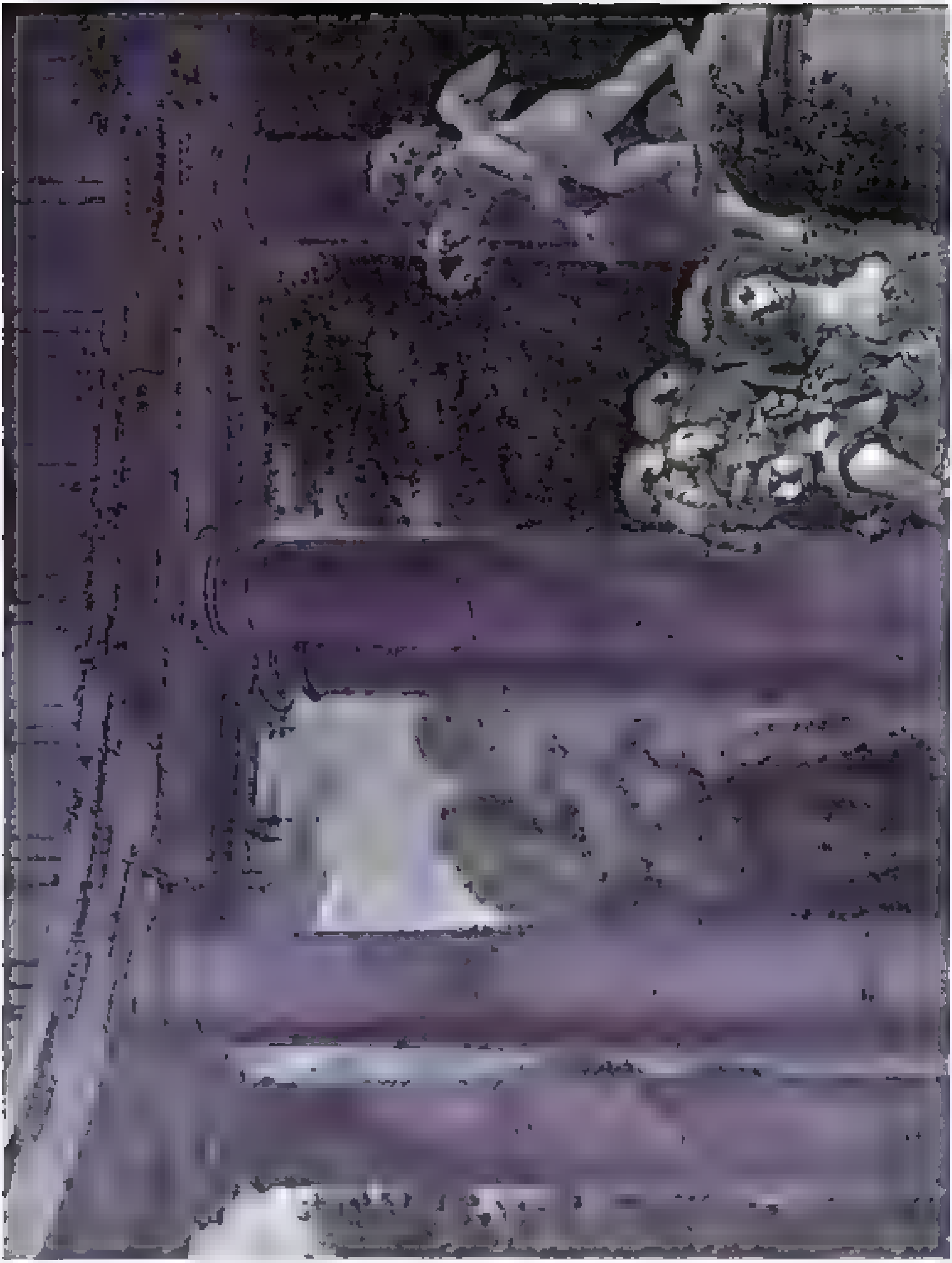
[illegible]

99. In der Kemenate.
[illegible]

wänder ein haariges Gewand, das meinen oberen Körper ganz bedeckt. Und der junge Mann begann nach diesen Worten zu weinen. Da wandte sich der König zu ihm und sprach: Du hast zu meinen Leiden ein Leid hinzugefügt. Doch sage mir, wo befindet sich dieses Weib? Er erwiderte: In dem Grabmale, wo der Neger unter der Kuppel ruht. Jeden Tag kommt sie zu mir. Dann tritt sie an mich heran, entkleidet mich meiner Gewänder und züchtigt mich mit hundert Geißelhieben, während ich weine und wehklage und keine Bewegung machen kann, um mich gegen sie zu schützen. Dann aber, nachdem sie mich in dieser Weise mißhandelt hat, kehrt sie wieder zurück zu dem Neger, um ihm des Abends und des Morgens Wein und gekochte Getränke zu bringen.' (Der König tötet nun den Neger, zwingt die Zauberin, den Mann und seine Untertanen zu erlösen und tötet dann die Zauberin selber.)

Eines Tages nun, als ich so in meinem Geschäfte saß, siehe, da erschien ganz unerwartet vor mir eine junge Dame, gekleidet in ganz außerordentlich reiche Gewänder, mit Schmuck behängt, die auf einem weiblichen Maultier einhergeritten kam mit einem Negersklaven, der ihr voranging, und einem andern, der ihr folgte. (Diese junge Dame, eine vornehme Dame aus dem Hofstaat des Kalifen, heiratet schließlich den jungen Kaufmann.) Da nun sandte die Herrin Zobeida nach dem Kadi und den Zeugen und ließ den

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.



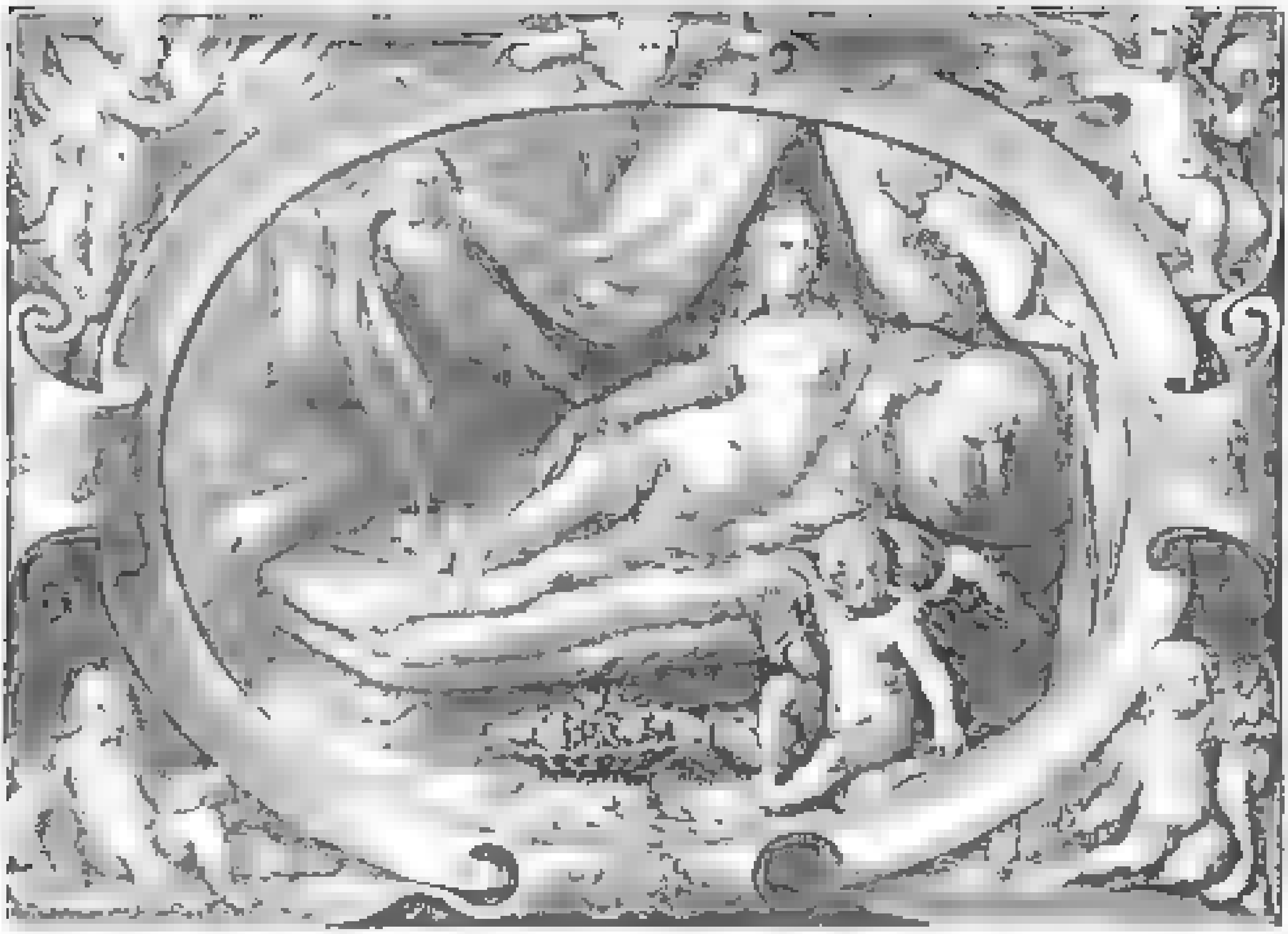
LA DÉCLARATION.

Das Liebesgeständnis. Kupferstich von Fragonard

Beilage zu Eduard Fuchs und Al[illegible]ed Kind „Die Weiberherrschaft“

Albert Langen, München

THE
JOHN CR
LIB



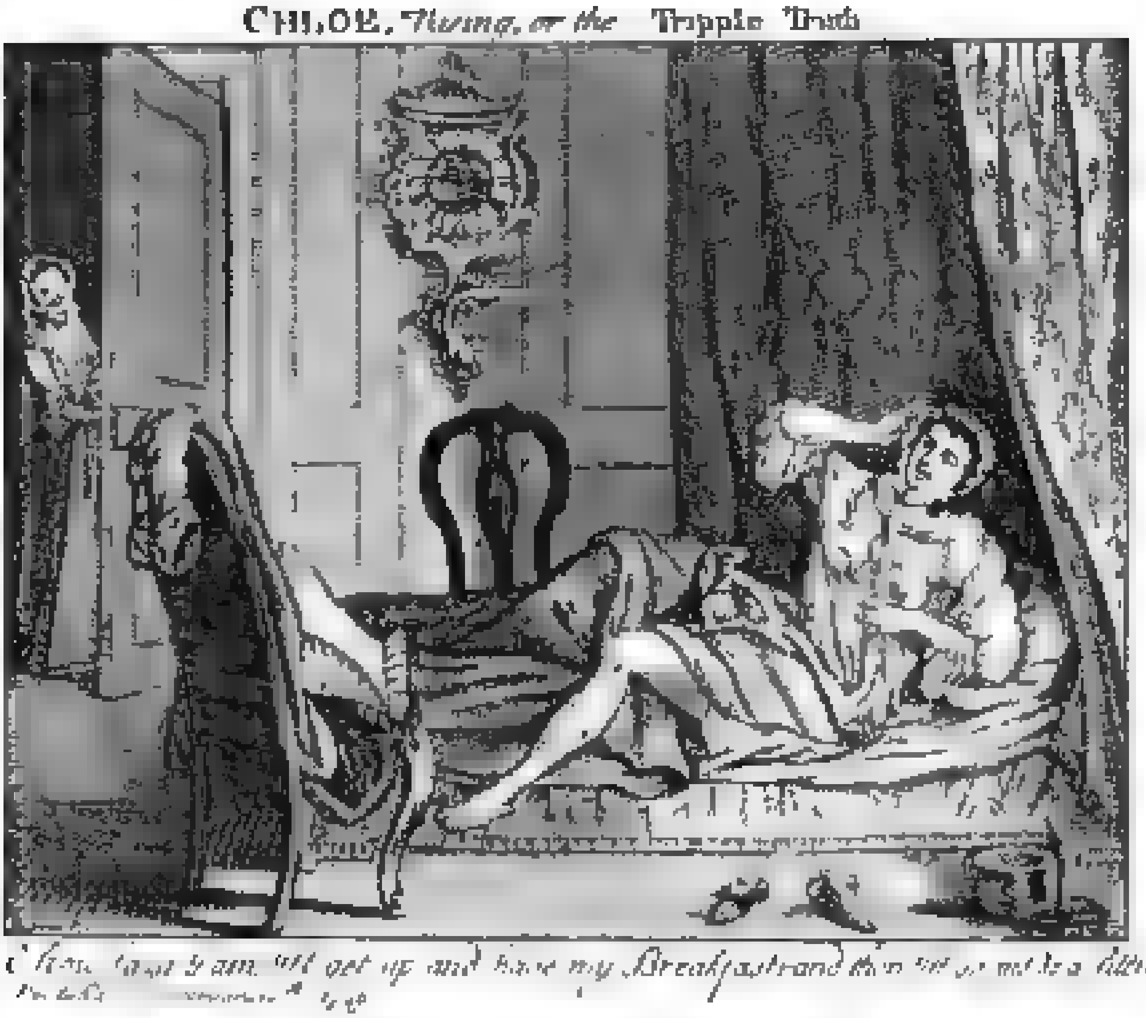
100. Die Liebesgöttin. Kupferstich von Goltzius

Heiratsvertrag aufsetzen. Sodann richteten die Sklavinnen Süßigkeiten und allerhand Näschereien her, die durch die einzelnen Zellen des Harems, so man mit dem Namen Odha benennt, verteilt wurden. Diese Feierlichkeiten setzten sie durch weitere zehn Tage fort, nach deren Verlauf meine Herrin in den Hammam ging. In der Zwischenzeit brachte man mir Speisen der verschiedensten Art, darunter Kümmelragout mit Hühnerbrüsten, leicht mit Zucker und Mandeln bestreut, mit Moschus und Rosenwasser parfümiert. Bei Allah, ihr könnt glauben, edle Herren, daß ich nicht lange zögerte, mich vor der Platte niederzulassen und mit dem Essen zu beginnen und nicht eher aufzuhören, als bis ich nicht mehr konnte. Dann trocknete ich meine Hände, unterließ es aber, sie zu waschen, und saß nieder, bis die Dämmerung hereinbrach. Als nun die Wachskerzen entzündet wurden, kamen die Sängerinnen mit ihren Tamburinen herein, um mir die Braut in verschiedenen Gewändern vorzuführen und sie dann von Zelle zu Zelle rings im Palaste herumzuführen, während ihre Tamburine von geschenktem Golde schwer wurden. Dann brachten sie die Braut wieder zu mir zurück und entkleideten sie. Als ich mich nun allein mit ihr befand auf dem Lager, umarmte ich sie und war unserer baldigen Vereinigung sicher. Doch siehe, da wollte es das Verhängnis, daß sie an meinen Händen den starken Geruch des Ragouts roch, und alsogleich stieß sie einen fürchterlichen lauten Schrei aus, sodaß von allen Seiten ihre Sklavinnen herbeigestürzt kamen. Ich zitterte vor Schrecken, da ich die Ursache nicht wußte, und die Sklavinnen fragten sie: Was bedrückt dich, oh unsre Schwester? Und sie erwiderte: Entfernt diesen Wahnsinnigen von mir, denn ich hatte gedacht, es wäre ein vernünftiger Mann! Da rief ich: Weshalb hältst du mich für wahnsinnig? Und sie: Du Narr, wer hieß dich Kümmelragout essen und sodann das Waschen der Hände vergessen? Wenn deinesgleichen mit meinesgleichen das Lager teilt, sollte dann deinesgleichen es wagen dürfen, mit unreinen Händen zu kommen? Bei diesen Worten nahm sie eine schwere Peitsche von ihrer Seite und ließ sie niedersausen auf meinen Rücken und jenen Teil, auf dem ich saß, bis daß ihre Vorderarme erlahmten von der Anstrengung und ich infolge der Schmerzen ohnmächtig niedersank. Dann rief sie ihren Dienerinnen zu: Nehmt ihn und schleppt ihn vor den Obersten der Wache, auf daß er ihm die Hand abschlagen lasse, mit der er von dem Kümmelragout gegessen hat! Als ich diese Worte vernahm, rief ich

Es gibt keine Macht und keine Gewalt außer bei Allah, dem sehr Erhabenen, dem sehr Barmherzigen. Willst du mir die Hand abschneiden lassen, weil ich von einem Kümmelragout aß und vergaß, mir die Hände zu waschen? Da nahmen sich ihre Dienerinnen meiner an, legten Fürbitte ein bei meiner Herrin, küßten ihre Hände und sprachen: Oh unsre Schwester, dieser Mann ist ein einfältiger Tropf; strafe ihn nicht für das, was er in seinem Unverstande getan hat! Doch sie darauf: Bei Allah, da gibt es keine Hilfe. Ich muß ihm etwas abschneiden, insbesondere an den Gliedern, mit welchen er mich beleidigt hat! Dann ging sie von dannen und den Zeitraum von zehn Tagen hörte ich nichts von ihr und sah sie nicht. Nur eine Sklavin brachte mir die Mahlzeit des Morgens und Abends und erzählte mir, daß meine Herrin krank sei infolge des Geruches jener Speise. Nach dieser Zeit trat sie wieder ein bei mir und sprach: Oh du, des Antlitz schwarz ist, ich will dich lehren, Kümmelragout zu essen, ohne dir nachher die Hände zu waschen! Sodann rief sie nach ihren Dienerinnen, die mich an Händen und Füßen fesselten, während meine Herrin ein Schermesser mit wohlgeschliffener Klinge zur Hand nahm und mir beide Daumen abschnitt und beide große Zehen, so wie ihr es an mir selbst sehen könnt, ihr edlen Herren. Ich aber wurde ohnmächtig, während sie mir ein Pulver aus heilkräftigen Pflanzen auf die Wunden streute, sodaß das Blut gestillt wurde. Als ich wieder zu mir selbst kam, sprach ich: Niemals wieder will ich von jenem Kümmelragout essen, ohne mir meine Hände zu waschen, und zwar vierzigmal mit Seife, vierzigmal mit Pottasche und vierzigmal mit Zypernwurz, im ganzen einhundertundzwanzigmal! Da nahm sie mich bei meinem Worte und hieß mich einen Eid schwören, daß ich dieses Versprechen halten werde.

102. Kavallerie-Regiment. Anonymer englischer Kupfer. Um 1800

Diese paar Beispiele, die gewissermaßen aufs Geratewohl herausgegriffen sind, genügen (wenigstens für unser spezielles Thema) als folkloristischer Beleg. Wären die Erzählungen heute geschrieben worden, so würde es gleich heißen: das sind „Ausgeburten" einer masochistischen, verderbten Phantasie, Schundliteratur, die gewisse Gaumen kitzeln soll usw. Wir sind zu



102. Müdigkeit am Morgen. Englischer Kupfer. 1742

schon so weit gekommen, daß das nicht bloß die Sittlichkeitsschnüffler sagen, sondern daß auch literarische und juristische Kommissionen glauben, ähnliche Urteile logisch begründen zu können. Ich werde hierauf später an der Hand eines fast geistreichen, jedenfalls sehr sachverständigen Gerichtsurteils zurückkommen. Es dürfte sich aber kein Sachverständiger finden, den es gelüsten würde, sich mit solchen Behauptungen auch über das arabisch-persische Folklore zu blamieren. Leute, die nicht einsehen wollen, wie jener Staatsanwalt, der gesagt haben soll: Freilich würden wir den Goethe konfiszieren, wenn er heute erschiene! — solche Leute, denen jede Objektivität abgeht, zählen natürlich nicht ernsthaft mit.

Die psychologische Diagnose ist bei den mitgeteilten Proben leicht zu stellen. Bei der ersten Erzählung handelt es sich um eine launenhafte Dame, die schon in Vorlust-Schwingung ist und daher weiß, was sie will. Sie läßt einfach ein Objekt holen, das sie zu ihrer Auslösung gebraucht. Ihr Wille hat also bereits beim Einsetzen der Geschichte die Schwelle überwunden, sie ist infolgedessen nicht mehr relativ passiv, sondern voll aktiv. Der Mann ist nur anfangs verblüfft wegen des ungewohnten Milieus, stellt sich aber dann als sogen. Masochisten heraus, als welchen ihn die kundige Alte offenbar schon beim Ansprechen erkannt hat. Man wird später sehen, daß alle die Einzelheiten, die ich gesperrt wiedergegeben habe, auch in der Psychologie der Heutigen eine Rolle spielen, selbst das Schminken und das Kostümieren mit dem Frauenschleier.

Die zweite Erzählung zeigt den **brutalen Mann**, den Sadisten, wie er mit Unrecht genannt wird. Obwohl dieser Typ streng genommen nicht in den Rahmen des Werkes gehört, läßt sich seine Psychologie nicht ohne fühlbare Lücke ausschalten und wird daher in einem besonderen Kapitel behandelt werden.

Von der dritten Erzählung könnte man sagen, sie stellt **denselben Typ in weiblicher Ausgabe** dar, den die zweite in **männlicher** hat. Es ist der bloße **Flagellantismus**, dem es gleichgültig ist, **was** und **wie** sein Objekt fühlt. Es dreht sich nur ums Schlagen, gleichsam aus Zorn und Vergeltung. Dieser Komplex bedeutet eine spezielle, mehr primitive und grobe Note der Erotik und hat fast gar nichts gemein mit den verwickelten Gefühlszusammenhängen der andern Gruppe.

Endlich die letzte Erzählung schildert wieder das Verhältnis **beider** Partner. Da ist der in sein Schicksal ergebene Mann, der arme Schlucker, dessen mindere soziale Position mit seiner psychischen Verfassung zusammenklingt, und die vornehme Dame, die ihn sich anheiratet und mit dem Zitternden nach Belieben und Willkür umspringt.

* * *

Verschwendungs-Lusthandlungen. Die Variabilität von allem, was körperlich und seelisch in das Gebiet der „Erhaltung der Art" gehört, führt nun zu einem weiteren Begriff, der meines Erachtens am besten geeignet ist, sowohl der jesuitischen Geschlechtsmoral als auch der pathologischen Auffassung den Boden unter den Füßen wegzuziehn.

Die ältere **teleologische** Weltbetrachtung glaubte gefunden zu haben, daß alles Seiende mit einer wunderbaren und unübertrefflichen Zweckmäßigkeit eingerichtet sei. Gleichsam wie bei einem Schachproblem, so stelle alles Existierende die einzige, richtigste, einfachste, zweckdienlichste Lösung dar, die sich in keinem Falle irgendwie einfacher und vorteilhafter denken lasse. Diese Betrachtung setzt die menschliche Endlichkeit und Armseligkeit in den Mittelpunkt des Universums und läßt Reichtum und Unendlichkeit des Alls um einen völlig **exzentrischen** Mittelpunkt kreisen. Als die große Ära von Technik und Naturwissenschaft hereinbrach, ergab sich vom gleichen Standpunkt endlich begrenzten menschlichen Denkens aus, daß die Sache nicht stimmen könne. Die photographische Platte ist empfänglicher als die Netzhaut, sie sieht Sterne, die kein fernrohrbewaffnetes Auge mehr wahrnimmt, sie sieht die Knochen im lebenden Körper und ein Geldstück im verschlossenen Portemonnaie. Von der „Zweckmäßigkeit" des Blinddarmfortsatzes gar nicht zu reden. Die ganze teleologische Auffassung krankt an dem vorgefaßten Bestreben, auch für gebildete Köpfe einen Zimmermeister des Weltalls von höchstem **menschlichen** Ingenium nachzuweisen.

Der Mensch ist in Zeit und Raum gebannt. Eh' er sich dessen versieht, ist seine Uhr abgelaufen. Er hat also weder Zeit noch Raum noch Kräfte zu verlieren oder zu verschwenden, sondern muß **sparsam** damit umgehn. Je ökonomischer er eine Maschine konstruiert, desto zweckmäßiger ist sie für ihn, den endlich Begrenzten. Die Natur aber kennt diesen Gesichtspunkt nicht, an diesen Gedanken muß man sich gewöhnen. Die Natur funktioniert in einer Weise, die der Mensch immer nur als Verschwendung bezeichnen kann. Wir sehen das Faktum und haben wohl Theorien über das Warum, z. B. die Theorie der Auslese des Passendsten, aber wegen der Grenzen unsres Denkens bleiben dies eben Annahmen, da wir nur ein Infinitesimalteilchen der Natur sind und über ihre Gesamt-Kausalität nur infinitesimalteilchenweise denken können, um einen Jean Paulschen Ausdruck zu gebrauchen. Könnten wir mit all den Erscheinungen der belebten und un-

103. Ausgelegte Angeln. Zeichnung von Heinrich Ramberg. 1820

belebten Natur, an denen wir das Was und Wie der Verschwendung erkennen, zugleich auch über das Warum mitdenken, so kämen wir den wahren Gründen erheblich näher.

Wenn ich also sage, die Natur arbeitet im Gegensatz zum Menschen nicht ökonomisch, sondern verschwendet, so meine ich damit nicht, daß sie „gleich einem Menschen" verschwendet; es soll in dem Ausdruck kein Ziel liegen, vielmehr nur ein bildlich erklärender Gegensatz.

Die Verschwendung von Ei- und Samenzellen in der Natur ist für unsere Begriffe ungeheuerlich. Ein Karpfen hat eine Million Eier. Ein menschliches Weib in ihren Eierstöcken etwa vierzigtausend. Von den entsprechenden Milliarden, Billionen, Trillionen von Spermatozoen reden wir mal schon garnicht weiter. Wieviel entstehendes und entstandenes Leben in jeder Sekunde des Zeitgeschehens folglich umkommen muß, ist nicht auszumalen. Wir, die wir diese Vorstellung jetzt durchdenken, weil wir auch existieren, sind ein mathematisch winziger Bruchteil des Überlebenden.

Also das ist nun einmal so. Von unendlich Vielem führt nur Eins zum Ziele. Die gleiche Verschwendung herrscht aber inbezug auf die Handlungen, die der Erhaltung der Art unmittelbar vorangehn. Das heißt: inbezug auf die Lusthandlungen. Die teleologische Beschränktheit will auch hier sich selber d. h. den Menschen zur naturwidrigen Ökonomie zwingen. Sie behauptet beweislos, der kürzeste Weg sei der einzig naturgemäße. Moraltheologen und Pathologen sind darüber einig, die von der Gottheit gewollte resp. physiologische Lusthandlung sei diejenige, die in meßbar schnellster Zeit und ohne Umschweife die Spermatozoen an das Ovulum heranbringe. Der „gute" Jüd des Ostens, wenn seine Samenblasen gefüllt sind, „vollzieht" unter Abwehr aller „unheiliger" Gedanken und im Eiltempo die ernste Amtshandlung der Kohabitation. Er hat sich darauf dressiert wie ein Fakir aufs Atemverhalten und entnimmt die verbannten Anreize aus einer andern Quelle, wohin er seine gesamte Erotik verdrängt hat: aus der Gottseligkeit. Denn die Natur läßt sich nicht umkrempeln oder vergewaltigen. Sie ist absolut vulkanisch. Wo sich der eine Krater verstopft, brechen daneben andre aus.

104. Trägheit. Lithographie von Numa Bassaget. Um 1835

Ich sehe also eine Parallele zwischen der Ei- und Samenverschwendung der Natur und der unendlichen Variation der Lusthandlungen aller Art, die nur kleines Teils direkt, großen Teils auf Umwegen und vielleicht ebenso großen Teils garnicht zur Befruchtung führen. Indem ich den Begriff „Verschwendungs-Lusthandlungen" gebrauche, betrachte ich sie weder als unmoralische Perversitäten noch als pathologische Perversionen, sondern als natürliche Varia-

105. Amor in Fesseln bei der kühlen Schönen. Kupferstich von [illegible]

tionen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbar sind. Ich habe übrigens schon früher auf diese Parallele hingewiesen (A. Kind, Sexualwissenschaftlicher Kommentar zu dem Hermaphroditus des Panormita, 1908).

* * *

Polygamie und „doppelte“ Moral. Dem Variations-Prinzip entspricht es, daß sich die Richtung des Geschlechtstriebs nicht auf eine einzige, bestimmte Person bezieht, sondern auf eine Anzahl von Personen einer bestimmten Qualitätsmischung. In dieser Frage herrschen irrige und vor allem extrem heuchlerische Meinungen. Heuchlerische, weil das machthabende Männerrecht den Frauen nicht geben will, was es selber sich nimmt. Und irrige, weil Staat und Kirche mit denkbar größtem Aufwand von Logik und Gewissenszwang bemüht sind, die Institution der Ehe auf derjenigen Höhe zu erhalten, die sie in den Augen derer, die's noch nicht probiert haben, so bitter notwendig braucht. Das Übel liegt darin, daß die Ehe immer nur ein Kompromiß ist, und zwar ein schlechter, weil man einen bessern nicht hat.

Die auf die Güte dieses Prokrustesbettes eingeschworen sind, sagen, Ehen seien im Himmel geschlossen, und nachdem sich die für einander Vorherbestimmten einmal gefunden, verbinde sie ewige Treue. Das heißt, der Geschlechtstrieb, der anfangs suchend umhervagierte, sei jetzt wie die Schnecke

ins Häuschen gekrochen, sei blind, taub und gefühllos geworden gegen alle Reize, auf die er früher reagierte. Die *Treue* ist aber der leerste Wahn, den es gibt, sobald sie nur eine abstrakte Forderung darstellt und keinerlei Reizquelle in sich enthält. Treu wird nur sein, wer *größern* Genuß davon hat treu zu sein, als untreu. Die Tat allein macht's nicht; auch die Gedanken und Vorstellungen rechnen hier mit.

100. Ball-Intermezzo. Lithographie von Numa. 1830

Es scheint mir vorteilhaft, hier das Wort „Richtung des Geschlechtstriebs" durch den genaueren Begriff der *erotischen Reaktionsfähigkeit* zu ersetzen. Mit dieser wird der Mensch bereits geboren, und sie stirbt mit ihm. Solange er Sinnesorgane hat, die ihm Eindrücke übermitteln, so lange muß er reagieren. Wird ein Sinnesorgan ausgelöscht, so empfangen die andern um so heftiger. Nach dem, was ich von Blinden darüber gehört habe, steht ihre Triebstärke entschieden über dem Durchschnitt, durch Geruch und Gefühl reagieren sie auffallend heftig. Diese Tatsache der Reaktionsfähigkeit bleibt durch die Zeremonie einer Eheschließung vor dem Standesbeamten oder dem Priester gänzlich unberührt. Das gilt für Mann und Weib gleichmäßig. Ich bitte indessen, den Begriff Reaktionsfähigkeit nicht im groben Sinne der männlichen Erigierbarkeit zu verstehn, wofür das Weib ja kein genaues Analogon hat, sondern als die Fähigkeit, in Verlust-Stimmung zu geraten.

Es kann ausnahmsweise vorkommen, daß die Reaktionsfähigkeit eines Menschen sich kürzere oder längere Zeit nur auf eine einzige Person bezieht und daß sie allen andern Personen gegenüber gelähmt erscheint. Das sind seltene Zustände entweder der *unerfüllten* Leidenschaftlichkeit, wenn der begehrte Partner als das *relative Ideal* betrachtet wird, oder der *erfüllten* Leidenschaftlichkeit, wenn er es tatsächlich ist. Diese Zustände kommen auch nur bei Menschen vor, die wirklich gereift sind und in erotischen Erfahrungen, d. h. fast immer bittre Enttäuschungen, hinter sich haben. In eine Detail-Malerei solcher Ausnahmefälle kann ich mich hier nicht einlassen, wenn ich klaren Kurs halten soll. Es genüge die *Erwähnung*, um Einwänden zu begegnen. Jedenfalls spielt das Standesamt keinerlei kausale Rolle bei den Ausnahmen. Eine etwaige „Treue" aus Versorgungsgründen ist psychologisch keinen Heller wert, auch wird dann stets in *Gedanken* „betrogen".

Aus der natürlichen polygamen Veranlagung von Mann und Weib entspringt eben die sexuelle Kompromiß-Natur der Ehe. Eine Ehe hat unbestreitbare Vorteile: das Zusammenhalten, Zusammenwohnen und -wirtschaften ist eine Möglichkeit des Glücks für Liebende, für die sich auf anderm Wege kein Ersatz schaffen läßt. Alle Liebenden streben zu einer räumlich möglichst nahen Verbindung, selbst wenn sie aus der Erfahrung schon wissen, daß dauernde Nähe die Liebe um so

ENGLISCHER KUPFER NACH EINEM GEMÄLDE VON GRASSY 1795

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

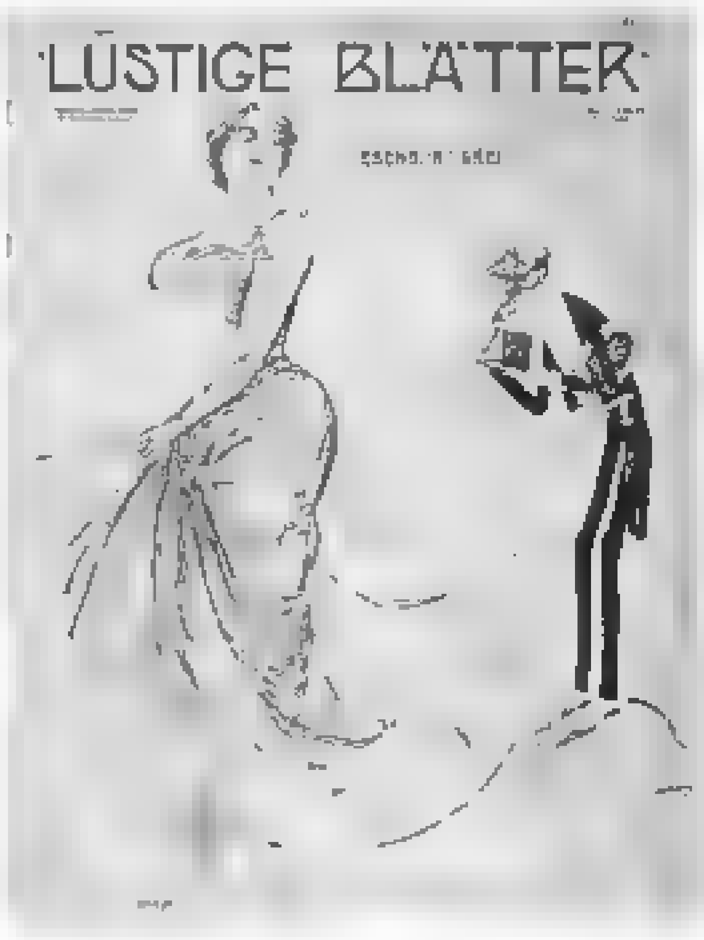
schneller abnutzt. Versiegen dann die Reizquellen, so tritt Indifferenz ein. Endlich findet der polygame Trieb außerhalb andre Anziehungspunkte, und die Partner streben um so gewaltsamer auseinander, als sie durch nicht-erotische Fesseln, Nahrung, Kinderversorgung, Gesetz usw., in diesem Streben gehemmt werden. Jetzt beginnt das Unglück der „Ehe“, das in der Regel viel dauernder und intensiver empfunden wird, als vorher das aus ihr hervorgehende Glück.

Es liegt nahe, daß der Kompromiß der Ehe sich günstiger gestalten würde, wenn nur der eine Teil polygam, der andre aber monogam veranlagt und wenn dem polygamen Teil die Veranlagung offenkundig sanktioniert wäre. Ja. Es liegt auch nahe, daß wir doppelt so lange leben würden, wenn die Erde sich erst in 48 Stunden einmal umdrehn würde. Aber man würde dem, der das ernsthaft vertritt, das Irrenhaus nahe legen. Nun ist es mit dem Irrenhaus so, daß darüber verfügt, wer die Macht hat. Und da die Männer die Macht an sich gebracht haben, so wird ab und zu — um ein Exempel zu statuieren — eine Frau von ihnen ins Irrenhaus gebracht, weil sie polygam veranlagt ist. Der Hans Dampf auf allen Gassen der Wissenschaft, die Psychiatrie, tut dann das ihrige und begutachtet den Kasus frei nach Krafft-Ebing, der eine „pathologische“ Liebe von Ehefrauen zu andern Männern kennt, die darin besteht, daß die Ehefrau so „schamlos“ ist, ihr „schreckliches Geheimnis“ vor dem Mann nicht zu „verbergen“. Die englischen Männer, eine der rohesten Nationen des Erdballs, hatten bis vor kurzem zum Gesetz erhoben, daß der Ehebruch der Frau Scheidungsgrund sei, der des Mannes aber nicht.

Den Engländern an brutalem Egoismus gleichzukommen, ist das Bestreben derjenigen „Herren im Hause“, die die „doppelte Moral“ vertreten. Ich pflücke einige Blümchen aus einem obskuren Winkelblättchen, das sich „Männerrecht“ nennt und eine „unparteiische“ Clique vertritt, die sogar gegen unsre dürftige Alimentationspflicht die Kindertrommel rührt. Man wird den Geist dieser gerechten Sache unschwer erkennen:

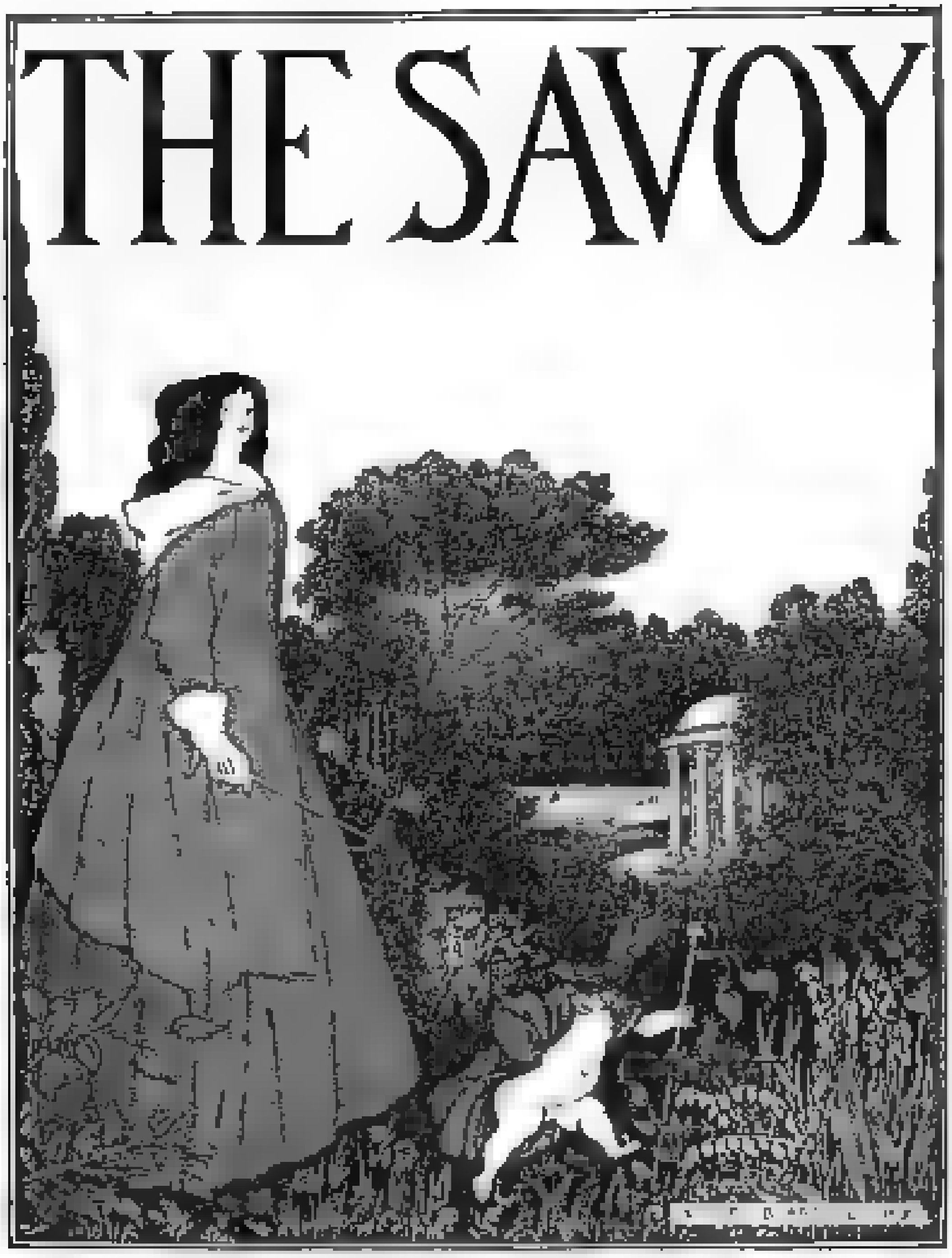
„... Von dieser Gruppe, deren Anhängerschaft keineswegs gering ist, ging ja auch wohl die selbst von führenden Frauenrechtlerinnen wiederholt vertretene Anschauung aus, das Weib brauche nicht notwendig Gebärmaschine zu sein. Will man diese Äußerung selbst nur als im abstrakten Sinne gemeint annehmen, so ist sie noch charakteristisch genug für die anarchische Ideenverwirrung, die sich nachgerade in den Köpfen einer gewissen Sorte von Weibern festgesetzt hat. Wohin eine Nation gelangt, wenn die Frau nicht Gebärmaschine ist, d. h. durch zweifelhafte Verhütungsmaßregeln ihrem vornehmsten Daseinszweck ganz oder zum Teil entzogen wird, zeigt Frankreich nicht nur in militärischer Hinsicht.

Für gedankenlose Nachbeter frauen-



107. Das Vollweib

Titelblatt der „Lustigen Blätter“ von [illegible] [illegible]



108. Die Dame mit der Reitpeitsche. Titelblatt von Aubrey Beardsley. 1896

rechtlerischer Klagelieder mag es vielleicht nur als Zufälligkeit gelten, daß in allerneuester Zeit von deutschen Gerichten Frauen und Mädchen wegen *Alimentationsmeineides* verurteilt wurden, weil sie einfach den zahlungsfähigsten Liebhaber als Kindesvater angaben, aber symptomatisch bleibt die Sache doch. Schließlich muß auch einmal klipp und klar ausgesprochen werden, daß die einschlägige Gesetzgebung schon jetzt dem *Manne* bedeutend *ungünstiger* gestimmt ist als dem Weibe, wenn *selbst* eine unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehende *Prostituierte* noch Alimentationsansprüche an einen jeweiligen Besucher stellen kann.

Die völlige soziale Gleichstellung des Weibes mit dem Manne bedeuten alle diese Reformen noch nicht; ob jene möglich ist, muß vor allem um deswillen bezweifelt werden, weil schon nach dem Stande der ganzen augenblicklichen Situation die Befürchtung zur Gewißheit wird, daß den bisher endlich gewordenen offenbaren *Verletzungen der Rechts- und Interessensphäre des Mannes* nur noch weitere schlimmere folgen werden.

109. Die Toilette der Helena. Zeichnung von [illegible]

Zu dem vor dem Landgericht N. kürzlich stattgehabten Verhandlung war ein Zeugenapparat aufgeboten, wie er wohl kaum bisher bei ähnlichen Anlässen in Aktion trat. Ungefähr eine halbe Kompagnie des in Z. garnisonierenden Bataillons bekundete Mann für Mann, in der fraglichen Zeit mit der Angeklagten intim verkehrt zu haben. Trotz dieses wahrhaft erdrückenden Belastungsmaterials war die Angeklagte zu keinem Geständnis zu bewegen und spielte sich noch immer auf die Virgo intacta, die bis dahin unberührte Jungfrau hinaus. Zum mindesten etwas sehr gewagt will uns die Argumentik des Verteidigers, Rechtsanwalt Dr. X. erscheinen, wenn er, um milde Umstände für die Angeklagte zu erreichen, ihre jugendliche Unerfahrenheit hervorhob und bemerkte, die N. N. habe jedoch vor den Eltern eingestanden, daß sie sich mit den Soldaten eingelassen. Das Gericht zog diese Auffassung in Rücksicht und erkannte auf sechs Wochen Gefängnis. Dies der Sachverhalt, der verschiedene, höchst bedenkliche Ausblicke auf Gegenwart und Zukunft bietet. Es nützt gar nichts, sich mit billigen Vergleichen und Gegenüberstellungen hinsichtlich Männersünden

16*

[illegible] Die Orientalin. Gemälde von [illegible]

über das Einseitige der Rechtslage hinwegzutäuschen. Die Tatsache bleibt vorläufig bestehn, daß Männer gegenüber den, mit intriganter List benutzten Rechtsvorteilen selbst einer solchen Regiments- bezw. Kompagniedirne beinahe rechtlos und vogelfrei dastehen. Wenn nun, wie im vorliegenden Falle kein dummer Hansjörg zu finden war, der die Bevölkerungsbestrebungen dieser Messaline aus der Küche finanziell unterstützt, dann kann sie ihren Kompagniesprößling mit Otto Reuters Couplet in den Schlaf singen „Das dank ich dir — mein teures Vaterland!“

Wenn es schon gegenwärtig möglich ist, daß die erste beste Dirne zum Gericht gehen und, wie wir an dem Beispiel an anderer Stelle erweisen konnten, einen beliebig ihr zufällig näher bekannten Mann als den Vater ihres Kindes angeben darf und der so Angeschuldigte erst Himmel und Hölle in Bewegung setzen muß, um aus einer solchen Falle herauszukommen, dann kann eben nur noch ein Narr oder eine moderne Frauenrechtlerin leugnen wollen, daß es mit dem Herrenrecht des Mannes in Wirklichkeit ziemlich schlecht bestellt ist. Den Vätern und Vormündern, die noch über junge Männer zu bestimmen haben, kann gar nicht dringend genug empfohlen werden, ihren Söhnen bezw. Mündeln genau klar zu machen, was für sie daraus resultieren kann, wenn sie sich allzu leichtfertig eine derartige uneheliche Vaterschaft aufhalsen. Sehr treffend hat Wilhelm Busch auch nach dieser Richtung hin die Situation mit den besonders für junge Männer beherzigenswerten Worten charakterisiert: Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr!

Die üblen Bordell-Hähne, die hier auf ihrem Misthaufen krähn, vertreten „jene Sorte“ von Trägern männlicher Geschlechtsorgane, die unter jedem Rock bloß eine „Hure“ und „Dirne“ vermuten, der sie frech an die Ehre greifen dürfen, die sie selber nicht besitzen. Die Frau ist ihnen ein Klosett, in das sie ihre bloß animalische Ejakulation „abladen“. Man vergleiche die edlen Worte von Gabriele Reuter über Männer-Erziehung (auf Seite 13, 14) mit dieser ludenmäßigen Aufforderung, die jungen Leute zum betrügerischen Gratis-Koitus zu dressieren. Man weiß hinlänglich, wie das Ding gedreht wird. Ein sauberer Freund lauert schon hinter der Tür, um gleich,

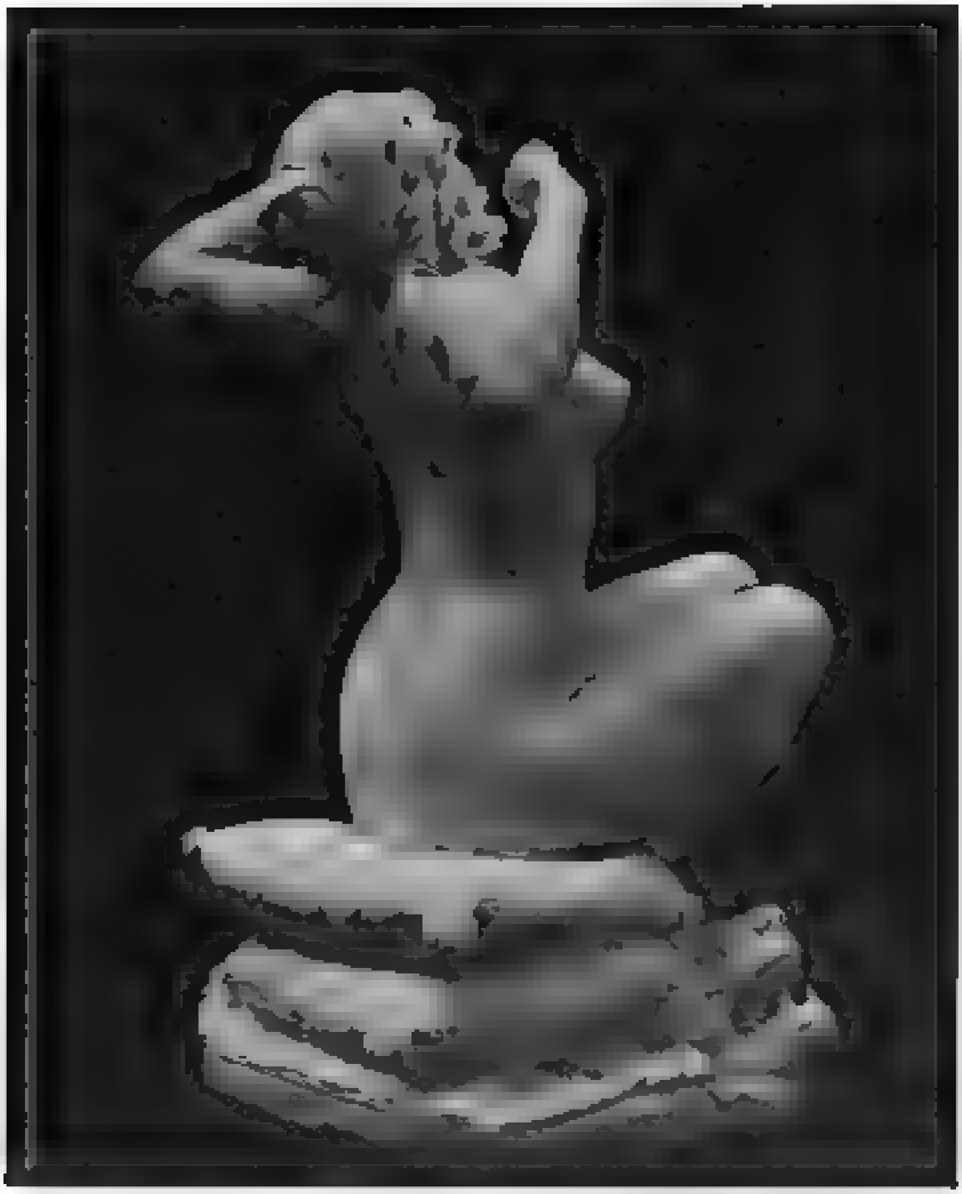
wenn der Erste „fertig“ ist, sich auf die Verblüffte und Verwirrte zu legen und den gesetzlichen Vorbestand zu schaffen, daß „ein Andrer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt habe“. Ich hätte nichts dagegen, wenn man Herrenrechtler, die Meineid und Kindesmord zeugen, allesamt kastrierte, im Sinne der gerade von diesen Kreisen mit Vorliebe propagierten „eugenischen“ Auslese.

* * *

Geschlechtsfreiheit. Wenn die polygame Veranlagung des Menschen und die Kompromiß-Natur der Ehe ebenso feststehn, wie die Verschiedenheit der Triebrichtung, so ist damit eine Reihe von weiteren Fragen eigentlich schon erledigt, die sich an das Stichwort „**Promiskuität**“ knüpfen. Unter Promiskuität versteht man einen Zustand völlig wahllosen und unregelmäßigen Geschlechtsverkehrs, der in den frühsten Perioden der Menschheitsgeschichte geherrscht haben und dementsprechend bei primitiven Völkern noch herrschen soll. Zum Beweis werden Beispiele wie die folgenden angeführt.

Es komme der Brauch vor, daß die Hochzeitsgäste in der ersten Nacht mit der Braut Verkehr haben. Bei Tanzveranstaltungen verschwinden von Zeit zu Zeit einzelne Paare nach draußen ins nächtliche Dunkel und kehren dann wieder, um nach einiger Zeit von neuem zu verschwinden, doch seien das dann nicht immer die gleichen Paare wie vorher. Manche Völker legen so wenig Wert auf die sogenannte Jungfernschaft, daß diejenigen Mädchen am begehrtesten seien, die am meisten Verkehr mit Männern gehabt hätten. Die totemistische Gruppenehe erlaube wahllose Beziehungen zwischen einigen Dutzend Männern und Frauen durcheinander. Von den Kelten Großbritanniens berichte Caesar, daß die Gatten ihre Frauen zu zehn oder zwölf gemeinsam besäßen, und zwar hauptsächlich Brüder zusammen mit Brüdern, oder Eltern mit Kindern. Herodot erzähle, daß jede Babylonierin einmal in ihrem Leben in den Tempel der Mylitta gehn und sich einem Fremden hingeben mußte, dessen Geldgeschenk nicht zurückgewiesen werden durfte, sondern an den Tempelschatz abzuliefern war; durch dies „heilige“ Opfer habe sich das Weib gewissermaßen freigekauft und sei fortan nicht mehr zur Prostitution genötigt gewesen. (Die neuen babylonischen Forschungen bestätigen dies nur insofern, als die In-

[illegible] Eigenliebe. Gemälde von [illegible]



112. Das Aufstöhnen des Tieres. Skulptur von [illegible]

sassinnen eines Bordells der Stadt Uruk mit dem Namen „Dienerinnen der Göttin Ischtar" belegt werden.)

Die Vertreter des Gedankens einer völlig wahllosen Promiskuität weisen weiter darauf hin, daß eine solche auch innerhalb der Kultur noch neben der monogamischen Ehe weiter bestehe und diese illusorisch mache. Man solle nur junge Leute fragen, mit wieviel weiblichen Wesen sie im Laufe eines einzigen Jahres verkehrt hätten, oder an Dienstmädchen und Konfektionösen die entsprechende Gegenfrage richten; von Prostituierten ganz abgesehn. Man brauche übrigens nur die Zustände in den Seehäfen betrachten, um einzusehn, daß die Menschheit nie aufgehört habe, in Promiskuität zu leben.

Dieser Meinung gegenüber hat hauptsächlich Westermarck den Beweis zu erbringen versucht, daß eine Promiskuität bei Naturvölkern nicht existiere, daß der Mensch in seiner Entwicklung vielmehr damit begonnen habe, womit die menschenähnlichen Affen aufhören, nämlich mit der Mono-

113. Dämon Weib. Gemälde von Franz von Stuck

gamie, denn ausnahmsweise leben diese Affen in Familienbeziehungen, die man als monogamisch bezeichnen kann, falls man überhaupt diese etwas verschwommene Vergleichung will gelten lassen.

Um bei der letzten Theorie anzufangen, Westermarck ist sicher im Irrtum, und daß des Rühmens von seinem Werk kein Ende ist, erklärt sich menschlich-parteiisch aus den Vorzügen der Auffassung, die viele Kreise, besonders in England, hierin finden müssen. Noch nie zuvor war einer aufgestanden, der die Monogamie naturwissenschaftlich und beinahe — orthodox begründet hätte. Wenn sich Westermarck auf das Benehmen der menschenähnlichen Affen bezieht, so muß daran erinnert werden, daß die heutige Entwicklungslehre die Spezies Homo nicht mehr direkt von ihnen ableitet, sondern annimmt, daß beide nur verwandt sind und beide von einem weiter in der Tierreihe zurückliegenden Gliede ihren Ursprung nehmen. Dann könnte man also mit Westermarck gegen Westermarck deduzieren, daß die menschenähnlichen Affen sich gerade in einer andern Richtung entwickelt haben, als der Mensch. Und die Vögel, die vielfach über die Brutzeit hinaus monogamisch zusammenhalten? Sie stehn doch so viel tiefer in der Tierreihe! Dann hätte die Entwicklung von

114. Versengte Motten
Zeichnung von W. Schertel. 1914

den Vögeln an aufwärts das Bestreben gezeigt, das monogamische Element wieder fallen zu lassen. Also ausgemerzt, als ungeeignet? Nein, dies führt alles zu lächerlichen Schlüssen. Die Konfusion rührt daher, daß Westermarck anscheinend natürliche Eigenschaften des Geschlechtstriebs untersucht, in Wahrheit aber immer das künstliche Gebilde des Ehe-Kompromisses vorhat. Das ist doch nicht dasselbe! Man muß die psychologische Seite der Sache von der sozialen trennen und für sich untersuchen. Nur die Psychologie des Geschlechtstriebs läßt uns die allerursprünglichsten Faktoren erkennen, mit deren Wirksamkeit dann unter allen Umständen zu rechnen ist. Es ist eine bedenkliche Verkehrung der Tatsachen, aus Westermarcks Arbeit folgern zu wollen, es gäbe einen primären Grundtrieb zur Monogamie, und alle die komplizierten Erscheinungen der Erotik, die hier schon besprochen wurden, seien nur sekundär oder gar Entartungen. Es ist eine menschlich beschränkte Bewertungsmethode, die Kompromiß-Natur der Ehe als einen Makel zu betrachten, von dem sie auf jeden Fall reingewaschen werden muß, selbst wenn man sich blind stellt wie die ebenso menschlich beschränkte Frau Justitia.

Nun die andre Theorie von der wahllosen Promiskuität. Sie scheint entstanden unter dem Eindruck der Prostitution bei den Kulturvölkern, hat also wiederum die Monogamie mit ihrer ganzen Schwäche und Gebrechlichkeit zur Vorausbedingung! Auch hier dreht man sich im Kreise und sieht nur äußerliche Geschehnisse ohne ihre innere Bedingtheit. Eine wahllose Geschlechtsfreiheit im strengen Sinne des Worts ist psychologisch ebenso unmöglich, wie eine völlig wahlfreie Willenshandlung. Auch hier wird die Denkbarkeit einer andern Entscheidung mit der Möglichkeit einer solchen verwechselt (vergl. Seite 99).

Die stärkste Kausalität, die allein schon eine extrem wahllose Vermischung der Geschlechter ausschließt, liegt in der Variation der Triebrichtung oder, anders ausgedrückt, in der unendlich abgestuften erotischen Reaktionsfähigkeit des Menschen. Das Beispiel von den Seehäfen ist nicht maßgebend. Seeleute sind auf jeden Fall ausgehungert gleich verirrten Wüstenfahrern, die am ältesten Leder nagen, um das qualvoll entbehrte Gefühl der Sättigung hervorzurufen. Seefahrer zeigen nicht, wie ein Autor will, die primitive Tierheit des Triebes, sondern eine durch Abstinenz geschärfte, abnorme Sensibilisierung. Das Gewehrschloß ist nicht bloß gespannt, sondern auch noch gestochen; es bedarf nur des minimalsten Fingerdrucks, und der Schuß kracht aus dem Lauf. Man untersuche doch Seeleute, wenn sie wieder in normale Verfassung gelangt sind, man wird staunen, wie verschiedenartig ihre Sehnsucht aussieht. Gerade auf der langen Fahrt fressen sich ihnen die Lieblingsbilder der Erinnerung tiefer ins Hirn und verwurzeln das, was ihr spezieller „Fall“ in der Liebe ist. Ähnliche Erscheinungen beobachtet man bei Afrikaforschern, wenn man zwischen den Zeilen der meist prüden und europäisch-sittlichen Berichte zu lesen versteht. Das schwarze Weib ist für die mit fest eingestellter Psyche Hinausziehenden anfangs unannehmbar

Dame mit Windhund. Pariser Modekarikatur von Plan. 1910

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

The
JOHN CRERAR
LIBRARY.

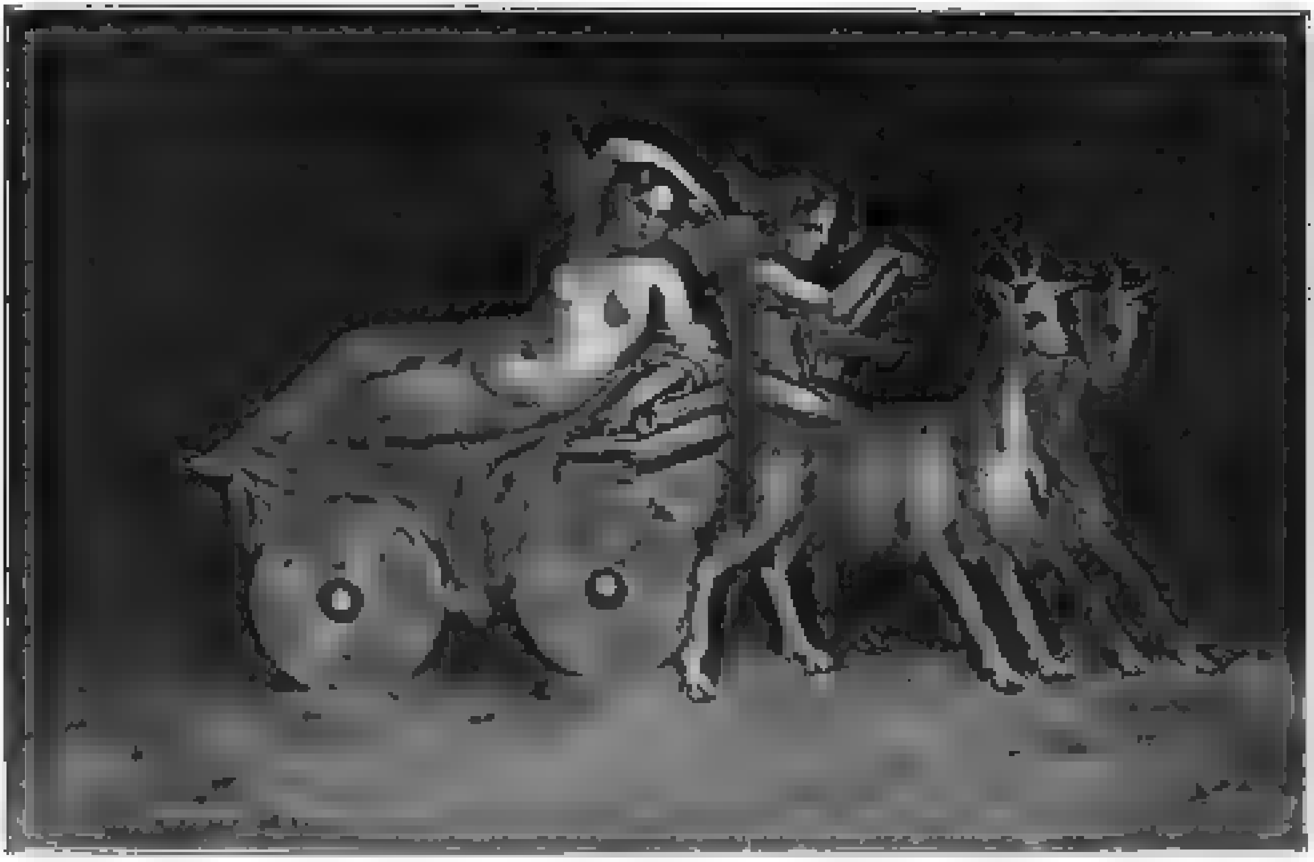
Dann kommt der Hunger mit seinem Gefolge von abnormer Reizbarkeit, und schließlich wird die Farbe annehmbar. Aber sowie nach langer Zeit die erste Europäerin in ihrem Gesichtskreis auftaucht, erscheint sie ihnen „überirdisch“ und wie eine „Göttin“.

Also die Reaktionsfähigkeit ist „determiniert“ wie der Wille. Sie ist gerichtet auf bestimmte Komplexe von Personen, Objekten und Handlungen von bestimmten Eigenschaften. Es ist längst heraus, daß die Träume (Nacht- und Wachträume) das feinste „Reagens“ der Seele sind. Im Traum verlaufen die erotischen Ideen-Assoziationen frei von verstandesmäßigen Hemmungen und allein bedingt von ihrer einmal gegebenen Richtung. Das kann jeder einzelne bequem bei sich nachkontrollieren. Man wird erkennen, daß jedem phantastischen Ausspinnen gewisse unverrückbare Elemente zu Grunde liegen, die von denselben Elementen bei andern Personen um wenige oder viele Nuancen differieren. Die virtuellen Spiegelbilder, die im Nacht- und Wachtraum auftreten, sind (abgesehn von typischen Kontrast-Träumen) die Projektionen des Gewünschten nach außen. Im innersten Kern dieser Gebilde gibt es in der Regel eine bestimmte Ideen-Assoziation, die ich schon früher die „unfehlbare“ genannt habe, weil sie, als Idee wie als wirkliche Handlung, mit unfehlbarer Reaktion einhergeht.

In dieser Weise also, wie ich es hier kurz umrissen habe, sind alle erotischen Vorgänge kausal bedingt. Demnach muß auch die Theorie von der völlig wahlfreien Promiskuität verworfen werden. Es bleibt davon nichts, als die mißverständliche Beobachtung äußerer Tatsachen.

153. Die Henne als Hahn

Aus dem Wiener „Karikaturen-Album“ [illegible]



116. Die Nymphe mit dem Bockgespann. Wandmalerei aus der Casa [illegible] in Pompeji

IV

Machtkitzel und Demut

Der Kampf der Geschlechter. Kampf und Getümmel ist die Umwerbung in der Tierwelt. Kampf und Getümmel ist sie auch beim Menschen. Die Machtmittel sind von Natur verschieden, wie Weib und Mann verschieden ist, und wenn man die naturgegebenen Verhältnisse als „gerecht" bezeichnen darf, so ist die Verteilung der Machtmittel eine gerechte. Die Macht des Weibes ist rein seelisch. Sie besteht darin, daß das Weib dem Manne Lust gewähren oder versagen kann, indem sie sich selber in Schwingung befindet oder unbewegt bleibt. Die Machtmittel des Mannes sind mehr geistiger und körperlicher Art, intellektuelle und physische Stärke.

Alle Macht strebt zur Übermacht, alles Recht zum Vorrecht, weil Übermacht und Vorrecht Lustreize enthalten. Das Gleichgewicht wird gestört, die Wagschalen stehn hoch und tief, die

beleidigte Partei greift zu Notwehr und Unrecht. In der Menschheitsgeschichte sehen wir, wie der Mann es fertig bekommen hat, Eigentum und Geschlechtsleben allein an sich zu reißen d. h. die sozialen Positionen allein mit seinen Truppen zu besetzen. Dem Weibe blieb nach wie vor nur das Sexuelle. Die Männer teilten die ausgetrommelten Kolonien unter sich auf und behielten von da aus die unverbrüchlichen Rechte im engeren Vaterlande. Schon ist man brav und treu, dem Weibe auch die eingeborene Macht zu bewahren, indem man es in der Dunkelkammer der großen Sinnlichkeit erzieht und seiner selbst nicht bewußt werden läßt, und indem der Mann sich an den Prostituierten jeden innerlichen Zusammenhang abgewöhnt.

Betrachten wir, wie Shakespeare den Zweikampf von Weib und Mann nachgeprüft hat und wie er, seinem Männerpublikum zuliebe, das Problem weiter im Lauf halten läßt.

Hortensio. Petruchio, da wir schon so weit geraten, so leg ich dir, was ich im Scherz begann, ... Ich kann, Petruchio, dir ein Weib verschaffen mit Gelds genug, und jung und schön dazu, erzogen, wie's der Frau geziemt. Ihr einz'ger Fehl — und das ist Fehls genug — ist, daß sie unerträglich bös und wild, zänkisch und trotzig über alles Maß. Daß, wär auch mein Vermögen noch viel geringer, ich nähm sie nicht um eine Mine Goldes.

Grumio. Ich bitt euch, Herr, laßt ihn gehn, so lange die Laune bei ihm dauert. Mein Seel, wenn sie ihn so kennte wie ich, so wüßte sie, daß Schelten wenig gut bei ihm tut. Mag er sie meinetwegen ein Dutzend Mal Spitzbube nennen oder so etwas, ei, das tut bei ihm nichts. Wenn er einmal anfängt, so geht's durch alle Register. Ich will euch was sagen, Herr, wenn sie's nur irgend mit ihm aufnimmt, so wird er ihr eine Figur in das Angesicht schmeißen und sie so verschimpfieren, daß sie nicht mehr Augen behält als eine Katze. Ihr kennt ihn noch nicht, Herr! ..

Bianca. Liebe Schwester, tut mir und dir nicht so weh, wenn du mich so zur Magd und Sklavin machst! Das nur verdrieß mich. Was den Putz betrifft, macht mir die Hände los, so werf ich selbst ihn weg, Mantel und Oberkleid, ja, bis auf den Rock. Und was du mir befiehlst, ich will es tun, so wohl weiß ich, was ich den Ältern schuldig. — Katharina. Von deinen Freiern sage, ich befehl's dir, wer ist der Liebste dir? und nicht gelogen! — Bianca. Glaub mir, o Schwester, unter allen Männern sah ich noch nie so ausnehmende Züge, daß einer mehr als andre mir gefallen. — Katharina. Schätzchen, du lügst. Ist's nicht Hortensio? — Bianca. Wenn du ihm gut bist, Schwester, schwör ich dir, ich rede selbst für dich, daß du ihn kriegst. — Katharina. Ah, ich merke schon, du wärst gern reich, du willst den Gremio, um in Pracht zu leben. — Bianca. Wenn er es ist, um den du mich beneidest, o dann ist's Scherz, und nun bemerk ich auch, du spaßtest nur mit mir die ganze Zeit. Ich bitt dich, Schwester Käthchen, bind mich los! — Katharina. Wenn das ein Scherz ist, so war alles Spaß. (Schlägt sie) ..

Petruchio: Es hat nichts. Denn seht, ich sag euch, Vater, ist sie unbändig, bin ich toll und wild. Und wo zwei wüt'ge Feuer sich begegnen, vertilgen sie, was ihren Grimm genährt. Wenn kleiner Wind die kleine Flamme facht, so bläst der Sturm Feuer und alles aus. Das bin ich ihr, und so fügt sie sich mir; denn ich bin rauh und werbe nicht als Kind. — Baptista. Wirb denn mit Glück und möge dir's gelingen, doch rüste dich auf ein'ge harte Reden. — Petruchio: Auf Hieb und Stich. Wie Berge stehn dem Wind: sie wanken nicht, und blies' er immerdar. — (Hortensio kommt mit zerschlagenem Kopf.) — Baptista: Wie nun, mein Freund, was macht dich so bleich? — Hortensio.

117. Jahel und Sisera
Holzschnitt von Albrecht Altdorfer

[illegible] Der ausgesperrte Ehemann. Französischer Kupfer um 1700

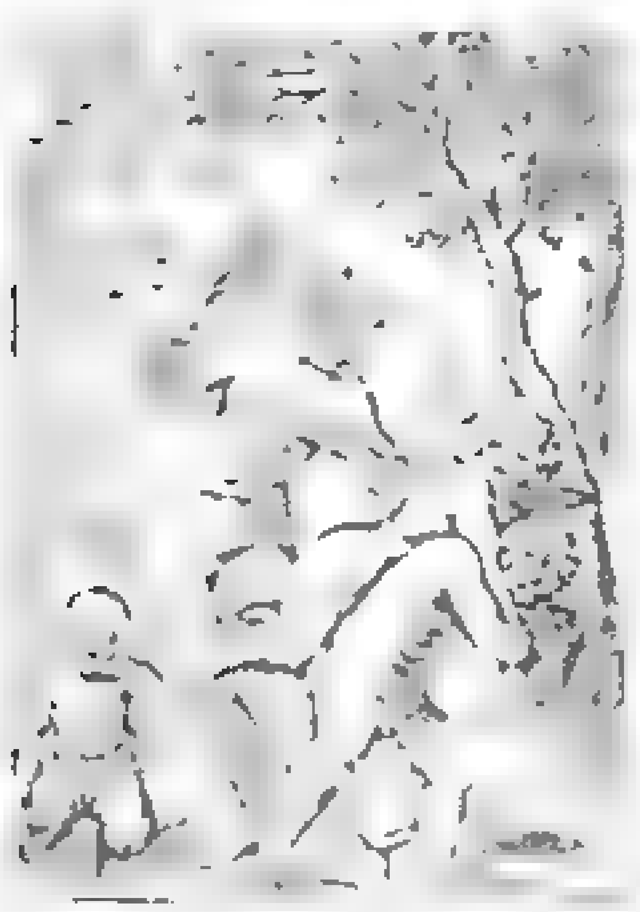
Das tat die Furcht, wahrhaftig, ward ich bleich. — Baptista: Bringt's meine Tochter weit als Künstlerin? Hortensio: Ich glaube, weiter bringt sie's als Soldat. Eisen hält bei ihr aus, doch keine Laute. Baptista: Kannst du sie nicht die Laute schlagen lehren? Hortensio: Nein, denn sie hat die Laut' an mir zerschlagen. Ich sagt' ihr, ihre Griffe sei'n nicht recht, und bog zur Fingerlegung ihr die Hand, als sie mit teuflisch bösem Geiste rief: Griffe nennt Ihr's? jetzt will ich richtig greifen! Und schlug mich auf den Kopf mit diesen Worten, daß durch die Laut' er einen Weg sich bahnte. So stand ich da, erschrocken und betäubt. Wie durch's Halseisen schaut' ich durch die Laute, während sie tobt' und schalt mich lump'gen Fiedler und Klimperhans und zwanzig ähnliche Namen, als hätte sie's studiert, mich recht zu schimpfen. Petruchio: Nun meiner Seel, es ist ein munteres Kind. Nun lieb ich zehnmal mehr sie, als zuvor. Wie sehn ich mich, ein Stück mit ihr zu plaudern. — Baptista: Kommt, geht mit mir und seid nicht so bestürzt, setzt mit der Jüngsten fort den Unterricht. Signor Petruchio, wollt Ihr mit uns gehn? sonst schick ich meine Tochter Käthchen her. — Petruchio: Ich bitt Euch, tut's; ich will sie hier erwarten und etwas dreist mich zeigen, wenn sie kommt. Schmält sie, erwidr' ich ihr mit leisem Ton, sie singe lieblich gleich der Nachtigall. Blickt sie mit Wut, sag ich, sie schau so klar wie Morgenrosen, frisch vom Tau gewaschen. Und bleibt sie stumm und spricht kein einzig Wort, so rühm ich ihr bebendes Sprechtalent und sag, die Redekunst sei herzentzückend. Sagt sie: ich soll mich packen — dank ich ihr, als bäte sie mich, Wochen dazubleiben. Schlägt sie mich aus, so frag ich nach dem Tag des Aufgebots und wann die Hochzeit sei. Da kommt sie schon. Und nun, Petruchio, sprich. Guten Morgen, Käthchen! Denn so heißt Ihr, hör ich. Katharina: Ihr hört recht und ich doch hart gestört. Wer von mir spricht, nennt mich sonst Katharina. Petruchio: Mein Seel, Ihr lügt, man nennt Euch schlechtweg Käthchen, das lust'ge Käthchen, auch das böse Käthchen. Doch Käthchen, schmuckstes Käthchen in Europa, Käthchen von Käthchenheim, du Käthchen goldenes, Delikäthchen sind Dukaten, drum Goldkäthchen: erfahre denn, du Käthchen Herzenstrost, weil alle Welt mit deine Sanftmut preist, von deiner Tugend spricht, dich reizend nennt und doch so reizend nicht, als dir gebührt, hat mich bewegt, zur Frau dich zu begehren. Katharina: Bewegt! Ei, seht! so bleibt nur in Bewegung und macht, daß Ihr euch baldigst fortbewegt. Ihr scheint beweglich. Petruchio: So, was ist beweglich? Katharina: Ein

Ce Chien qui m'obeit doit servir de modèle
A tout galant qui voudra m'en conter
Il est discret, complaisant et fidel.
[illegible]
[illegible]

119. Das Vorbild des Liebhabers. [illegible]

Armstuhl. — Petruchio: Sehr getroffen! Sitz auf mir. — Katharina: Die Esel sind zum Tragen, so auch Ihr. — Petruchio: Die Weiber sind zum Tragen, so auch Ihr. — Katharina: Nicht solchen Narrn als Euch, wenn Ihr mich meint. — Petruchio: Ich will dich nicht beladen, gutes Käthchen, denn weil du noch bist jung und leicht — Katharina: Zu leicht gewiß, daß solch ein Tropf mich fasse; allein so schwer Gewicht, als mir gebührt, hab ich doch immer. — Petruchio: Sprichst du mir vom Habicht? — Katharina: Ihr fangt nicht übel. — Petruchio: Soll ich Habicht sein und du die Turteltaube? — Katharina: Zu den Tauben gehört Ihr selbst trotz Eurer großen Ohren, und [illegible] ist wohl nicht für Euch. — Petruchio: Geh mir, du Wespe, du bist allzu böse. — Katharina: Nennt Ihr mich Wespe? fürchtet meinen Stachel. — Petruchio: Das beste Mittel ist, ihn auszureißen. — Katharina: Ja, wüßte nur der Narr, wo er versteckt. — Petruchio: Wer weiß nicht, wo der Wespe Stachel sitzt? Im Schwanz. — Katharina: Nein, in der Zunge. — Petruchio: In wessen Zunge? — Katharina: In Eurer, Zungendrescher, spitzer Stichler. —

Petruchio. Was? meine Zung' in deinem Schwanz? Nein, Käthchen, ich bin ein Edelmann. Katharina. Das wollen wir sehn. (Sie schlägt ihn.) Petruchio. Mein Seel, du kriegst eins, wenn du nochmal schlägst! Katharina. So mögt Ihr Eure Armatur verlieren. Wenn Ihr mich schlagt, wärt Ihr kein Edelmann, wärt nicht armiert und folglich ohne Arme. Petruchio. Treibst du Heraldik? trag mich in dein Buch! Katharina. Was ist Eure Helmdecke? Ein Hahnenkamm? Petruchio. Ein Hahn. Doch kammlos, wirst du meine Henne. Katharina. Kein Hahn für mich. Ihr kräht wie matter Kapaun. Petruchio. Komm, Käthchen, komm! du mußt nicht sauer sehn. Katharina. 's ist meine Art, wenn ich Holzäpfel sehe. Petruchio. Hier ist ja keiner, darum sieh nicht sauer! Katharina. Doch, doch. Petruchio. So zeig ihn mir! Katharina. Ich habe keinen Spiegel. Petruchio. Wie? mein Gesicht? Katharina. So jung, und schon so klug! — Petruchio. Nun, bei St. Georg, ich bin zu jung für dich. — Katharina. Doch schon verwelkt! — Petruchio. Aus Gram. Katharina. Das grämt mich nicht. Petruchio. Nein, Käthchen, bleib; so nicht entkommst du mir. Katharina. Nein, ich erbos' Euch, bleib ich länger hier. Petruchio. Nicht dran zu denken. Du bist allerliebst. Ich hörte, du seist rauh und spröd und wild, und sehe nun, daß mich der Ruf verleumdet. Denn scherzhaft bist du, schelmisch, höchst höflich. Nicht schnelles Wort, doch süß wie Frühlingsblumen. Du kannst nicht zürnen, kannst nicht scheel blicken, wie böse Weiber tun die Lippen beißen. Du magst niemand im Reden quer verhören, mit Sanftmut unterhältst du deine Freier, mit freundlichem Gespräch und süßen Phrasen. Was fabelt denn die Welt, daß Käthchen hinkt? O böse Welt! Sieh, gleich der Haselgerte ist Käthchen schlank und grad und braun von Farbe wie Haselnüss' und süßer als ihr Kern. Laß deinen Gang mich sehn. Nein, du hinkst nicht. Katharina. Geh, Narr, befiehl den Leuten, die du lohnst! — Petruchio. Hat je Diana so den Wald geschmückt, wie Käthchens königlicher Gang dies Zimmer? O sei du Diana, laß sie Käthchen sein, und dann sei Käthchen keusch und Diana üppig. Katharina. Wo habt Ihr die gelehrte Rede erlernt? Petruchio. Ich nur ex tempore, mein Mutterwitz. Katharina. O witz'ge Mutter! witzlos sonst ihr Sohn. — Petruchio. Hab ich nicht Verstand? — Katharina. Ihr habt wohl just so viel, Euch warm zu halten. Petruchio. Nun, das will ich auch in deinem Bett, mein Käthchen. Und deshalb beiseite lassend alles dies Geschwätz, sag ich Euch rund heraus: Euer Vater gibt Euch mir zur Frau.



129. Die Rangen. Bild von R. [illegible]

Bis hierher ist das Käthchen (ein absoluter Gegensatz zum Heilbronner Käthchen) die ungezähmte „Widerspenstige" und aufs vollkommenste nach der Natur gezeichnet. Die psychiatrische Literatur-Diagnose würde lauten: sie ist eine Sadistin. Womit sehr wenig besagt wäre. Katharina, die Widerspenstige, ist erzogen „wie der Edelfrau geziemt"; sie gebraucht also starke Worte nicht aus Unbildung. Sie schlägt dem Musikus die Zupfgeige übern Schädel, weil ihr ein Mann überhaupt „une grande chose" ist und sie Zurechtweisungen nicht verträgt. Daß diese impulsiven Handlungen aus ihrer erotischen Anlage entspringen, sieht man deutlich in der Szene mit der jüngeren Schwester, die sie festbindet und mißhandelt und dabei einem sexuellen Verhör unterwirft. Endlich dem Freier gegenüber ist sie schlagfertig in des Wortes doppelter Bedeutung und von fast obszöner Verächtlichkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr ganzes Tun der Ausdruck von Verlust-Stimmung ist. Und so weit ist die Charakteristik psychologisch echt.

141. Sie führt ihm die Hand. [illegible]

Nun aber vermochte Shakespeare entweder das Problem nicht weiterzuführen oder er brauchte das wilde Mädel nur als Folie für das Amüsement des übermächtigen Mannes. Die versuchte „Umwerbung" ist ja offenkundig erfolglos verlaufen. Aber sie muß ihn heiraten, weil Vater und Bräutigam handelseins sind. Wütend sagt sie selber bald darauf „ [illegible] mir meine

[illegible]. Der widerspenstige Bub. Italienischer Kupfer um [illegible]

Schmach! ich bin, seht doch, gezwungen, die Hand zu reichen, meinem Sinn entgegen, dem tollen Grobian, halbverrückt von Launen ..." Und was nun folgt, stelle ich mir vor, wurde von dem berüchtigten Parterre der Shakespeare-Bühne mit brüllendem Gelächter der Befriedigung aufgenommen. Der Bräutigam läßt seinen „Mutterwitz" ganz daheim und benimmt sich fortab wie ein englischer Rowdy, der das angetraute Weib kraft göttlichen und menschlichen Herrenrechts in seiner Gewalt hat. Er läßt endlos auf sich warten, erscheint dann in grotesken Lumpen zur Zeremonie, flucht und stampft und schimpft wie ein besoffner Fuhrknecht, tritt den Priester vor den Bauch und schreit nach Alkohol. So geht es weiter. Er schlägt im Haus alles kurz und klein, fegt das Essen vom Tisch, prügelt die Bedienung und macht durch bloße muskuläre Energie Katharinen so „zahm", daß sie, vor Hunger ohnmächtig, auf seinen Befehl ihren Kopfputz mit Füßen tritt und zum Schluß des Spiels eine jämmerliche Rede hält des Inhalts, der Mann sei Herr und Gebieter, das Weib aber demütige Sklavin. Wenn hierin noch Psychologie steckt, so nur im Johlen der Zuschauer. Gerade darum weiß ich kein besseres literarisches Beispiel für die Wendung, die der Kampf der Geschlechter innerhalb der „Zivilisation" zum Teil genommen hat.

* * *

Lust und Leid. Wir nähern uns jetzt einer Erscheinung der menschlichen Psychologie, die vielleicht die sonderbarste überhaupt und am schwersten zu erklären ist. Ich sprach von dem durch

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Venus ist unmutig über ihren Sohn. Kupferstich von Vitali. Um 1730

Albert Langen, München

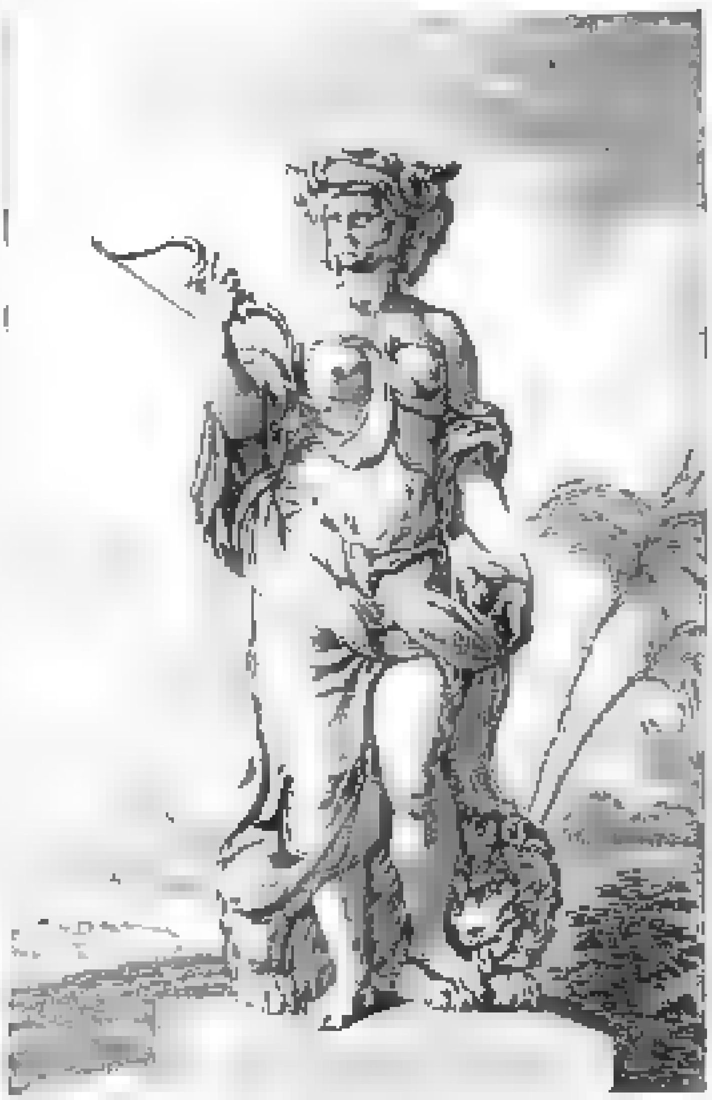
THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Übermacht und Vorrecht gestörten Gleichgewicht. Daß Übermacht und Vorrecht Lustreize in sich bergen, ist ohne weiteres verständlich; sie erweitern dem Triebhaften die Schranken und stärken das subjektive Gefühl der Wahlfreiheit des Willens, werden also als Lust empfunden. In gleichem Maße wird die gegenteilige Einengung und Hemmung als Leid perzipiert. Wenigstens geschieht das in so und so vielen Fällen, und daß es geschieht, ist ebenso ohne weiteres verständlich.

Jetzt kommen aber die Fälle, in denen das Leid begehrt wird. Es fragt sich: sind die Beziehungen, Einengungen, Bedrückungen, Hemmungen wirklich für den Betreffenden Gefühlskomplexe leidvoller Art? dann stehn wir vor einem ziemlich unlösbaren Rätsel. Oder sind dieselben Gefühlskomplexe für den einen Leid, für den andern aber Lust? Wir sahen auf Seite 105, daß auch der scharfe Denker Karl Kraus, der sich auskennt, das Fragezeichen setzt: „Ist der „Masochismus“ die Unfähigkeit, anders als im Schmerz zu genießen, oder die Fähigkeit, aus Schmerzen Genuß zu ziehen?“ Wobei allerdings das Fragezeichen das Wichtigste ist. Denn: im Schmerz „genießen“, heißt eben auf jeden Fall Lust perzipieren, und das wäre ausgeschlossen, sobald einmal der Schmerz als solcher perzipiert ist.

Die Anzahl der Fälle, in denen das Leid nicht geflohen, sondern begehrt wird, ist keineswegs gering. Die Übersicht über das Wesen des Untertanentums (im nächsten Kapitel) wird ergeben, daß dieser psychologische Faktor im sozialen Leben der Völker die allergrößte Rolle spielt. Auf einen Wespenstich erfolgt unfehlbar als Schmerzreaktion eine energische Abwehrbewegung. Aber auf tausend Unterdrückungen, die der Herrschende ausübt, kommt noch nicht eine Revolte der Beherrschten. Wenn man sagt, die Menschheit müsse erst reif werden, sich selbst zu regieren, und bestimmte Entwicklungsphasen sozialer Bildung durchlaufen, so sind das Wechsel auf die Zukunft, zahlbar in Hoffnungen; für die Vergangenheit aber Bestätigung der Tatsachen. Würden die Beherrschten ihre Lage als den rein diametralen Gegensatz der Lust empfinden, so wäre die Abwehr so unmittelbar wie beim Wespenstich.

Doch bleiben wir zunächst bei der Erotik, wo die Ur-Instinkte des Menschen immer noch die deutlichste Sprache führen. Havelock Ellis, ein vorurteilsfreier Kenner des Liebeslebens, hat sich auch mit einer Untersuchung dieses Problems befaßt. (Er



123. Das Weib als Erdteil

Kupfer von [illegible] nach der Skulptur von [illegible]

1[illegible] Venus in Rage. Kupfer nach Baudouin

ist übrigens der Einzige, der bisher darüber selbständig und wissenschaftlich gearbeitet hat.) Doch kommt er zu keinem nennenswerten Ergebnis und begnügt sich damit, im allgemeinen von [illegible] Erregung zu reden. Hören wir, was ihm eine Dame über den Gegenstand mitgeteilt hat:

[illegible]

[illegible] dies Beispiel nebst einigen anderen als Beweis für eine „gewisse Tendenz des Weibes, Schmerz zu suchen und zu leiden", eine Auffassung, der ich mich nicht anschließen möchte. Ich sehe in dem Beispiel einen Beleg dafür, daß das, was als Schmerz perzipiert ist, eine gleichzeitige Lustempfindung auslöst. Daß Schmerz als solcher nicht begehrt wird. Daß die Vorstellung, Schmerz bereiten zu dürfen, lusterregend wirkt. [illegible] sich an einen Mann anlehnt, so nur deshalb, weil er als der Herrschende [illegible] und weil sie sich in der landläufigen Idee von der Superiorität des Mannes bewegt.

Bevor ich weitergehe, muß ich aber eine prinzipielle Unterscheidung machen, die die Beziehung zwischen Erotik und Schmerz betrifft. Die sogenannte [illegible] rangiert im [illegible] unter der Rubrik Masochismus-Sadismus. Das ist indessen für einen erheblichen Prozentsatz, in England vielleicht für die Mehrheit der Fälle, absolut falsch. Es gibt eine [illegible], die als zusammenhängende Erscheinung eng umschrieben ist und mit dem bloßen Rhythmus des Schlagens beginnt und endigt. Es handelt sich dabei um eine ganz äußerliche Reizung der Hautnerven, um eine Blutüberfüllung der feinen Kapillaren, die reflektorisch eine Erregung der genitalen Rückenmarkszentren und entsprechende Vorgänge an der Peripherie der Geschlechtsorgane zur Folge haben. Das Gefühl (mit seiner Reihe von Ideen-Assoziationen einer bestimmten erotischen Richtung)

10*

125. Amors Strafe. [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]

ist dabei sozusagen ausgeschaltet. Man könnte ungefähr die gleichen reflektorischen Vorgänge auch bei einem Schlafenden hervorrufen. Gegenüber dem Reichtum der Vorstellungs-Inhalte des eigentlichen Masochismus-Sadismus, wie er z. B. aus den hier reproduzierten Abbildungen hervorgeht, ist dieser äußerliche Flagellantismus psychologisch ärmlich. Er besteht eigentlich nur in dem Wunsche, sich Hautreize zu applizieren oder applizieren zu lassen. Die Variation, die auch in diesem engen Bezirk unausbleiblich ist, setzt sich dann nur aus einem Wechsel der Mechanik d. h. der verwendeten Instrumente oder Positionen zusammen. Hinzu kommt etwa noch eine lusterregende Formbetrachtung jener sekundären Geschlechtsmerkmale, von denen auf Seite 72 die Rede war.

Etwas ganz anderes aber ist es, wenn eine Flagellation nur integrierender Bestandteil der komplizierten Gefühlsrichtung Masochismus-Sadismus ist. Dann ist sie nicht reflektorischer Hautreiz, nicht wahllos gegenseitig, sondern bewußt einseitig und wird mit ganz anderer Bedeutung apperzipiert. Sie ist dann auch nicht notwendig ein ersehntes Moment in der Reihe der Handlungen. Denn es gibt viele sogenannte Masochisten, denen der flagellatorische Akt überhaupt nicht „liegt", weil jeder körperliche Schmerz sie sofort aus dem Vorlust-Stadium in das der Indifferenz zurückversetzt.

Es muß demnach die Frage nach den Beziehungen zwischen Leid und Lust in zwei Komponenten getrennt und in zweifacher Weise beantwortet werden. Hören wir zuvor noch die Angabe eines Klienten Krafft-Ebings, die dem Zentralpunkt der Erscheinung sehr nahe beikommt:

Das Verhältnis ist nicht derart, daß einfach, was sonst physischen Schmerz verursacht, hier als physische Lust empfunden wird, sondern der in der masochistischen Ekstase Befindliche fühlt keinen Schmerz, sei es, weil er vermöge seines Affektzustandes (gleich dem Soldaten im Schlachtgewühl) die physische Einwirkung auf seine Hautnerven überhaupt nicht apperzipiert, oder weil (wie bei den religiösen Märtyrern und Ekstatikern) bei der Überfüllung des Bewußtseins mit Lustgefühlen gegenüber die Vorstellung der Mißhandlung nur wie ein bloßes Zeichen, ohne ihre Schmerzqualität, in ihm stehen bleibt. Es findet im zweiten Fall gewissermaßen eine Überkompensation des physischen Schmerzes durch die psychische Lust statt, und nur die Differenz bleibt als restliche psychische Lust im Bewußtsein. Analoges scheint in den Selbstpeinigungen religiöser Schwärmer (Fakire, heulende Derwische, religiöse Flagellanten) vorhanden zu sein, nur mit anderem Inhalt der das Lustgefühl erzeugenden Vorstellungen. Auch hier wurde die Vorstellung der Marter ohne ihre Schmerzqualität apperzipiert, indem das Bewußtsein von der mit Lust betonten Vorstellung erfüllt ist, durch die Marter Gott zu dienen, Sünden zu tilgen, den Himmel zu verdienen usw.

126. Verhör und Rute. Französischer Kupfer

Zu diesen interessanten Ausführungen ist zu sagen: Es wird da zwischen körper-

licher und seelischer Lust unterscheiden, was die Klarheit der Sachlage gefährdet. Alle Lust kann nur seelisch perzipiert werden durch das Substrat des Nervengewebes. Der einzige Unterschied wäre, ob der Anreiz gegeben wird durch neue, momentan von den Sinnesorganen vermittelte Eindrücke oder durch Erinnerungsbilder und deren rein innerliches Auslösen zu besonderen Scheinhandlungen, z. B. im Traum. Das Beispiel vom Affektzustand im Schlachtgetümmel ist ungünstig gewählt. Die moderne Waffe mit ihrem „stopping power" wirft den Mann einfach nieder mit einem schrecklichen Stoß oder Schlag, und er fühlt den Schmerz erst, wenn er aus der Ohnmacht wieder zu sich kommt und die Luft ungehindert an die zerschmetterten Nervenenden des Wundkanals getreten ist. Beim Rasieren pflegt niemand im Affektzustand zu sein, und dennoch fühlt man die Schnittwunde erst hinterher, aber dann tüchtig.

Die Theorie einer Überkompensation klingt sehr verlockend. Da es sich aber dabei um eine Differenz-Empfindung handeln soll, so müßte in jedem Fall die Summe der vorher vorhandenen Lustgefühle deutlich vermindert werden, bei fortgesetzter „Mißhandlung" müßte sie sogar verschwinden und dem Schmerzgefühl Platz machen. In den extremen Fällen der Ekstase ist indessen gerade das Gegenteil der Fall: die Summe der schon vorhandenen Lustgefühle wird erst gesteigert.

Generell lassen sich also die Dinge nicht erklären. Ich will versuchen, nach den zwei erwähnten Hauptgruppen zu sondern. Erstens, die rein äußerliche Flagellation ohne psychologische Vertiefung. Wann der leidende Teil hier Schmerz empfindet, hängt nur ab von der Stärke des Schlags und der eigenen Empfindlichkeit. Es ist erstaunlich, wie sehr die Schmerzempfindlichkeit variieren kann. Beim Militär sieht man stämmige Rekruten bei der Schutzpockenimpfung umfallen wie die Fliegen. Andererseits berichtet Parkinson aus der Südsee folgendes von Kindern, denen der Schädel geöffnet wird:

> um ihre Kinder gegen Kopfschmerzen und Epilepsie während ihrer ganzen Lebensdauer zu schützen, unterläßt eine vorsorgliche Mutter nicht, ihren Kindern den Hirnschädel durch Schaben zu öffnen. In einzelnen Distrikten geschieht diese Operation nur einmal, in andern Distrikten dagegen zweimal und dreimal. Ich war der Ansicht geneigt, die durch die Operation entstandenen Narben als „Ziernarben" zu betrachten, obgleich ich mir nicht erklären konnte, wie dadurch eine sichtbare, tiefe Furche in dem Schädeldach entstand. Vor einigen Jahren wurde ich jedoch am Kap Santa Maria durch den glücklichen Zufall eines Besseren belehrt, der mit mehreren Weißen eine Stunde in dem leeren Gemäuer eines kleinen Hauses festhielt. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei meinem Herantreten gewahrte, daß zwei etwa dreijährige Mädchen von mehreren Weibern festgehalten wurden, während die Mutter den bloß gelegten Schädelknochen energisch mit einem scharfen Muschelsplitter abschabte. Das Schaben an und für sich schien den Kleinen nicht gerade große Schmerzen zu bereiten, das Geschrei war wohl mehr ein Protest gegen das gezwungene Stillhalten; denn sobald eine Pause in dem Schaben eintrat, hörte auch das Schreien auf. Die Operation wurde so lange fortgesetzt, bis ein feiner Spalt sichtbar wurde, etwa ein Zentimeter lang und einen halben Millimeter breit; dann spülte man die Wunde mit dem sehr kalten Wasser des Baches ab und legte gequetschte Blätter darauf. Der Verband bestand aus einem Streifen alten Bananenblattes. Die operierten Kinder schienen wohl und munter zu sein, beide zogen an der Hand ihrer Mutter nach vollendeter Operation von dannen.

Daß diese Kinder sich nicht gutwillig die Stirn spalten lassen, begreift man. Unbegreiflich aber ist ihr sonstiges Verhalten für uns, die wir gewohnt sind, infolge der öffentlichen Hygiene den eigenen Körperzuständen eine vermehrte Aufmerksamkeit zuzuwenden und dadurch die Schmerzempfindlichkeit zu steigern. Dies Hinwenden der Aufmerksamkeit auf einen, normalerweise schmerzerregenden Vorgang ist auch gerade bei der zweiten Gruppe, der mit psychologischer Vertiefung, vorhanden und erhöht die Schwierigkeit der Erklärung. Ich möchte hierzu die wenig beachtete, aber äußerst anschauliche Mitteilung wiedergeben, die ein Korrespondent an H. Ellis gerichtet hat:

[illegible]

127 Keine Rose ohne Dornen, Kupfer nach einem Gemälde von [illegible]

Als ich ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren war, befand ich mich einmal lange zum Besuch einiger guter Bekannter meiner Eltern. Die Tochter des Hauses, das einzige Kind, ein hübsches kräftiges Mädchen, das ungefähr sechs Jahre älter war als ich, war mein hauptsächlicher Spielgefährte. Dies Mädchen war immer hübsch gekleidet, besaß zierliche Füße und Knöchel und wußte dies natürlich. Wenn angängig, so kleidete sie sich so, daß ihre Vorzüge am besten zur Geltung kamen, also mit kurzen Röcken und gewöhnlich mit kleinen Niederschuhen, die hohe Absätze hatten, und sie war nicht abgeneigt, diese in einer sehr unterhaltenden koketten Manier zur Schau zu stellen. Sie schien eine gewisse Vorliebe zu haben, auf Dinge zu treten, die unter ihrem Fuß nachgaben und zusammensielen, z. B. Blumen, kleines Fallobst, Eicheln, Heuhaufen, Stroh oder frisches Schnittgras. Bei unseren Spaziergängen durch den Garten, bei denen wir uns völlig überlassen blieben, hatte ich mir angewöhnt, ihr bei diesem Manöver zuzusehen und schalt sie deshalb gewöhnlich. Nun war es mir damals ein besonderes Vergnügen, und ich tue es jetzt noch gern, ausgestreckt auf einem dicken Kaminteppich vor einem tüchtigen Feuer zu liegen. Eines Abends befand ich mich wieder in dieser Stellung, wir waren allein, und X. ging durchs Zimmer, um etwas vom Kaminsims zu holen. Statt über mich weg den Arm auszustrecken, trat sie in neckischer Weise auf mich, wobei sie meinte, sie wolle mir zeigen, wie das dem Heu und Stroh täte. Natürlich ging ich auf den Scherz ein und lachte. Nachdem sie einige Momente auf mir gestanden hatte, erhob sie ihren Rocksaum leicht und streckte, indem sie sich am Kaminsims festhielt, einen ihrer zierlichen Füße im braunseidenen Strumpf und Stöckelschuh in den Lichtkreis des Kaminfeuers, um ihn zu wärmen, wobei sie auf mich herabblickte und über mein erhitztes Gesicht lachte. Sie war ein ganz unbefangenes, sehr tugendhaftes Mädchen, und ich bin ziemlich sicher, daß sie, wiewohl ihr sichtlich meine Erregung und die Berührung meines Körpers unter ihrem Fuß behagte, bei dieser ersten Gelegenheit meinen Zustand nicht klar erkannte. Ich erinnere mich auch nicht, daß, obwohl mich das Verlangen nach sexueller Befriedigung fast außer mir brachte, bei ihr ein entsprechendes Gefühl durchgebrochen wäre. Ich faßte den erhobenen Fuß, küßte ihn und führte ihn in absolut unwiderstehlichem Drange an mein erigiertes membrum. Just im Augenblick, als ihr Gewicht auf dieses fiel, entstand zum erstenmal in meinem Leben ein vollständiger wirklicher Orgasmus. Keine Schilderung kann einen Begriff von meinen Gefühlen geben, ich weiß nur, daß von dem Augenblick an mein sexueller Brennpunkt für immer fixiert war. Unzählige Male nach diesem Abend fühlte ich das Gewicht ihres zierlichen Pantoffels, und nichts wird jemals dem Andenken an den Genuß gleichkommen, den ich damals an ihr erfuhr. Ich weiß, daß X. mich mit eben solchem Vergnügen trat, als ich selbst daran hatte, getreten zu werden. Sie konnte sich ziemlich viel Toilettenausgaben gestatten, und da sie bemerkte, daß sie mir Vergnügen machte, so kaufte sie immerfort hübsche Strümpfe und zierliche Schuhe mit so hohen und spitzen Absätzen, als sie finden konnte und demonstrierte sie mir dann mit dem größten Behagen, indem sie darauf bestand, ich müsse mich niederlegen und sie auf mir umherwandern lassen. Sie gab zu, daß sie sie gern in meinen Körper einsinken sehe, wenn sie darauf träte, und freute sich über das Knacken der Muskeln unter dem Absatz, wenn sie diesen bewegte. Nach einigen Minuten führte ich immer ihren Schuh an mein membrum, und sie trat behutsam, aber mit ihrem ganzen Gewicht, ungefähr 110 Pfund, auf mich und betrachtete mich mit glänzenden Augen, geröteten Wangen, zitternden Lippen, wenn sie, was deutlich der Fall gewesen sein muß, das Pochen unter dem Fuß spürte, wenn die ejakulatio

146. Mit dem Pantoffel. Radierung von Goya

Liebe macht zahm. Kupferstich von Marlage. 18. Jahrhundert

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

129. Die strenge Mutter. Kupferstich nach Chardin

erfolgte. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß sie gleichzeitig Orgasmus hatte, obgleich wir niemals offen davon sprachen. Dies geschah mehrere Jahre hindurch fast bei jeder günstigen Gelegenheit, die wir hatten, und nach einem oder zwei Monaten der Trennung vier- oder fünfmal an jedem Tage. Einige Male masturbierte ich in ihrer Abwesenheit, indem ich mit ihrem Schuh, so stark ich konnte, an mein membrum drückte und mir dabei vorstellte, sie träte mich. Das Gefühl war dabei natürlich viel schwächer. Niemals war zu irgend einer Zeit zwischen uns die Rede von Sexualverkehr und wir waren beide sehr zufrieden und ließen die Dinge so gehn. Als ich etwas über zwanzig Jahre alt war, ging ich auf Reisen. Nach meiner Wiederkehr, drei Jahre später, fand ich sie verheiratet. Obwohl wir uns häufig sahen, wurde doch nie auf den Gegenstand angespielt, wir blieben aber gute Freunde. Ich gestehe, ich habe dann oft, wenn es nicht beobachtet werden konnte, nach ihrem Fuß gesehn und würde gern das Vergnügen akzeptiert haben, das sie mir durch eine gelegentliche Wiederaufnahme unsrer merkwürdigen Praxis hätte gewähren können. Aber es kam nie dazu.

Soweit Havelock Ellis (Die krankhaften Geschlechtsempfindungen auf dissoziativer Grundlage, Würzburg 1907). Der Fall ist in verschiedener Hinsicht äußerst lehrreich und wird uns in

keinen weiteren Mitteilungen später noch beschäftigen müssen. Hier sei nur ein Wort hinzugefügt über die allgemeine Auffassung, die Ellis von dieser Erscheinungsform hat. Er rubriziert den Fall im besonderen unter seine Kategorie des „erotischen Symbolismus". Dieser bedeutet nach ihm „ein psychisches Verhalten, wodurch die Aufmerksamkeit des Betreffenden von dem Kern des sexuellen Reizkomplexes hinweg und einem Gegenstand oder Vorgang zugewendet wird, der zu diesem nur in entfernterer oder in gar keiner Beziehung steht, wiewohl er assoziativ durch Ähnlichkeit oder durch Aufeinanderfolge in Zeit und Raum mit ihm verknüpft sein kann, so geschieht es denn, daß Tumeszenz und in extremen Fällen sogar Detumeszenz durch Apperzeption von Gegenständen oder Vorgängen hervorgerufen werden kann, die mit dem Zweck der sexuellen Konjugation gar nichts zu tun haben." Ich habe auf Seite 110—118, wo von „Verschwendungs"-Lusthandlungen im allgemeinen bezüglichen Sinne die Rede war, bereits ausgeführt, aus welchen Gründen ich den Lusthandlungen gegenüber einen gänzlich andern und neuen Standpunkt einnehme. Der Begriff „Symbolismus" führt zu Metaphysischem, und je mehr er das tut, um so weniger kann er uns als naturwissenschaftliche Erklärung befriedigen. Ich bestreite, und zu dem keineswegs allein, daß bei der überwiegenden Mehrheit aller Lusthandlungen die Vorstellung von der „Fortpflanzung der Art" irgend einen Bewußtseins-Inhalt bildet, geschweige denn einen bewußten Antrieb. Moll sagt zum Beispiel: „Wir können das Bestehen eines Fortpflanzungstriebes beim Menschen überhaupt fast ganz bestreiten. Es mag wohl bei vielen der Wunsch vorliegen, sich fortzupflanzen, aber ein Trieb dürfte kaum noch anzunehmen sein. ... Daß ganz allgemein der Geschlechtstrieb auch als Fortpflanzungstrieb bezeichnet wird, das kommt von der Verwechslung des bewußten Zieles des Triebes mit dem unbewußten Zweck desselben. Der Trieb dient der Fortpflanzung, sie ist gewissermaßen die objektive Seite, während die subjektive Seite des Geschlechtstriebes das ist, was Hegar als Begattungstrieb bezeichnet, d. h. der Begattungstrieb dient dem Fortpflanzungszweck." Nun bin ich auf Grund meiner Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt, daß tatsächlich die größere Summe aller vorkommenden Lusthandlungen sicherlich nicht die Fortpflanzung der Art zum „Zweck" hat, sondern einzig die Erreichung des Lustgipfels. Es geht daher nicht an, die größere Summe der Erscheinungen als Ausnahmen und abnorm zu behandeln, wie es eigentlich auch H. Ellis tut. Ferner ist Kopulation und Lustgipfel für sehr viele Frauen keineswegs identisch, da der unkomplizierte Akt der Kopulation sie im Vorlust-Stadium beläßt, daher ihr typisches Verlangen nach zeitlicher Ausdehnung desselben, wie sich aus jeder [illegible] der Weltliteratur belegen läßt, daher auch der wissenschaftliche Irrtum von der mangelhaften Geschlechtsempfindung des Weibes. Dadurch, daß beim Manne ein üblicher Weg zur Erreichung des bewußt angestrebten Lustgipfels mit der Fortpflanzung der Art zusammenzufallen pflegt, beim Weibe aber nicht in dem gleichen Maße, ist hier gewissermaßen eine zweite „doppelte Moral" auf dem Gebiete der Lustempfindungen entstanden, und wiederum vom unbekümmerten männlichen Standpunkt aus zum Nachteil der Frau. Aus allen diesen Gründen darf als Maßstab zur Klassifizierung von Lusthandlungen nicht ein unterbewußter teleologischer Zweck angesehen werden, sondern allein die offenbare Richtung auf Herbeiführung der Detumeszenz, oder besser (für beide Geschlechter gleichmäßig passend) die Tendenz, den Lustgipfel zu erklimmen.

Nach diesen kritischen Einwendungen können wir uns der näheren Betrachtung des zweiten Falles zuwenden. Ich möchte jedoch noch auf einige Bildmotive hinweisen, die gleichfalls das Getretenwerden durch das Weib veranschaulichen. Es ist hierbei grundsätzlich zu beachten, daß der darstellende Künstler stets in den ursprünglichsten Elementen der erotischen Ideen-Assoziation

130. Mütterliche Züchtigung. Radierung nach einem Gemälde von [illegible]

drin steckt, und zwar in der Regel um so intensiver, je künstlerischer das Werk ist, das er produziert. Das ist durchaus natürlich. Es kann gar nicht anders sein, falls der Künstler nicht ein Kastrat ist. Aber dann wäre auch sein Werk lasch und blöde und ohne innerliche Intensität und Sprungfedern. Oder gibt es ein künstlerisches Werk, das von einem Eunuchen geschaffen wäre? Die Leute, die von der Fortpflanzung als dem allein berechtigten Grunde von Luststimmungen faseln, wollen die Tatsache töten, daß der unerschöpfliche und einzig giltige Wert der Sexualität (mit ihrem ewigen Streben von Vorlust zu Lust) in den freudigen und schöpferischen Spannungen liegt, mit denen sie uns beständig erfüllt und die aus der grauen Dämmerung des Geschlechtslosen das farbige Lichterspiel der innerlichen Lockungen schaffen. Also der Künstler muß immer erotisch sein und er ist es, meist ohne es genau zu wissen. Wenn er irgend einer Idee zum bildlichen Dasein zu verhelfen hat und wenn er dies notgedrungen aus seiner Erotik heraus tut, so denkt er nicht im geringsten daran, das Abstrakte konkret werden zu lassen in der Weise, daß ihm die Vorstellung von der „Erhaltung der Art" den zeichnenden Stift führt. Sondern: wir überraschen den Künstler auf seinem schöpferischen Wege in dem Vehikel irgend einer Vorstellung, die wir im Leben als eine von den vielen vorkommenden und grundsätzlich gleich zu bewertenden Lusthandlungen wirklich nachweisen können. Ich habe schon in der Einleitung gesagt: Idee und Tat ist in der Erotik gleichwertig, nur ist jene massenhafter als diese. Wie kann man so unlogisch sein, einerseits die erotische Handlung des Getretenwerdens durch ein Weib als abnorm, entartet, krankhaft, lasterhaft usw. zu bezeichen, während es noch niemandem auch nur im entferntesten eingefallen ist, die künstlerische Gestaltung derselben Idee mit einer dieser Wertschätzungen zu belegen. Während gar kein Zweifel ist, daß beide, Idee und Tat, ein und derselben Quelle entspringen!

134. Die Katzenherrin. Stich von Veber. [illegible]

Des Näheren. Jean Veber stand vor der Aufgabe, die Trennung von Staat und Kirche, wie sie sich im modernen Frankreich vollzogen hat, bildlich darzustellen. Ein Thema, das mit Erotik nicht das geringste zu tun hat, wird man sagen. Es hat auch nichts damit zu tun. Aber der Künstler ist ein Mensch mit sechs vollen Sinnen und außerdem Mann. Er steckt als solcher in den ursprünglichsten Elementen der erotischen Ideen-Assoziationen drin. Das Vehikel, auf dem er das abstrakte Stichwort seiner Aufgabe konkret werden läßt, wird nachweisbar erotisch sein. Es ist so. Man betrachte unsere große zweifarbige Beilage Jean Veber „Mariannes Fußtritt". Der Künstler nennt das

152. Der Kraftwagen. Zeichnung von Maurice Neumont. 1896

Bild natürlich anders, nämlich „Le Polka des Cathedrales". Warum? Das habe ich schon auf Seite 96 angedeutet: wenn der Künstler mit dem Werk fertig ist, erkennt er plötzlich, daß ihm eine erotische Spannung den Zeichenstift führte, er schämt sich gewissermaßen, der Öffentlichkeit Einblick in seine geheime Werkstatt zu gewähren, und er sucht zu kaschieren, so weit sich kaschieren läßt. Er lenkt durch die Unterschrift die Aufmerksamkeit diskret ab von dem robusten Weib, das doch die einzige Hauptsache des Bildes geworden ist, und das frech, üppig, brutal, gewaltsam und beinah im Rausch alles zu Boden stampft, was ihr unter die Füße gerät. Also der Schaffende ist hier ein Mann, und ein vollsinniger Mann, und außerdem ein starker Künstler. Das sagt alles. Ohne daß er etwas dazu tut, formt sich der Begriff „Staat" in ihm zu einem Weibe und zwar zu diesem Weibe. Eine Frau hätte das Thema niemals so dargestellt, sie wäre denn homosexuell. Und ein andrer Mann hätte es nur deshalb in andrer Nuance dargestellt, weil seine erotische Richtung eine andre individuelle Nuance gehabt hätte.

Abbildung Nr. 169 gibt ein venezianisches Deckengemälde von Palma Vecchio wieder „Die Justiz tritt den Missetäter zu Boden". Die Unterschrift ist auch hier, wie fast bei sämtlichen Bildern, von mir in dem Sinne modifiziert worden, daß die exemplifizierte psychologische Beziehung möglichst sofort deutlich wird. Also Palma Vecchio hat den Malauftrag nicht etwa mit dem Stichwort der Unterschrift empfangen, sondern nur mit der allgemeinen Bezeichnung einer sozialen Institution, der Rechtspflege. Das Wie der Darstellung zeigt uns, welchen Weg die Schöpfung

133. Ein dreizylindriger Motor. Anonyme englische Karikatur. Um [illegible]

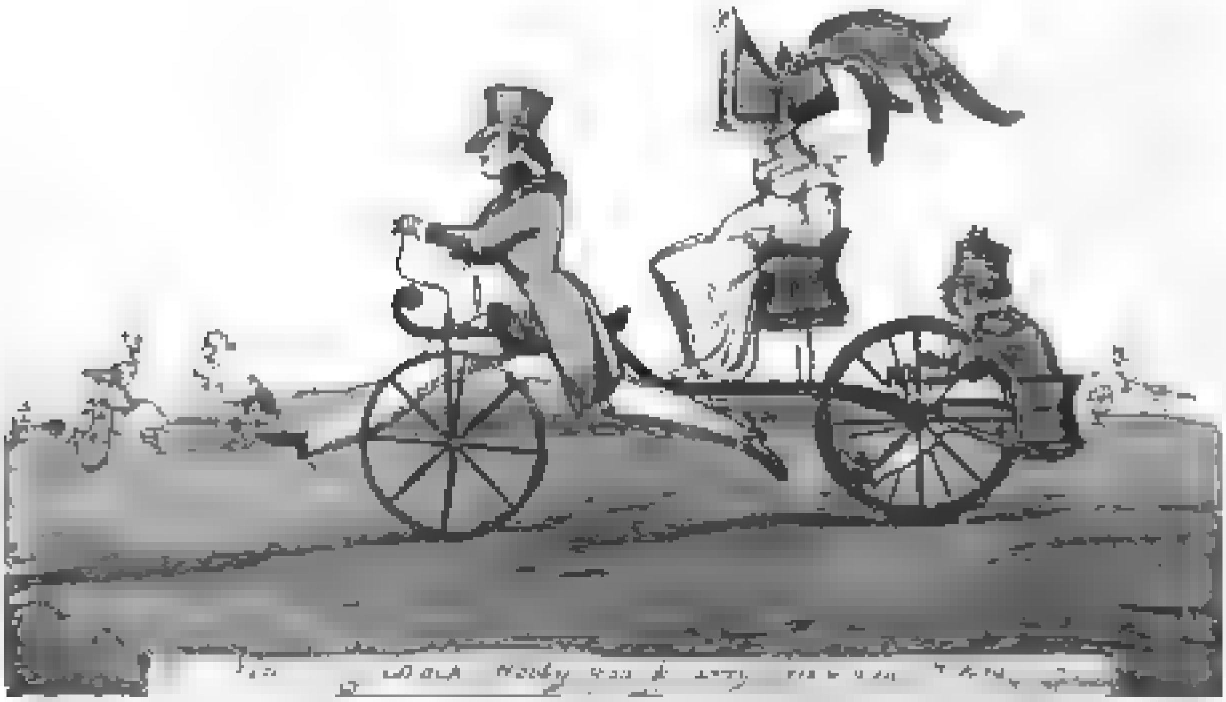
durch sein Männerhirn genommen hat. — Hierher gehört auch der deutsche Kupfer von 1600 „Victoria auf der Kriegsbeute" (Abbildung Nr. 173), wiederum von mir psychologisch deutlich umgetauft, und besonders der Stich von Sadeler, ungefähr aus der gleichen Zeit (Abbildung Nr. 171). Der äußere Anlaß zu dem Blatt war wohl irgend ein Friedensschluß, Künste und Wissenschaften atmeten auf, daß der hemmende Kriegszustand erledigt war. Und welche Gestalt nahm die Darstellung dieser Ereignisse bei Sadeler an? Eine schneidige Amazone tritt einen Mann zu Boden und verschnürt ihn mit einem Strick zu einem soliden Gliederpaket. Ihr Fuß drückt dabei auf seine Kehle. Wir werden später bei der Fortsetzung des Ellisschen Falles sehn, daß es dem Betreffenden gleichfalls ein ersehntes Moment war, wenn eine solche „Siegesgöttin" wie hier auf seine Kehle trat und ihn als unterworfenen Kriegs-Sklaven behandelte.

Ich sagte, das Hinwenden der Aufmerksamkeit auf den erwarteten, schmerzerregenden Vorgang erhöhe die Schwierigkeit der Erklärung. Ich zitiere deshalb den Ellis'schen Fall, weil er dies Moment in seltener Reinheit zeigt. Da sind zwei gut erzogene junge Leute der höheren Gesellschaftsklasse Englands, deren Psyche in erotischer Beziehung gewissermaßen noch ein unbeschriebenes Blatt ist, und die durch die Zufälligkeiten von Milieu und schlummernder Anlage in eine solche Situation gelangen. Es kann kein Zweifel sein, daß der Knabe die schmerzerregende Handlung mit gespannter Aufmerksamkeit erwartete und daß er das erste Mal weder aus Erfahrung noch durch irgend welche Mitteilungen etwas davon wußte, daß direkte Beziehungen zwischen Leid und Lust existieren. Und trotzdem verläuft das Phänomen in der so typischen und gleichzeitig so rätselhaften Weise.

Ich gestehe, e r k l ä r e n im naturwissenschaftlichen Sinne kann ich es nicht, wie es zugeht, daß

in einzelnen Fällen eine normalerweise schmerzerregende Handlung nur als Lust apperzipiert wird. Es kommt dies öfter vor, als man glauben möchte, und ich habe anfänglich derartigen Angaben sehr skeptisch gegenüber gestanden, weil ich Erinnerungstäuschungen vermutete. Nachdem ich aber Experimentalerscheinungen dieser Art (unter Ausschluß bloß hysterischer oder neurasthenischer Symptome) unmittelbar habe nachprüfen können, mußte ich das Faktum als solches zugeben. Ich fand, daß die Dinge völlig identisch sind mit andern sehr bekannten, aber bis jetzt ebenso wenig hinreichend „erklärten“, nämlich mit gewissen Erscheinungen der Hypnose.

Die Hypnose ist ein Zustand, in den jeder, auch vollkommen gesunde Mensch versetzt werden kann. Schon deshalb scheint es mir verkehrt, die damit identischen Erscheinungen des sogen. Masochismus nur vom pathologischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, worauf ich übrigens schon früher aufmerksam gemacht habe (A. Kind, Über die Komplikationen der Homosexualität mit andern sexuellen Anomalien, 1908). Man sagt, die Hypnose sei ein Zustand, bei dem die Willenstätigkeit eine Hemmung erfährt. Das ist ungefähr derselbe Irrtum, als wenn der sogen. Masochist für willensschwach oder willenlos erklärt wird (vgl. Seite 97—103). Es wird allgemein bestätigt, daß Personen, die „willensstark“ sind und sich konzentrieren können, leichter in Hypnose versetzt werden können, als zerstreute und abgelenkte. Bei kleinen Kindern, die noch keiner Konzentration fähig sind, wird die Herbeiführung der Hypnose fast zur Unmöglichkeit. Nicht der Hypnotiseur überträgt ein fabelhaftes Willensfluidum auf sein Medium, sondern die betreffende Versuchsperson muß selber hypnotisch werden wollen. Ich habe Personen, die ohne jedes Schwanken sofort dazu willig



134. Madame fährt aus. Anonyme englische Karikatur von 18[illegible]

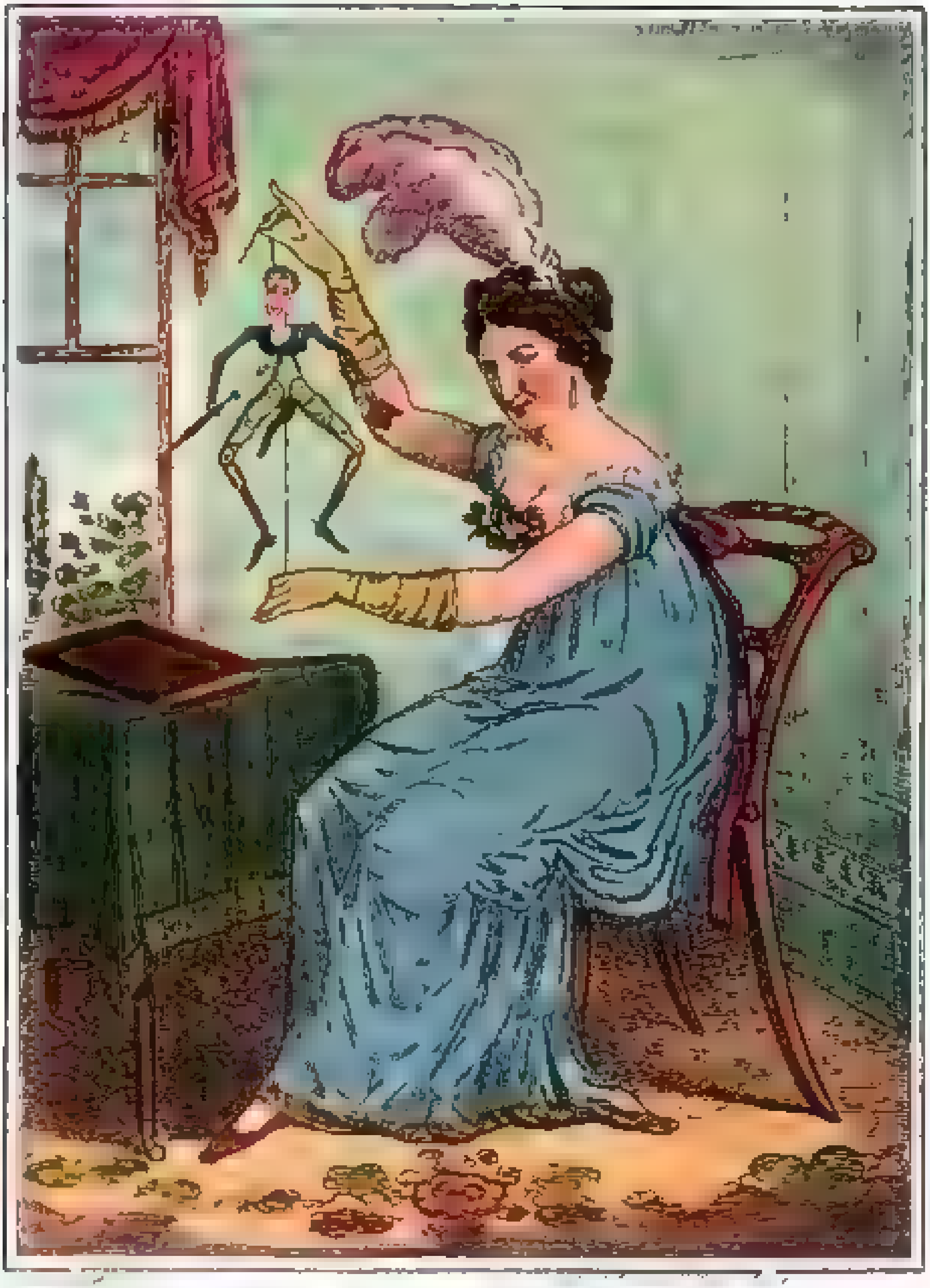
waren, in wenigen Augenblicken in die tiefste Somnolenz versetzen können, sogar ohne Fixieren und ohne den üblichen Zuspruch. Dabei habe ich den Eindruck gehabt, als sei ich eigentlich das „Medium", dessen sich der Wille der Betreffenden als Mittler zur Erreichung des Zustandes bediente.

Sind nun die Willensbeziehungen analoge, so noch vielmehr die Qualitäten der apperzipierten Empfindungen. Der Hypnotisierte empfindet Dinge, die ihm sonst unangenehm wären, als angenehm, oder umgekehrt, weil er so will. Wenn ich einem Menschen, der bisher nie hypnotisiert wurde und der im allgemeinen recht wehleidig ist, eine Nadel in die Haut bohre, nachdem ich ihm vorher gesagt habe, ich werde ihn mit einer Flaumfeder streicheln, und er lächelt dann, so wäre es doch sonderbar anzunehmen, daß ich, der von ihm räumlich Getrennte, durch bloßes Antippen einer unzutreffenden Ideenassoziation irgend etwas Nennenswertes zu solcher Veränderung der Gefühlsapperzeption getan hätte. Nein, den Vorgang bewirkt allein die Versuchsperson, sie bedient sich meiner Äußerung nur zur Verstärkung der eigenen Willensfähigkeit. Die Willenshandlung entspringt ja, wie wir sahen, aus einem Widerstreit von Motiven. Dadurch, daß die Versuchsperson mein Urteil über die Angelegenheit hört, wird dieser Widerstreit bei ihr nur schneller entschieden. Es ist auch nicht angängig zu sagen, die Versuchsperson sei mir nur gefällig. Den Schmerz über einen Nadelstich könnte sie sich am Ende verbeißen. Aber wie sollte sie bloß mir zu Gefallen die unwillkürliche Tränenabsonderung zurückhalten können, wenn ich ihr fünf Minuten lang stärksten Ammoniak zu riechen gebe und sage, es sei eine Rose? Ich kenne keine stärkere Form einer Willenserscheinung als diese, wo selbst Reflexe beeinflußt werden, die sonst jeder Willensbeeinflussung entrückt sind.

Ein weiterer Beweis, daß es sich um eigene Willensfähigkeit des angeblichen Mediums handelt, sind diejenigen Fälle, wo überhaupt kein Hypnotiseur vorhanden ist. Man hat die Möglichkeit der „Autosuggestion" bestritten. Aber der Fehler liegt nur im Wort. Suggerieren d. h. durch Unterschiebung von unzutreffenden Tatsachen beeinflussen, kann sich niemand. Wohl aber kann man wollen. Justinus Kerner, der Dichter und Arzt und Erforscher solcher Zustände, brachte es durch Übung fertig, sein Herz beliebig schneller und langsamer schlagen zu lassen und hat dies oft seinen Freunden vordemonstriert.

Die erstaunlichsten Fähigkeiten sind in der Beziehung den indischen Fakiren nachgerühmt worden. Ich könnte Berichte von englischen Augenzeugen anführen, die man kopfschüttelnd liest, weil man nicht in der Lage ist, diese außergewöhnlichen Erscheinungen mit den modernen Untersuchungsmethoden nachzukontrollieren. Fakire sollen sich auf lange

135. Die Wahrheit über Dante. Satire von S. Vadier. 1837

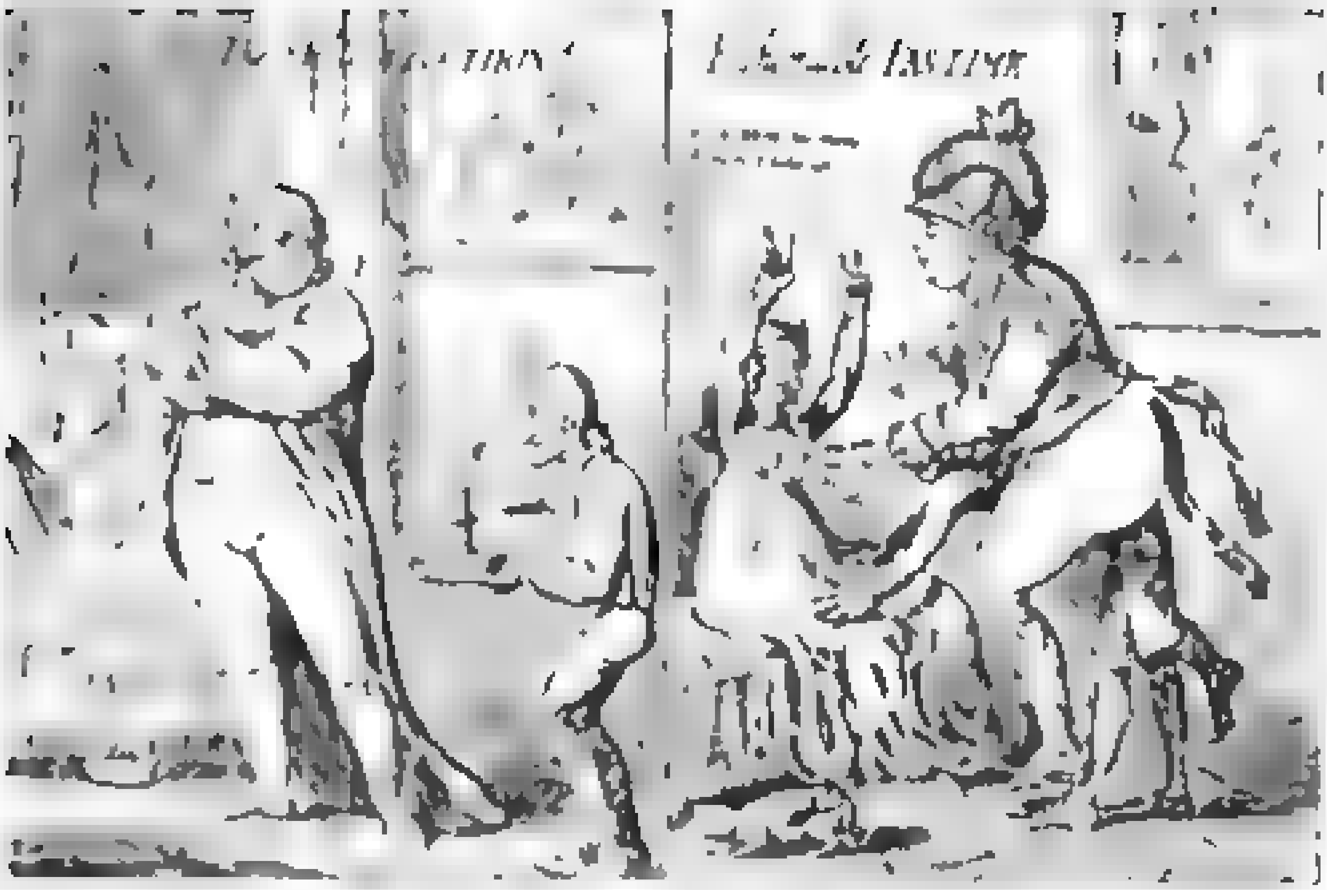


The English Ladies Dandy Toy

Das Spielzeug der englischen Lady

Farbiger Kupfer von J. R. Cruikshank, [illegible]

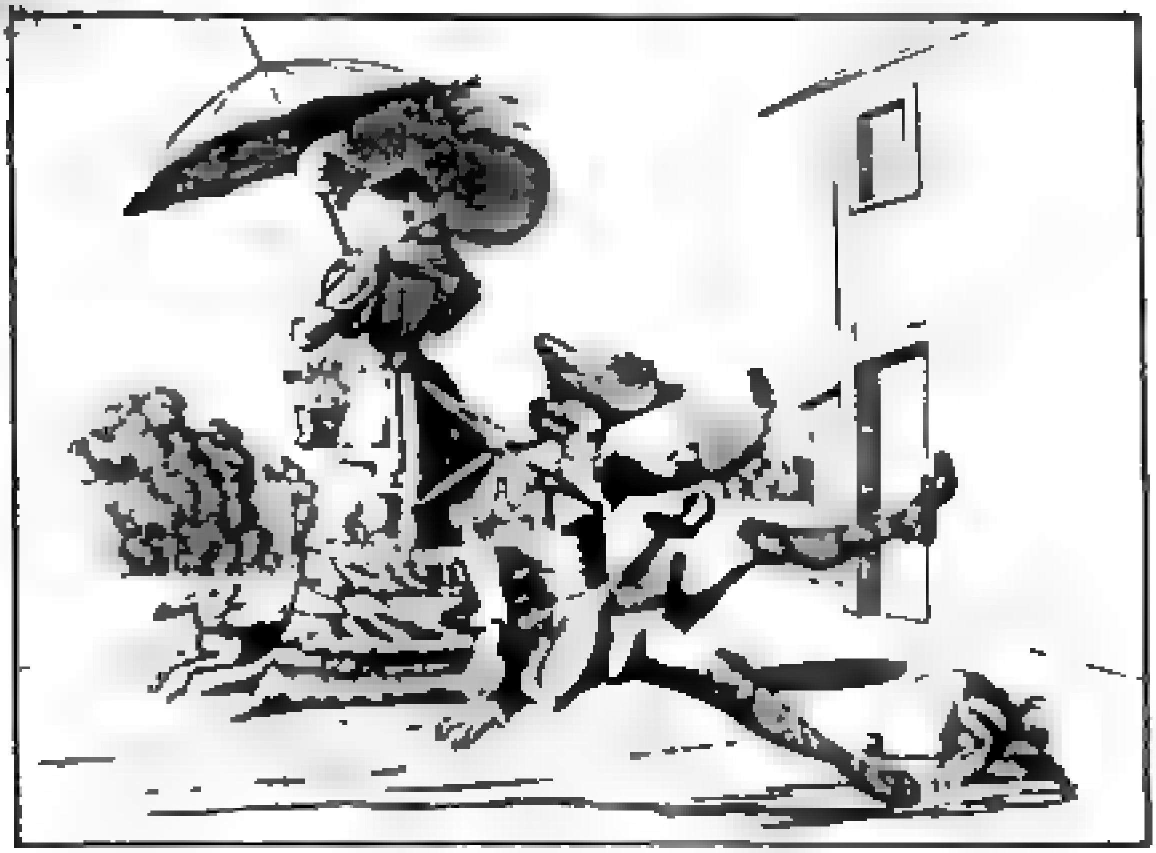
THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.



136. Ein englischer [illegible] [illegible]

Zeit lebendig begraben und den Sarg einmauern lassen und nachher frisch und gesund heraus-spazieren. Es würde sich also dabei um Zustände handeln, die wir vom Winterschlaf der Tiere her kennen und die mit Verlangsamung der Herz- und Atembewegung und allgemeiner Herabsetzung der Körpertemperatur einhergehen. Wir haben aber einen solchen Fall, der in Europa wissenschaftlich geprüft worden ist. Auf der Millenniums-Ausstellung in Budapest befanden sich zwei Yogi aus Hindostan, die abwechselnd je acht bis vierzehn Tage eingesargt wurden. Die Einschläferung und Erweckung geschah öffentlich vor dem Publikum, ebenso war der in seinem gläsernen Sarg liegende Yogi zu sehen gestellt. Török hat die Sache untersucht und darüber einen wissenschaftlichen Bericht erstattet. Da heißt es unter anderem:

[illegible]



137. Hängen geblieben. [illegible]

[illegible] wahrzunehmen. Nach Verlauf von zwanzig Minuten wurde das eine und andere obere Augenlid gehoben, der Augapfel befühlt, der Herzschlag und der Pulsschlag belauscht, sowie die Atmung durch Anlegen der Hand auf die Magengegend untersucht. Die Körperwärme war normal 37° C., der Puls 80, Atmung 16, die Muskulatur erschlafft, der Augapfel unempfindlich. Heute, also nach 24 Stunden, sah ich Gopal ganz ruhig, kaum bemerkbar atmend im offenen Glassarg liegen, die Gesichtsfarbe schien nur etwas weiß, eingefallen. Körpertemperatur 36° C., Puls 75, Atmung 16. [illegible] Samstag Abends um 7 Uhr wurde der Glassarg [illegible] vor dem Publikum auf das Podium gerollt. Gopal [illegible] an den Sarg und [illegible] ganz laut, aber [illegible] Sprache ein Gebet, was etwa 8 Minuten dauerte, dann [illegible] Augen, Nase, Mund [illegible] die Atmung war noch immer ruhig und [illegible]. [illegible] was etwa 5 Minuten lang dauerte. Während dieser Zeit bemerkte man, daß [illegible] wurde. [illegible] Gopal, indem er [illegible] laut und immer lauter [illegible] ohne [illegible]. Etwa nach 5 Minuten [illegible] Atmung und bald darauf [illegible] Gopal [illegible] den Kopf und [illegible] den Körper in eine aufrecht sitzende Lage zu bringen. Es wurde [illegible] der Herzschlag [illegible] mit dem Tuch abgerieben. Infolge dieser [illegible] und nach einigen [illegible] rief er mit [illegible] Stimme „Milk!“ Es wurde ihm [illegible] Milch in den Mund eingeflößt. Die Kopf- und Gesichtshaut bedeckte sich mäßig mit Schweiß, die Augen blieben weit offen, die Gesichtszüge waren [illegible], wie bei [illegible]. Nun fing auch der [illegible]

Stimme zu rezitieren an. Nach einigen Minuten wurde er aus dem Sarge gehoben und auf einen Sessel gesetzt. Es wurde ihm noch etwas Milch gereicht, sein Körper frottiert, sein leichter luftiger Anzug in Ordnung gebracht, wonach er selbst aufstand und sich dem Publikum zeigte. Es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis alles zu Ende war. Eine Stunde darauf fuhren wir mit Bhimsen auf der Trambahn in die Stadt, der auferweckte Yogi war ganz munter und plauderte lebhaft, nur beklagte er sich über Müdigkeit. Nach dem Erwachen wurde Bhimsen gewogen, wobei es sich herausstellte, daß er während des achttägigen Schlafes 6 Kilo an Körpergewicht verloren hatte. Nach der Erweckung war ein schneller Puls vorhanden. Es muß als auffallend bezeichnet werden, daß die Erholung nach dem Erwecken aus dem achttägigen Schlaf so rasch vor sich ging. Daß der Eingeschläferte während der acht Tage hie und da momentan die Augen öffnete, sowie seine Hände etwas bewegte, wurde beobachtet.

Nun, es soll sogar noch mehr beobachtet worden sein. Einige Herren, die gern „entlarven“ wollten, versteckten sich über Nacht in dem „Grabgewölbe“ und überraschten den schlafenden Fakir, wie er sich erhob und nach einem Stück Kuchen und einem Schluck Milch langte. Richard Schmidt, der ohne Kenntnis der experimentellen Psychologie ein Buch über Fakire geschrieben hat, erklärt deshalb die Budapester Yogis einfach für ein „Schwindlerpaar“, an das der Untersucher Török „seine Zeit verschwendet“ habe. Das ist sehr bequemes Abtun. Angenommen, der Yogi habe sich wirklich Nachts durch einen kleinen Imbiß gestärkt, so bleibt doch die genau festgestellte Abnahme des Körpergewichts von 64 auf 58 kg, der Körpertemperatur von 37,6° C. auf 36,4, der Pulszahl von 74 auf 60 und der Atmung von 18 auf 10, alles innerhalb acht Tagen. Dafür hat sich der Yogi bedeutend schneller ermuntert, gegenüber etwa einem Murmeltier. Auch kann er durchaus in unverändert hypnotischem Zustande nach der Speise gegriffen haben. Für unsre Betrachtung jedenfalls genügt das Experiment im nachgewiesenen Umfange durchaus, um die außerordentlichen Willens-Erfolge der Fakire im Prinzip nicht länger anzuzweifeln. Mit diesen

138. Zur Schlachtbank. Anonyme englische Karikatur. Um 1839

Erscheinungen haben natürlich nichts gemein jene Zauberkunststücke von Fakiren, wie sie z. B. von der Theosophin Mme. Blavatsky in ihrem Hauptwerk „The Isis Unveiled" erzählt werden, da läuft alles durcheinander, Mumpitz, Wahrheit, Betrug und Selbsttäuschung.

Aber in anderer Hinsicht sind die Fakire noch heranzuziehn in der Übung, selbstzugefügte Schmerzen zu ertragen. So ungeheuerlich die Berichte hierüber auch klingen, halte ich das Phänomen der Selbstfolterung dennoch psychologisch für etwas geringeres, als den Versuch des Winterschlafs. Diese Asketen setzen sich also z. B. zwischen fünf brennende Holzstöße und lassen sich langsam schmoren. Der äußere Zweck der Übung ist fast immer ein geschäftlicher, man lockt Bewunderer und Klienten damit an. Mill sah einen solchen Heiligen, der zwischen vier Feuern auf einem Beine stand und in die Sonne starrte, dann legte er sich auf den Rücken, streckte die Beine in die Luft und blieb so drei Stunden, dann setzte er sich mit gekreuzten Beinen bis zum Abend unbeweglich nieder und ließ sich die indische Sonne auf den Schädel brennen. In der Sakuntala heißt es „Wo befindet sich Maritschas Andachtsstätte? — Dort, wo jener Weise so unbeweglich gleich einem Pfahl steht, zur Sonnenscheibe gekehrt, es sank sein Körper halb in einen Ameisenhaufen, als Brahmanenschnur dient ihm die Schlangenhaut, ihn peinigt hart an seinem Hals ein Ring, der sich aus den Ranken vertrockneter Lianen gebildet, er trägt die Flechte, die zu einem Kranz gebunden ward und bis zur Schulter reicht und mit Vogelnestern angefüllt ist." Andre sitzen auf nägelstarrenden Brettern, sie schlafen auch darauf. Manche binden einen Arm über dem Kopfe fest und lassen ihn dort so lange, bis er schrumpft und nicht mehr aus seiner Lage heruntergebracht werden kann. Oder sie halten die Hand so lange und krampfhaft geschlossen, bis die Fingernägel auf dem Rücken der Hand hindurchwachsen. Oder sie machen eine Pilgerfahrt, indem sie sich zunächst lang auf die Erde werfen, dann vorwärts kriechen, bis die Fersen an der Stelle sind, wo die Stirn war, dann sich wieder niederwerfen, und so fort. Um auf diese Weise zu den heiligen Quellen des Ganges im Himalaya zu kommen, können Jahre vergehen. Ich möchte nicht mit einer Aufzählung der Selbstverstümmelungen ermüden, die sonst noch aus Indien bekannt geworden sind. So sehr auch diese „Büßer" nach weltlicher Belohnung für ihr masochistisches Schaugepränge trachten mögen, kann man doch nicht annehmen, daß das Honorar die einzige Triebfeder ihres Handelns sei. Schließlich gibt es auch in Indien immer noch angenehmere Methoden, sich das bißchen Futter zu verdienen, das der Proletarier dort braucht. Es ist wohl zweifellos, daß

153. Die Stiefmutter. [illegible]

47. Frau Germania und die deutschen Stämme

die Mehrzahl dieser Fakire befähigt ist, statt der Schmerzen Lust zu empfinden, daß sie also gar nicht „büßen", was wohl auch auf die berühmten Büßer anderer Religionen in gleichem Maße zutreffen wird.

Es ist unter vielen Naturvölkern Sitte, diese Eigenart der menschlichen Psyche, die mit dem Willen des Einzelnen so eng zusammenhängt, zu einer Prüfung der männlichen Kraft und Standhaftigkeit auszugestalten. Diese Prüfungen finden statt an den Pubertätsfesten. Damit wird wieder einmal die Beziehung zum Erotischen offenkundig: mit dem Eintritt der Geschlechtsreife wird von dem primitiven, aber schärfer beobachtenden Menschen der Masochismus für offiziell erklärt! Und zwar der Masochismus des Mannes, was besonders beachtenswert ist. Es gibt in der Regel keine weiblichen Fakire, keine weiblichen Säulenheiligen und auch keine Standhaftigkeitsprüfung der Mädchen bei Pubertätsfesten. Der Masochismus ist etwas exquisit Männliches!

Ich muß bei der Gelegenheit wieder auf Krafft-Ebing zurückkommen, der ja der hauptsächliche

14. Tantalusqualen. Zeichnung von Grandville. 184[illegible]

Urheber der gangbaren Verwirrung ist. Er sagt: "der Masochismus sei eine exquisit weibliche Eigenschaft, und begründet das so: Das Weib sei die Unterworfene schlechthin, von Natur, also eine Masochistin, das ergebe sich auch aus der üblichen (d. h. von den Jesuiten erlaubten, von andern Völkern aber nicht angewandten!) Position des Weibes beim Akte der Kopulation; wenn nun der Masochist die „Unterwerfung" liebe, so habe er eben einen weiblichen Sexualcharakter, sei eigentlich homosexuell; aber diese Homosexualität sei nur „rudimentär" d. h. nicht völlig ausgebildet. Es lohnt sich wohl kaum, über diesen Galimathias zu reden. Erwähnen will ich nur, daß ich in einer Kasuistik 100 Fälle publiziert habe, in denen Homosexualität mit den Abarten des Masochismus vergesellschaftet war; wenn man Krafft-Ebing folgen wollte, wären in diesen Fällen also eine ausgewachsene und eine rudimentäre Homosexualität vorhanden gewesen.

Die Pubertätsfeier, aus der die Kirche eine „Konfirmation" gemacht hat, zeigt uns also beim Jüngling eine typische Erziehung zum Masochismus. Einige Beispiele werden das belegen. In Sparta wurden die jungen Leute vor dem Altar der Artemis (also einer weiblichen Gottheit) so heftig gegeißelt, daß die weniger Kräftigen ohnmächtig zusammenbrachen. Bei den Samoanern fand früher eine schmerzhafte Tatauierung statt, dabei streckte sich der junge Mann auf einer Matte aus und legte den Kopf in den Schoß des Tatauierkünstlers. Dessen Werkzeug bestand aus einem Hammer und mehreren Kämmen von sechzig Zinken. Der Kamm wurde nun in eine Mischung von Kokosnußasche und Wasser getaucht und mit raschen Schlägen in die Haut eingetrieben. Die Umstehenden wischten das Blut ab und stimmten laute Gesänge an, die das Stöhnen des Operierten übertönten. Das Verfahren dauerte sehr lange, da in einer Stunde nur neun Quadratzentimeter fertig wurden und die ganze Körperoberfläche tatauiert wurde. Charakteristisch war, daß für die Mädchen des Stammes kein Mann als Heiratskandidat in Frage kam, bevor er diese Prozedur nicht überstanden hatte. Andernfalls wurde er von ihnen beständig verhöhnt. Bei den Altperuanern in Cuzco fand zur Zeit der Geschlechtsreife der Knaben in einem bestimmten Monat eine Weihe statt, bestehend aus einem feierlichen Zug nach dem heiligen Berge, einer Geißelung, einem Wettlauf und großen Tänzen, bei denen Maskierte in Puma-Fellen auftraten. Bei den Australiern

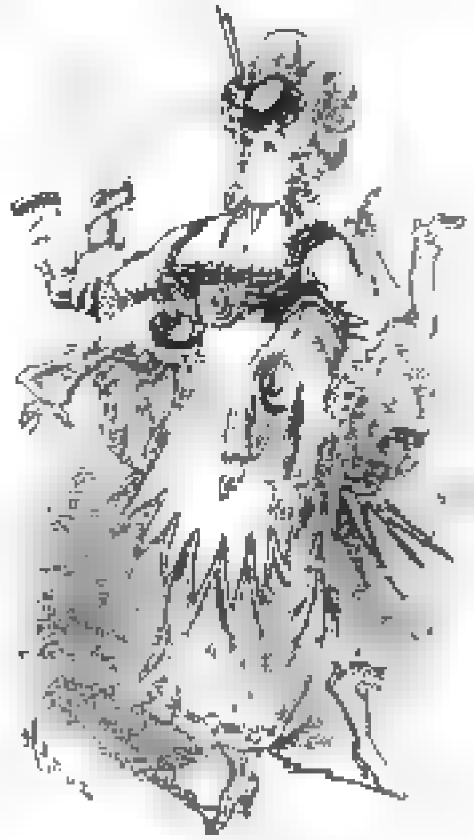
bestehn die Prüfungen der Knaben in Hungern und Dürsten, gewissen Speiseverboten, im Beibringen von Wunden, Ausschlagen von Zähnen und in der Beschneidung. Bei den Karaiben Guayanas setzt man die Knaben den Stichen von Wespen und Ameisen aus, die zwischen den Maschen eigentümlich geformter Geflechte festgehalten werden; oder man schlägt sie mit großen Peitschen bis aufs Blut.

Unsere Abbildung Nr. 229 zeigt eine solche „Standhaftigkeitsprüfung junger Indianer" nach einer Zeichnung von François Kupka aus der „Assiette au beurre" von 1904. Einem Indianer sind Pflöcke durch die Haut gestoßen, und er wird daran emporgezogen. Die Abbildung ist keine Zeichnerphantasie, sondern stellt einen typischen Vorgang dar.

* * *

Machtgefühl. Eine wissenschaftliche Analyse des Machtgefühls ist noch nicht geschrieben worden. Sie scheint um so schwieriger, als es sich um einen Begriff handelt, der jedem geläufig ist, dessen innerliche Komplexe aber in unserer Zeit der Demokratisierung ängstlich geheim gehalten und nur im verschwiegenen Kämmerlein genossen werden, wie der Alkohol in den abstinenten Staaten der Union. Die Macht ist heimtückisch geworden, seit sie sich als Kapital und Aktiengesellschaft verkleidet hat und in Stahlkammern auf papierenen Blättchen verwahrt wird und die Inhaber mit scheinheiligen Schafsgesichtern unter ihren ahnungslosen Sklaven umherlaufen.

Der pseudonyme Max Stirner versuchte sich 1844 an dem Problem. „Von dem Augenblick an", beginnt er sein Buch, „wo er das Licht der Welt erblickt, sucht ein Mensch aus ihrem Wirrwarr, in welchem auch er mit allem andern bunt durcheinander herumgewürfelt wird, sich herauszufinden und sich zu gewinnen. Doch wehrt sich wiederum alles, was mit dem Kinde in Berührung kommt, gegen dessen Eingriffe und behauptet sein eigenes Bestehen. Mithin ist, weil Jegliches auf sich hält und zugleich mit anderem in stete Kollision gerät, der Kampf der Selbstbehauptung unvermeidlich. Siegen oder Unterliegen — zwischen beiden Wechselfällen schwankt das Kampfgeschick. Der Sieger wird der Herr, der Unterliegende der Untertan: jener übt die Hoheit und Hoheitsrechte, dieser erfüllt in Ehrfurcht und Respekt die Untertanenpflichten. Aber Feinde bleiben beide und liegen immer auf der Lauer: sie lauern einer auf die Schwäche des andern, Kinder auf die der Eltern, und Eltern auf die der Kinder, z. B. ihre Furcht, der Stock überwindet entweder den Menschen oder der Mensch überwindet den Stock. — Im Kindheitsalter nimmt die Befreiung den Verlauf, daß wir auf den Grund der Dinge oder hinter die Dinge zu kommen suchen: daher lauschen wir allen ihre Schwächen ab, wofür bekanntlich Kinder einen sichern Instinkt haben, daher zerbrechen wir gerne, durchstöbern gern verborgene Winkel,



142. Handgepäck

Zeichnung von Hadol. Um 1875

143. Zu Kopf gestiegen

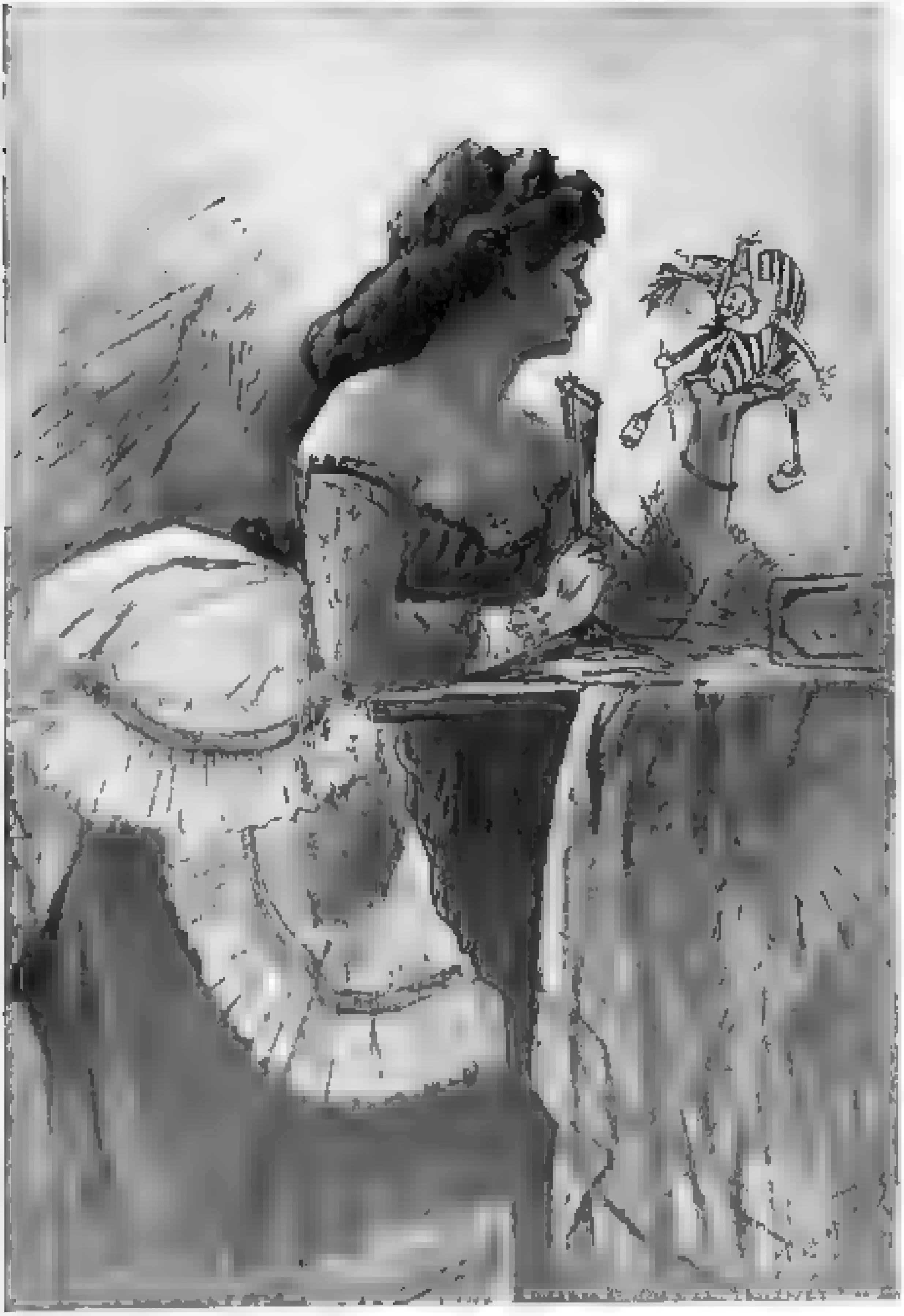
H. Gray. Aus dem „Courrier Français" von [illegible]

spähen nach dem Verhüllten und Entzogenen, versuchen uns an allem. Sind wir erst dahinter gekommen, so wissen wir uns sicher, sind wir z. B. dahinter gekommen, daß die Rute zu schwach ist gegen unsern Trotz, so fürchten wir sie nicht mehr, sind ihr entwachsen. Hinter der Rute steht, mächtiger als sie, unser Trotz, unser trotziger Mut. Wir kommen gemach hinter alles, was uns unheimlich und nicht geheuer war, hinter die unheimlich gefürchtete Macht der Rute, der strengen Miene des Vaters usw., und hinter allem finden wir unsere Ataraxie d. h. Unerschütterlichkeit, Unerschrockenheit, unsere Gegengewalt, Übermacht, Unbezwingbarkeit. Was uns erst Furcht und Respekt einflößte, davor ziehen wir uns nicht mehr scheu zurück, sondern fassen Mut. Hinter allem haben wir unsern Mut, unsere Überlegenheit; hinter dem barschen Befehl der Vorgesetzten und Eltern steht doch unser mutiges Belieben oder unsere überlistende Klugheit. Und je mehr wir uns fühlen, desto kleiner erscheint, was zuvor unüberwindlich dünkte. Und, was ist unsere List, Klugheit, Mut, Trotz? Was sonst als — Geist!"

Stirners Werk „Der Einzige und sein Eigentum" gilt als die stärkste Interpretation des Egoismus, aber wir kommen, wie aus der angeführten Stelle wohl deutlich wird, auf diesem Wege der spekulativen Philosophie zu keinem Ergebnis, das uns psychologisch befriedigen könnte. Beweislose Behauptungen und undefinierte Begriffe werden dadurch nicht klarer, daß man sie doppelt und dreifach hersagt. Und schließlich, der „Geist", auf den dann alles hinausläuft, ist ein ziemlich abgegriffenes Requisit aus der transzendentalen Rumpelkammer.

Von Interesse ist ein Versuch, den Otto Soyka gemacht hat, die psychologischen Wurzeln des Machtgefühls aufzudecken. Die kleine Skizze steht in der von Karl Kraus herausgegebenen „Fackel".

Der Sklave. Der Doktor Hans Ferdinand Werenthin kaufte sich einen Sklaven. Er erstand ihn während seines Aufenthaltes in Cheir und bezahlte ihn mit 200 Tomans. Er hätte sich auch das Zehnfache für diese Laune leisten können. Eine eigentümliche Laune war es immerhin. Die Werenthins von der Bergholschen Linie hatten alle ihren Sparren. Franz Xaver hatte es mit der Kunst, und der Doktor Hans Ferdinand brachte von seiner Orientreise einen eingeborenen Diener mit. Der Händler bot ihm eine junge Dame für 150 Tomans an, er nannte sie schlicht „die Abendsonne von Schiras". Sie war groß und schlank und hatte schöne Augen. Der Doktor fürchtete, in seiner Heimat zu viel Aufsehen mit ihr zu erregen. Auch war er sich über den Verkehrston mit der jungen Dame nicht im klaren. Aber Asad, „die Blume von Sueira" war ein schlanker Knabe von fünfzehn Jahren. Sein Gesicht war weiß, seine Glieder zart, die Züge regelmäßig und intelligent. Der Doktor kaufte ihn. Der Doktor hatte den Ruf eines Originals, und er gehörte zu den Leuten, die etwas für ihren Ruf tun. In der Heimat gab es keine Schwierigkeiten. Die Behörde



Das Weib mit dem Hampelmännchen

Radierung von Felicien Rops. Um 1880

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind: Die Weiberherrschaft   Albert Langen, München

THE
JOHN CREI.
LIBRARY.

erfuhr, was sie wissen wollte: die Wünsche des Doktors und die Anwesenheit des persischen Dieners. Willfährig war der nicht, also unterrichtete er sie weiter in keinerlei Weise. — Der Doktor war ein aufgeklärter Mann. Er kannte den Katechismus dieser Leute in einwandfreier Weise auswendig. Da stehe geschrieben: „Die Unterschiede innerhalb der Menschenrasse sind geringfügig. Es sind nur Bildungsunterschiede oder Kapitalsunterschiede." Da ist ferner ein Absatz Menschenrechte und ein Kapitel Humanität. Das war ihm alles geläufig. — Und doch gab es noch Seltsamkeiten für ihn. Ja, seltsam war er, der Gehorsam des Dieners Ašab. Nie fragte er, nie zögerte er. Er war nur Werkzeug, war ohne eigene Persönlichkeit, war eine Verstärkung der Kräfte seines Gebieters und nichts anderes. Der Körper des Doktors war um eine Menschenkraft stärker, sein Gehirn um eine Willenskraft reicher geworden. — Dieser fremdartige Gehorsam eines Menschen, eines Wesens seiner eigenen Art, erregte ihn. Er befahl um des Befehlens willen, ohne einen anderen Zweck zu haben, als diesen Gehorsam auszukosten, den er nicht zu begreifen wagte und immer vor sich sah. Er erdachte Aufträge, deren Reiz für ihn in ihrer Sinnlosigkeit lag und in der Machtprobe, die sie ihm gaben. Er befahl, um nach der Ausführung zu widerrufen und das Gegenteil zu befehlen. Und das erfüllte seine Tage, nahm völlig Besitz von seinem Denken und Fühlen. Ein Aufatmen gab es nicht. Der Katechismus des aufgeklärten Menschen enthielt keine Bannformel gegen diese Versuchung. — Betrat er die Räume, in denen Ašab schaltete, so geriet er unweigerlich in den Bann dieses bedingungslosen Gehorsams. Es war ein Rausch, der sich seiner bemächtigte, ein lüsterner Machtgenuß, der ihn gefangennahm. Er forderte Bestätigung, neue Beweise seiner unbeschränkten Herrschaft. — Sein Wille war den Widerstand einer Umgebung von Kulturmenschen gewohnt. In dieser Umgebung war er ein Wille von normaler Kraft und Richtung. Jetzt bewegte er sich in maßlosen Größen, weil der gewohnte Widerstand fehlte, wie ein Körper, der plötzlich in eine Atmosphäre ohne Schwerkraft geraten ist. Er suchte die Grenzen seiner Kraft, die notwendige Hemmung und er experimentierte im Suchen. — Endlich schlug er zu. Es geschah fast instinktiv, gehetzt, den Widerstand eines Körpers ersehnend, wo alle Gesetze seelischer Notwendigkeiten ihm versagten. Auf seinen Gehorsam züchtigte er den Knaben. Der schlanke Körper wand sich in Schmerz unter seinen Schlägen, unter Klagen und Bitten. Aber jede Bewegung ergriff die Qual, seine Zuckung bedeutete ein Aufleuchten des Gepeinigten. — Und der gebildete und selbstbewußte Mensch seines Jahrzehntes, der er war, der Doktor Hans Ferdinand Werentin, erbebte vor dem gemarterten Knaben und vor der eigenen, unheimlichen Macht. Zitternd, nach Atem ringend beugte er sich über ihn, fühlte die Zeichen seiner Schläge und suchte nach dem unerbittlichen Gehorsam in den schönen Augen des andern. Er fand ihn wieder. — An jenem Abend wußte der Doktor Werentin, daß er einen Sklaven besaß.

... Seit Wochen lag der Doktor zu Bette. Er war kraftlos und abgezehrt. In dem stummen Kampfe mit dem Diener war er der Schwächere geblieben. Nur Herrenrechte hatte er erlaufen können, aber es fehlte die alte Herrenkraft, sie zu brauchen. Er litt an seinem Herrentum, während dem andern die Sklaverei Lebenslust war. Die Wundmale seines Körpers heilten schnell und die Demütigungen ließen keine Narbe in seiner Seele zurück. — Nach jeder dieser wahnwitzigen Schändungen der Herrenmacht

Die neueste Cotillon-Figur.

144. Der Nasenstüber

Titelblatt aus dem Wiener „Karikaturen-Album" von ...

145. Verlockung zum Schiffbruch. Zeichnung von Heinrich Lefler. Um 1880

hielt sich der Doktor nur mit Mühe aufrecht. Er war erschöpft, wie nach einem Paroxysmus der Leidenschaft und brauchte Tage, um sich zu erholen. Der andre war nach Stunden wieder wie stets, sein Blick wurde nicht trübe, sein Körper fiel nicht ab. Gleich blieb sich sein Eifer und sein erbarmungsloser Gehorsam gegen den kranken Gebieter. Entsprang er vielleicht dem Glauben an die absolute Macht seines Herrn, der Furcht, der könnte ihn nach Belieben von seinem Bett aus niederschießen? Wäre es nicht in der Heimat gewesen und unter ihren Gesetzen, der Doktor hätte es getan. Aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus hätte er es wohl tun müssen, aus dem Gefühle, daß ihm Körper und Geist zu Grunde gingen an diesem Feind. Er haßte den Sklaven jetzt nur mehr mit dem dumpfen Haß des Besiegten. Je kraftloser er wurde, desto maßloser peinigte ihn die verzehrende Lust, seine Macht zu üben, desto aufreibender wurden die Orgien, die er diese Macht feiern ließ, desto teurer mußte er sie bezahlen. Der Doktor konnte das Bett nicht mehr verlassen. Überanstrengung hatte der Arzt gefunden, körperlichen und geistigen Verfall. Das Leiden jener, die an der Maßlosigkeit und Unbeherrschtheit ihrer Leidenschaften sterben. Die Augen des Kranken ruhten in Haß auf der elastischen Gestalt des Sklaven. Der wich nicht von seiner Seite, stets bereit, aus Blicken und Lippenbewegungen die Wünsche des Gebieters zu erraten. — Der Doktor starb an seinem Sklaven.

Was Otto Soyka hier skizziert, deckt sich großen Teils mit meinen früheren Ausführungen. Der Doktor empfindet eine Verstärkung seiner Kräfte, er ist um eine Willenskraft reicher ge-

worden, sonst gewohnte Hemmungen und Widerstände sind beseitigt, die Bahn ist frei, und alles dies wird als Lustreiz empfunden. Ähnlich führte ich aus, wie in der Psyche des Weibes die hemmende Schwelle am leichtesten überwunden wird, wenn sich ihr Wille summiert weiß durch die völlige Identität des männlichen Willens, d. h. durch die angebliche Willenlosigkeit des Mannes. Weiterhin wird nun der von Soyka geschilderte Fall schwerer verständlich. Der Doktor schlägt „inaktiv" zu. Warum? Weil er Widerstände ersehnt. Sind aber Widerstände als solche lustreizend? Im Gegenteil, wie man ja eben gesehn hat: das Machtgefühl (=Verlust-Stadium) ist entstanden, weil Widerstände wegfielen, und wir werden noch feststellen, daß gerade bei der Flagellation Widerstände nur als Vorwand ersehnt werden, um Ungehorsam bestrafen, d. h. flagellieren zu können. Soyka läßt den Doktor schließlich an dem Problem sterben. Hier arbeitet nur noch die Phantasie des Novellendichters, falls der Ausgang nicht symbolisch gemeint ist. Jedenfalls sehen wir bloß die Tatsache, daß im Verlust-Stadium eine Beziehung zwischen Machtgefühl und Schmerzzufügung besteht. Das tiefere Geheimnis des Warum bleibt ungelöst. Unerörtert auch die Frage, ob dieser Diener, der sich so sehr als Sklave fühlte, die Schläge wirklich nur als Leid apperzipierte.

Denn hier existiert eine typische Wechselwirkung, die höchst interessant ist: der Herr, der freie Mensch, apperzipiert den Schmerz überwiegend als solchen; sobald sich aber ein Mensch tatsächlich als Sklaven weiß, wird die Schmerzempfindlichkeit herabgesetzt bis zur Indifferenz, ja es kann an ihrer Stelle die Apperzeption von Lust treten. Das überraschendste Beispiel dafür ist der Ellis'sche Fall. Der Korrespondent gibt an, er sei später von sehr vielen Frauen noch getreten worden, die ein Gewicht bis zu 180 Pfund hatten. „Eine merkwürdige psychische Erscheinung", schreibt er, „ist bei der Angelegenheit zu beachten. Ich stelle mir nämlich gern vor, die Dame, die mich tritt, sei meine Herrin und ich ihr Sklave, und sie tue es, um mich für einen begangenen Fehler zu bestrafen oder um sich selbst — nicht aber mir — einen Genuß zu verschaffen. Es folgt daraus, daß, je größer Mißachtung und Strenge sind, mit der ich (in dem angenommenen Sinne) bestraft werde, um so größer auch mein Genuß ist. Die Vorstellung von Bestrafung oder Sklaverei tritt selten auf, wenn ich entweder große Schwierigkeiten habe, meinen Wunsch zu verwirklichen, oder wenn die tretende Person mehr als gewöhnlich hübsch und schwer und das

146. Zorn und Nachsicht

Gemälde von [illegible]. Photogr.: Braun, Clément & Cie

21*

147. Huldigung der Königin von Cypern

Treten schonungslos ist." Was bedeutet das? Aus dem Bruchstück der Jugendgeschichte des Betreffenden war zu entnehmen, daß bei ihm eine angeborene Anlage vorhanden gewesen sein muß, Leid in der Qualität von Lust zu perzipieren. Diese Fähigkeit hat aber offenbar eine Grenze. Wird der zugefügte Schmerz so stark, daß er droht, als Schmerz empfunden zu werden und die Luststimmung zu annullieren, so bedient er sich, um letztere zu erhalten, der spontan und ohne Überlegung seinerseits auftretenden Vorstellung, er sei tatsächlich ein Sklave. Dann läuft die psychische Reaktion in gleichem Sinne weiter.

Betrachten wir nun, was die Künstler zu der Angelegenheit zu sagen wissen. Bei der Art unseres Themas handelt es sich natürlich speziell um das Machtbewußtsein, das das Weib dem Manne gegenüber besitzt. Dies Bewußtsein ist kein erworbenes, sondern vererbt und im Instinkt liegend. Schon kleine Mädchen „kokettieren", finden sich hübsch, sind auf Schmuck bedacht und beschauen mit schnellen Seitenblicken ihre Gestalt in jeder Glasscheibe, vor der sie vorüberkommen. Das ist weder Verderbtheit noch Frühreife, sondern durchaus natürlich. Das kleine Mädchen weiß

Kolossalgemälde von Hans Makart, Berlin

genau, was sie tut; aber sie kennt die Wirkungen noch nicht, die ein derartiges Benehmen auf das andre Geschlecht auszuüben vermag; sie folgt nur einem dunklen Drange. Später, wenn sie die Wirkungen erfahren hat, ist der Spiegel der erste Zeuge ihres Machtgefühls und sie vertraut sich ihm um so ungenierter an, als sie ihn vollkommen verschwiegen weiß. Vor dem Spiegel findet sie sich schön, weil man etwas an ihr schön gefunden hat, d. h. sie hat eine Wirkung ausgestrahlt und dies Vermögen als Macht empfunden. Was daraus resultiert, Eitelkeit, Stolz, Selbstgefälligkeit, Hochmut: sind alles Nuancen des Machtgefühls. Caro-Delvaille hat die „Eigenliebe" gemalt (Abbildung Nr. 111); doch wie fast immer bei modernen Modellstudien kommt das Motiv nicht ganz rein heraus, der Künstler klebt zu sehr am Akt. Dies Weib will mehr beschaut werden als sich selber beschauen. — Reiner kommt der Kupfer von Posselwhite nach dem Gemälde von Vidal heraus (Abbildung Nr. 288). Diesem „weiblichen Narziß" sieht man es an, daß sie sich ganz allein fühlt; es ist wirklich „Erlauschtes" dargestellt. Narziß soll sich dem griechischen Mythos zufolge in sich selbst verliebt haben, als er, über eine Quelle geneigt, sein Antlitz erblickte. In dieser Auffassung ist der schöne, eitle Jüngling eine Lieblingsfigur der Homosexuellen.

Nach einer andern Variante des Mythos soll er die Sehnsucht der Nymphe Echo unerwidert gelassen haben und dafür von Nemesis mit stets unbefriedigter Selbstliebe bestraft worden sein. Eine unzweifelhaft tiefere Deutung. Die Sexualforscher haben sich den Kasus nicht entgehen lassen und zur wissenschaftlichen Erhärtung der Angelegenheit den Namen Narziß durch Anleimung der Endsilbe ..mus verschönert. Einer war sprachschöpferischer veranlagt und gebar das Wort „Automonosexualismus". Trotz dieser redlichen Bemühungen um die Benennung einer Sache ist es bis jetzt nicht gelungen, diese Sache selbst zu ermitteln, nämlich einen Menschen zu finden, der sexuell nur sich selber liebe. Die Betrachtung im Spiegel, von der die ganze Narziß-Geschichte ihren Ausgang nimmt, ist, wie wir oben sahen, gerade ein Beweis von der Wirkung aufs andere Geschlecht. Die Schöne, die sich auf dem Poiselwhite'schen Kupfer selber im Spiegel küßt, leidet auch an keinem automonosexualistischen Narzismus, sondern sie hat (aus Erfahrung) das Bewußtsein: dies Gesichtchen da im Spiegel ist so entzückend, daß „man" es um alles in der Welt küssen möchte.

Den Spiegel als Sinnbild des weiblichen Machtgefühls finden wir auf fünf weiteren Blättern. Abbildung Nr. 43 ist ein Stich von J. de Gheyn um 1600. Der „Stolz" dieser Dame wird begreiflich, wenn man ihre kostbare Kleidung erwägt und die imposante Figur, die darunter steckt. Um die Gestalt noch erhabener oder den Betrachter kleiner zu machen, hat der Zeichner einen perspektivischen Trick angewandt. Das Ganze ist nämlich von unten her gesehen, gleichsam als befinde sich das Auge des Beschauers auf einem Niveau mit dem Saum ihres Rockes. Man halte das Blatt schräg nach vorn geneigt und man wird dann erst die übliche Höhe der Perspektive gewinnen; durch Verkürzung wird die Perspektive dann wieder auskorrigiert. Man kann sich davon auch so überzeugen, daß man das Blatt an die Wand hängt, die „richtige" Wandhöhe ist über dem Kopf des Betrachters. Ich glaube kaum, daß ich gewaltsam hineindeute, wenn ich diese perspektivische Auffassung als einen charakteristischen Zug aus der Psychologie des Künstlers ansehe, denn bei diesem Blatt, das man generell nur als „Modekupfer" bezeichnen könnte, lag für ihn kein äußerlich zwingender Grund vor, die Gestalt besonders zu „erhöhen". — Von dem gleichen Urheber stammt Abbildung Nr. 96 „Eitelkeit". Hier ist der „point de vue" in gleicher Höhe mit dem Kopf der dargestellten Person, man überblickt die Tischplatte vollständig und schaut sogar in die Karaffe hinein, die am Vorderrande derselben steht. Daß dem Künstler die Erhöhung des Weibes innerlich „lag", sieht man aber hier noch viel deutlicher. Er hat unten rechts einen angeketteten Affen angebracht, der die selbstgefällige Dame vom Fußboden her anschmachtet, ein Symbol des Männchens, das sich in Sehnsucht verzehrt, während der Schoßhund ihn abweisend verbellt. — Die „träge Venus" von Maetham (Ab-

148. Die Unerbittliche. Zeichnung von Bac. 1900

bildung Nr. 94) gehört derselben Zeit an. Die Lässigkeit ihres Fleisches ist frei von übermäßiger Intelligenz. Sie weiß, daß sie rein durch die Form wirkt. — Was die Renaissance einfach und mit einer gewissen brutalen Kraft gab, umwebt die galante Zeit mit einem Getümmel von Luxus und Bedienung. Dennoch zeigt die Boucher'sche „Toilette der Venus“ (Abbildung Nr. 258) die gleiche gedankenleere Faulheit weiblicher Gliedmaßen, die sich ab und zu durch einen Blick in den Spiegel von der bezwingenden Machtfülle ihrer Reize überzeugt. — Selbst die Tizian'sche „Venus“ (Abbildung Nr. 48) in der Umarmung ihres muskulösen Herrn Hauptmanns verschmäht es nicht, sich vom metallenen Oval sagen zu lassen, wie schön sie sei.

Goltzius hat das Machtgefühl des Weibes, das im Bewußtsein seiner Körperlichkeit liegt, auch ohne das Attribut des Spiegels auszudrücken vermocht. Seine „Liebesgöttin“ (Abbildung Nr. 100) ist wie durch einen Fensterausblick gesehen. Amoretten ziehn plötzlich den Vorhang fort, und wie in einer Vision ist ein reicher Divan da inmitten der alten Bäume des Parks. Sie thront. Und im Zentrum der Erscheinung wölbt sich der üppige Leib, der den Goltzius unablässig faszinierte (vgl. Seite 56). — Ein Moderner, F. Czabran, gibt das Motiv in einem Titel der „Lustigen Blätter“ wiederum ganz anders. Das „Vollweib“ (Abbildung Nr. 107) schreitet majestätisch durch den Ballsaal und vom Schwall ihrer Schleppe umflossen duckt sich zagend der spindeldürre Graf. Dies ist das Grundmotiv der Zeichnung. Der Witz über „Ebenbürtigkeit“ läuft nur so nebenher.

149. Das Ideal. Lithographie von Maurice Neumont

Paris-Urteile gibt es in der Kunst wie Sand am Meer. Sie haben nur weitläufige Beziehung zu unserem Thema. Dennoch ist es von Interesse, einige solcher Darstellungen zu zeigen und ein paar Bemerkungen daran zu knüpfen. Der griechische Mythos, dem das Motiv entnommen ist, besagt nur, daß bei einer Hochzeit die nicht geladene zänkische Göttin Eris einen Apfel unter die Gäste warf mit der Aufschrift: Der Schönsten! Es kam begreiflicherweise zu keiner Einigung. Wo viel Männer, da ebenso viel Schönheitsbegriffe. Die drei zur engsten Auswahl zugelassenen Göttinnen wählten als Schiedsrichter den angeblich noch naiven Naturburschen Paris,

150. Der nachdenkliche Jüngling.

der bisher nur Schafe im Kopf und noch kein Weib „erkannt“ hatte. Der Sieg erfolgte, wie im Orient üblich, durch Bakschisch-Versprechen. Aber die Entscheidung war auch vorauszusehn. Denn was sollte der dumme Lümmel mit einem Thrönchen oder einer Professur anfangen? Aphrodite aber verhieß ihm sofort die Bekanntschaft mit einer ihresgleichen. Das zog. Und hierin liegt wieder der Ausdruck der stärksten Macht des Weibes über den Mann. Sie ist eine genitale. Die Künstler haben das Thema nun in ihrer Art abvariiert und es ließe sich manches Schöne dazu sagen, was aber nicht hergehört. Nur dies: Bei Manuel Deutsch (Abbildung 65) ist die wissenschaftliche Pallas so verschämt, wie es einer Beamtentochter ziemt, und die Juno so spröde und vollständig angezogen, wie nur je eine brave und gut bürgerliche Hausfrau, die alle Sonnabend ihr Seifenbad nimmt. Aphrodite tritt dem Hütejungen dagegen unbefangen und leise so nahe, daß er „ihres Leibes einen Hauch verspürt“ und Elektrizität in seine Fingerspitzen überrieselt. — Rubens faßt die „drei Göttinnen“ vollständig anders auf (Abbildung Nr. 67). Sein Paris schwankt offenbar bedenklich lange und möchte lieber drei Äpfel als einen verteilen. Neben der Venus ist auch der Pallas überwältigend, wie die Bewunderung des sehr männlich aussehenden Gorgonenhauptes beweist. Aber Rubens selber gibt doch der Juno den Vorzug, wegen ihrer plastisch modellierten Rückfront, denn er stellt sie auffällig in den Mittelpunkt des Bildes und zwingt auch den Zuschauer, mit ihm vom Wortlaut des Mythos abzuweichen. Gewiß ein gutes Beispiel dafür, welche Bewegungsfreiheit sich der Künstler noch im engsten Rahmen eines bekannten und festgeschlossenen Motivs zu verschaffen weiß.

Weiter noch: das Machtgefühl der Körperlichkeit des Weibes. Echte Künstler arbeiten mehr instinktiv als gedanklich. A. Basset hat seine Skulptur (Abbildung Nr. 112) Manon genannt. Schade um diese banale Titelgebung. Man greift suchend ins Leere. Ist es die Manon Lescaut? Ich habe darunter geschrieben „Das Aufstöhnen des Tieres“. Wäre der Tierkopf nicht da, es bliebe nur ein bemerkenswerter Akt. Aber so ist das unergründliche Sich-Recken dieser schönen Konturen in symbolische Verbindung gebracht mit der gefesselten Libido des Mannes unter ihr, die wie ein Löwe hinter Gitterstäben ein rauh verlangendes Gebrüll ausstößt. Ich möchte um diese Skulptur nicht herumgehn und das Gesicht von vorn betrachten. Es würde unbedingt enttäuschen. Den Affekt der stillen, weil unterbewußten, Leidenschaft, den hier der Körper ausdrückt, würde kein Bildhauer im Antlitz zu zeigen vermögen. Scherte l's „Versengte Motten“ (Abbildung Nr. 111) sind im Gegensatz hierzu rein gedanklich erfaßt, das Bildchen wirkt wie eine verbildlichte Redewendung und ist mit der bloßen Intelligenz komponiert, wie es z. B. bei Kopp typisch ist.

Judith und Holofernes. Gemälde von C. Strathmann. 1910

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

THE
JOHN CRE[illegible]
LIBRARY

Halb Gefühl, halb Gedanke ist Stuck's Gemälde „Dämon Weib" (Abbildung Nr. 113). Es liegt etwas Geflügeltes und gleichzeitig Wildes darin. Tief krallt ihm die Sphinx ins Fleisch, doch seine Mienen zeigen Weltvergessenheit und Rausch. Auch hier ist das Gesicht des Weibes nur flüchtig behandelt. – Dagegen hat Zmurko versucht, gerade den „Hochmut" der Miene zu gestalten (siehe farbige Beilage). Diese rassige Dame ist so sehr „von oben herab" in demselben perspektivischen Sinne, wie wir es vorhin bei De Ghein sahen, daß sie den Beschauer fast in die kniende Stellung zwingt. Um so voller erscheint auch Wangenrund, leuchtender das Inkarnat der Lippen, vibrierender die Nasenflügel und schwärzlicher die Wimperschatten. Das Fleisch tritt heraus aus dem Bilde, weil die Gewandpartien absichtlich vernachlässigt sind. Alles in allem ein blendendes Effektstück. Man sieht aber an dem Beispiel der De Ghein und Zmurko, daß Künstler, die zeitlich zehn Generationen von einander entfernt sind, das Machtgefühl des Weibes nicht wesentlich anders haben ausdrücken können, als daß das Weib räumlich „über dem Manne stehend" gedacht ist.

Über den Männern stehend ist auch das „Ideal" auf der Lithographie von Maurice Neumont (Abbildung Nr. 149). Man könnte geneigt sein, diese leuchtende Nachterscheinung rein symbolisch-mystisch zu deuten. Doch auch hier gilt, was ich Seite 148 von der männlichen Psyche des Produzierenden sagte: das Vehikel, auf dem er das abstrakte Stichwort seiner Aufgabe konkret werden läßt, ist nachweisbar erotisch. Wir werden an andern Blättern Neumont's noch genauer erkennen, wie sehr ihm die Idee der „Weiberherrschaft" liegt. — Fast gleich in ihren Grundzügen komponiert ist die „Libelle", eine Zeichnung von J. Blaß aus dem „Courrier Français" (Abbildung Nr. 62). Hurtig entschlüpft die aufgeblühte Schönheit mit lustig geschwellten hochzeitlichen Schleiern, und die starrenden Grimassen der im Meer der Sehnsucht ertrinkenden Männer haben das Nachsehn. — Dem Manne „zu Kopf gestiegen" ist das Mädchen der Zeichnung von Gray (Abbildung Nr. 143), gleichfalls aus dem „Courrier Français". Endlich die Satire von Platier (Abbildung Nr. 135). Es ist ungemein komisch, diesen Dante mit dem Gesicht eines „alten Schäkers" zu sehn, wie er von seiner Beatrice zum Bockspringen benutzt wird. Ein Vers unter der Zeichnung besagt, daß der Dichter nur durch diese „agréable folie" zu seiner „Hölle" inspiriert worden sei.

131. Der Homunculus. Holzschnitt von W. Geiger. 1913

Räumlich über den „zum Kotau zugelassenen" Männern erhaben ist auch

152. Die Enthauptung Zolas. Französisches Plakat

die kleine Diva der Abbildung Nr. 87; denn ihre Fußspitze befindet sich auf demselben Niveau, wie die Lippen ihrer Verehrer. Dasselbe könnte man von Beardsley's „Kapellmeisterin" (Abbildung Nr. 164) sagen, wäre sie nicht — ohne Kapelle! Auch Beardsley gehört zur „Intelligenz" unter den Künstlern, was so viel sagen will wie mangelnde Verve des Gefühlsmäßigen.

Es ist an dieser Stelle noch ein andres Bildmotiv zu erwähnen, das das Machtgefühl des Weibes eindeutig genug darstellt: das vom Hampelmann. Der Hampelmann soll ursprünglich eine komische Lokalfigur der Frankfurter Volksbühne gewesen sein und von da seine allgemeine Verbreitung ins Kinderspielzeug gefunden haben. Das scheint mir wenig glaublich. Alle Kinderspiele sind so uralt und über die ganze Welt verbreitet, daß man an ihnen den Bastian'schen Elementargedanken demonstrieren kann, d. h. eine kulturelle Erfindung, zu der die Menschen überall auf der Erde selbständig aus sich heraus gelangt sind. Der Ursprung dieser Dinge rückt also in so weite Entfernung, daß keinerlei Entlehnung von irgend einem Nachbarvolke mehr erweislich ist, während die Einzelheiten der Dinge so überraschend identisch sind, daß man meinen möchte, sie seien vor kurzem erst von irgend einem fremden Lehrmeister gerade in dieser Methode gelehrt worden, die man aus irgend einem andern Weltteil kennt. Man stelle sich vor, daß z. B. die komplizierten Figuren des sogen. Faden-Abnehmens, das die kleinen Mädchen in Europa zu spielen pflegen, genau in derselben komplizierten Weise von Indianern, Bantu-Negern und Südsee-Insulanern gespielt werden und seit unvordenklichen Zeiten gespielt worden sind. Es ist selbstverständlich, daß

kein Cortez oder Cook oder sonst ein Tropenheld sich jemals hingesetzt und den Eingeborenen das Fadenspiel beigebracht hat.

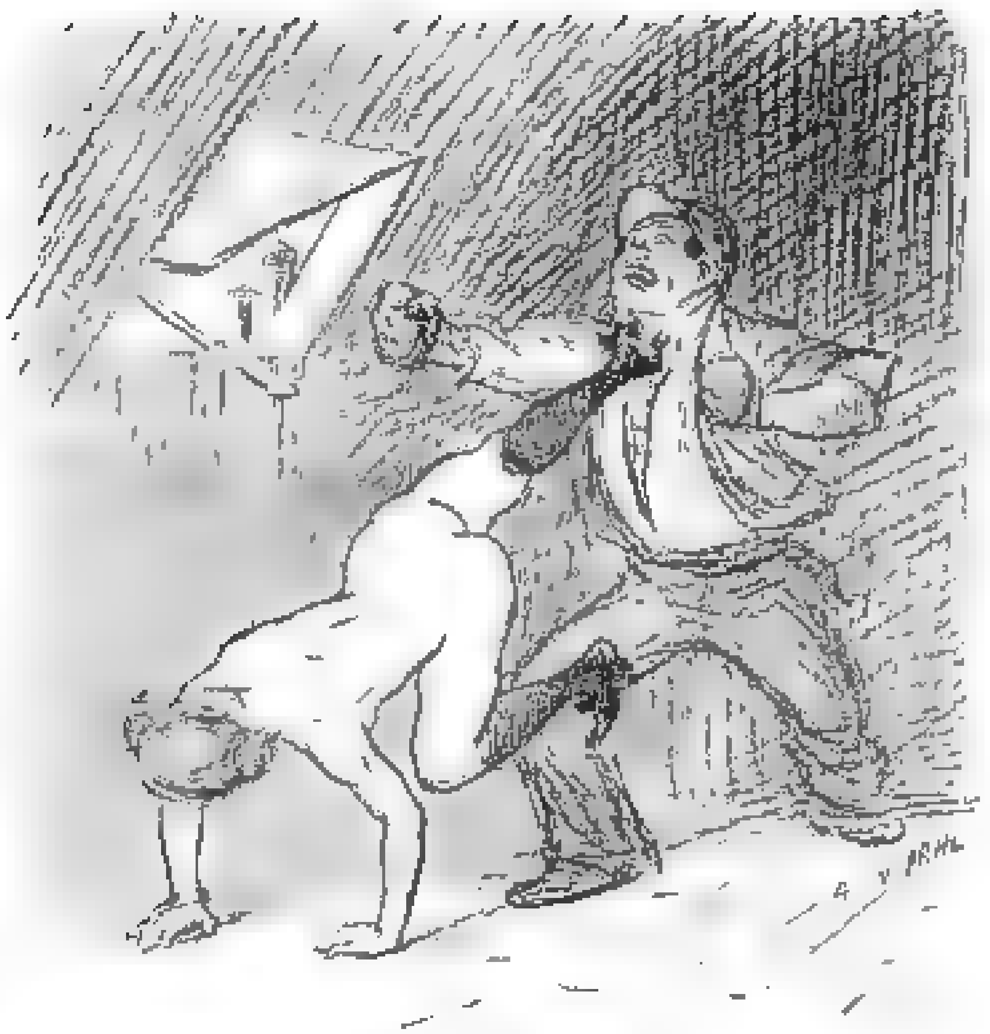
So ist der Hampelmann gleichfalls etwas Universelles, und zwar gehört er in die Kategorie der beweglichen Puppen. Es fragt sich nur, auf welche Weise die Puppe in Bewegung gesetzt wird. Die Marionette wird von oben her an verschiedenen Fäden gezogen, der Hampelmann aber immer an einem Faden und von unten her. Hierin sehe ich eine phallische Analogie. Die Griechen führten solche grotesken Puppen mit beweglichen Phallen in Volksaufzügen mit, und noch heute hat der Hampelmann in den Scherzen Erwachsener eine wenn auch schwach erotische Nuance. Es wird nun auch verständlicher, weshalb gerade der Hampelmann mit dem erotischen Machtgefühl des Weibes in Beziehung gebracht wird. Nun ist es weiter interessant, daß von 16 Hampelmann-Bildern, die ich gleich vorführen werde, nur eins, und zwar das älteste, den Hampelmann regulär am Faden gezupft werden läßt. Es ist der Cruikshank'sche farbige Kupfer von 1818 „Das Spielzeug der englischen Lady" (siehe farbige Beilage). Der blaue Frackschoß des Landjunkers flattert bedenklich zwischen den zappelnden Beinchen hin und her, während sie, gleichsam zu einer Galerie von Mitschwestern gewandt, einen kleinen Vortrag darüber hält, wie man mit den Männern umspringen müsse. Cruikshank's Zeit war noch zu derberen Späßen aufgelegt. Seither ist man in der Öffentlichkeit prüder, das bedeutet sexual-sensibler geworden. Von den folgenden Künstlern zeigt nur noch Rops den ominösen Faden. Sein „Weib mit dem Hampelmännchen" (siehe Beilage in Schwarz und Gelb) ist technisch ein Prachtstück. Sie hat den herben, kaltsinnlichen Ausdruck der bei ihm typischen Frauenfiguren. Wie sie neugierig den kleinen Pojaz betrachtet, der da wie ein Laubfrosch auf ihrer Handfläche balanciert! Gleich wird sie ihn mit dem Fächer zerklapsen, wenn er es wagen sollte, nur zu zucken. — Die „Dame Satire" von Bertall (Abbildung Nr. 25) hat gleich eine halbe Mandel Männchen aus ihrem heiteren Koffer hervorgezogen und überlegt, welchen „type" sie sich zunächst, wie die Masken, „vorknöpfen" soll. — Paul Rieth's „Moquante" (Abbildung Nr. 299) ist ein Titelbild der „Jugend". Wir werden dem Künstler noch öfter begegnen. Dem Kammerherrn gehts sichtlich schlecht; die Prinzeß traktiert ihn noch unter dem Kammerdiener. — A. Salzmann behandelt ebenfalls mit Vorliebe und Schwung hierher gehörige Themen. Abbildung Nr. 300, auch ein Titelblatt der Münchener „Jugend", verspottet den Nietzscheanisch-übermenschlichen Weltmann „Das hat man davon, wenn

153. Fangball. Einladungskarte von Bertall. 1849

154. Bei Hofe und

Zeichnung von A. Willette

man zum Weibe geht und die Peitsche mitnimmt!" Wir sehen an dieser Reproduktion, die die hübschen farbigen Wirkungen des Originals leider nicht wiederzugeben vermag, welche Wandelungen der „Hampelmann" innerhalb des letzten Jahrhunderts durchgemacht hat. Die Zugstrippe ist allmählich aufgegeben worden und die bewegliche Gliedergruppe hat den individuellen Ausdruck von Klassen- und Charaktertypen angenommen, wie die modernen Puppen überhaupt, allerdings nicht zur Förderung der kindlichen Phantasie. Bei Bac hängt das Männchen am Fächer der in Tanzbiegungen aufgelösten „Ballkönigin" (siehe farbige Beilage), während ihn die „Unerbittliche" desselben Zeichners (Abbildung Nr. 148) wegen unheilbarer Impotenz des Portemonnaies schlank an sich abgleiten läßt. – Auch Leone hat ihn 19 2 an den Fächer gehängt (Abbildung Nr 163), aber noch die Nuance der „Verachtung" hinzugefügt. Die Dame trägt nur Schuhe und den modischen Turban des Jahres, ihr geschminkter Mund ist sehr herablassend verzogen, und die „feuilles de rose", die am Boden liegen, wiederholen ein bekanntes Symbol aus der galantesten Zeit Frankreichs. Boutet's Dinerkarte der „Têtes de bois" (Abbildung Nr. 153) hat in entsprechender Anspielung aus dem Kopf des Männchens einen „Fangball" gemacht, was eine reizvolle Abwechselung in die Serie bringt. — Zwei Blätter zeigen eine Mehrzahl von Männchen. Cham's „Seiltanz mit den Gefühlen" (Abbildung Nr. 24), eine Lithographie von 185., die im



155. — In der Mansarde

Aus „Courrier Français“ um [illegible]

Original in räumlicher und gedanklicher Verbindung steht mit dem „Triumphwagen“ (Abbildung Nr. 37), und das „Handgepäck“, eine Zeichnung von Hadol etwa aus dem Jahre 1865 (Abbildung Nr. 142). — Zwei andre Blätter zeigen das Männchen am Bändel gleich einem Zwerghündchen: die „Ballettratte“ des „Courrier Français“ (Abbildung Nr. 156) führt stolz eine Reitpeitsche in dem „Duchesse“-Monogramm ihres Paletots, und der „Homunculus“ von W. Bernels (Abbildung Nr. 151) wird zum grotesken und hilflosen Embryo unter dieser verrenkten Geste der Schwarz-Weiß-Gebieterin. — Endlich das Hampelmännchen als jagdbares Wild der Waidmännin und Anglerin. Die Biedermeierin von Ernst Stern (Abbildung Nr. 302) hat zwei Böcke „zur Strecke gebracht“. Pulverhorn und Hirschfänger machen eine etwas symbolische Miene, während die zwei Geweihe recht konkret ihr Heim schmücken werden. — Auf dem Gemälde von Rola (Abbildung Nr. 304) ist der Ehemann ziemlich in den Hintergrund geraten, indes die fesche Jägerin abseits einen Lapin „erlegt“. — „Angebissen“ hat ein Fisch an der Haselrute auf H. Somm's Radierung (Abbildung Nr. 301).

Das Motiv der „ausgelegten Angeln“ ist auch von H. Ramberg in seiner Art der gutmütigen Familienblatt-Komik zu einem figurenreichen Blatt ausgestaltet worden (Abbildung Nr. 103). Die Putten und Frösche, die hier aus dem Teich gezogen werden, sind aber keine Hampelmännchen,

sondern „Liebesgötter", wie sie schon die römische Kaiserzeit zum Verkauf stellte, leise ist auch die Storchfabel hineingemengt.

* * *

Pädagogik. In der ägyptischen Abteilung des Berliner Museums befindet sich eine graue Holztafel. Große und ungefüge Buchstaben sind auf ihr zu sehen, wie sie Schüler anfänglich zu malen pflegen. Beim näheren Zuschaun erkennt man den immer wiederholten Satz in griechischer Sprache: Gib dir Mühe, mein Kind, sonst kriegst du Haue! Und über dem ersten Teil von Goethe's „Aus meinem Leben" liest man das griechische Motto: Wer nicht Dresche bekommt, aus dem wird im Leben nichts!

Wir wollen gleich in medias res gehn und nicht lange um die Sache herumreden, wie es pädagogische Abhandlungen zu tun pflegen, ehe sie auf den Kernpunkt kommen, nämlich auf die Frage: sollen Kinder geprügelt werden oder nicht? Wir haben gesehn, daß die Flagellation, sowohl die aktive wie die passive, beim Erwachsenen in Beziehung steht zu dem elementarsten Triebe des Menschen. Ist das bei Kindern ebenso? Ich glaube, es ist so in allen jenen Fällen, wo infolge der Variabilität eine angeborene Anlage dazu vorhanden ist. Ich zitiere als Beispiel einen Fall, den ich im 9. Bande des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen veröffentlicht habe. Der betreffende Herr, ein Akademiker, berichtet da von sich unter anderem aus seiner Kindheits-Geschichte:

Geprügelt wurde ich sonst nie, wenn ich von einigen Ohrfeigen und Raufereien mit Kameraden absehe, habe auch nie irgend einer Szene beigewohnt, in der jemand in auffallender oder gar grausamer Weise geprügelt worden wäre. Mein Umgang war durchaus anständig. Verführungen war ich nicht zugänglich, weil ich nie neugierig gewesen bin und bei etwaigen Andeutungen über sexuelle Fragen aus Eitelkeit immer so tat, als sei mir nichts Menschliches fremd. Von Kindheit auf hatte ich nämlich eine ungeheure Scheu vor Blamage und fragte deshalb weit weniger, als kleine Jungens sonst zu fragen pflegen. So kam es, daß mein Vater mich leider für aufgeklärt hielt und das richtige Thema mit mir zu besprechen verabsäumte. Im Alter von 13 Jahren war ich ohne Ahnung von den geschlechtlichen Vorgängen und hatte nur äußerst unklare und falsche Vorstellungen von der Menschwerdung. Um diese Zeit fiel ich im Gymnasium durch, und die Eltern drohten mir aus pädagogischen Gründen, sie würden mich, falls ich mich nicht bessern sollte, in eine Lehre stecken. Meiner Gewohnheit gemäß malte ich mir diese Eventualität sofort in bunten Farben aus, und, während ich scheinbar im Lehrbuch studierte, stellte ich mir vor, ich sei ein Maurerlehrling. In dieser Phantasie trug ich bloß ein Leibchen und kurze Leinenhosen, schwitzte aber trotzdem bei der Arbeit und wurde von allen Vorgesetzten, unter denen ich mir ein wenig ältere Knaben vorstellte, oft und derb beschimpft und gezüchtigt. Diese Idee erregte in mir ein damals neues und unerklärliches, heute als erotisch erkanntes Gefühl. Einige recht kräftige Hiebe machte ich mir selber dadurch anschaulicher, daß ich mich mehrmals mit geballter Faust in die Hüftgegend hieb. In dem Augenblick trat eine neue Erscheinung bei mir ein, der ich zunächst vollkommen ratlos und erschrocken gegenüberstand, weil ich glaubte, ich sei verletzt und blute.

156. Ballettratte

Zeichnung von [illegible] aus dem „[illegible]" vom [illegible]

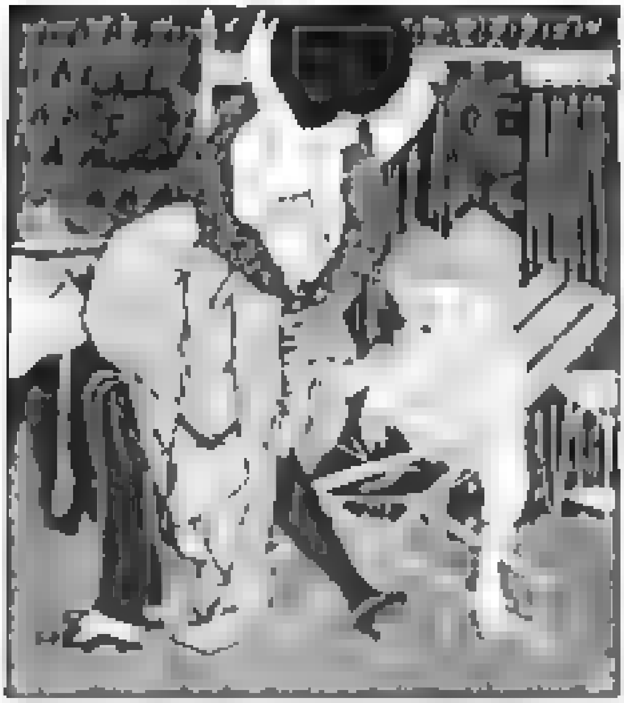
Weiter möchte ich diesen Fall hier nicht geben, er läßt sich am angeführten Orte leicht nachschlagen.

137. Der Stich ins Herz. [illegible]

Der Fall wird von der Wissenschaft als Extrem und Seltenheit angesehn, doch sind die Grundlagen der Forschung hierüber bisher völlig ungenügend. Es kann sein, daß derartiges sich häufiger ereignet, daß es aber zu niemandes Kenntnis gelangt. Wer vermöchte zu sagen, ob der Schüler Altägyptens, von dem oben die Rede war, seine Tafel unter Furcht und Bangen oder mit ganz anders gemischten Gefühlen vollgeschrieben hat? Es ist für einen ernsthaften Pädagogen in der Tat schwierig, hier in jedem Falle klar zu sehn. Er möchte auf ein Strafmittel nicht verzichten, das so alt ist wie die Welt und dessen Nichtanwendung von ungezogenen Rangen nur als Schwäche des Magisters ausgelegt werden würde. Andrerseits möchte er um keinen Preis eine Form der

Sexualität „wecken", der ihm noch mehr Gedanken einflößt, als wenn ein Schüler bloß stinkfaul ist. Was tun? Das Dilemma ist ungelöst und wird es auch wohl bleiben. Die meisten gewissenhaften Erzieher retten sich aus dem Strudel, indem sie in ihren Internaten teils väterlich mahnend, teils zornig der Onanie nachspüren und dann glauben, alles getan zu haben. Was man nicht sieht, existiert nicht. Man sieht aber vor allem die Ideen nicht, die in den jugendlichen Köpfen spuken, und die, wie in dem zitierten Fall, einen Abschluß finden können, der äußerlich nichts mit der kommunen Onanie gemein hat, im Wesen aber dasselbe bedeutet. Überhaupt, wenn man in die Hirne sehen könnte! Auch in die der Magister. Wie manchen treibt es zum pädagogischen Fach, weil er, ohne es selbst erst recht zu erkennen, ein bestimmt gefärbtes Interesse am Erziehen oder an den Unerwachsenen hat. Benedikt Friedländer, der das Gegenteil von einem Weiberfreund war, hat mit Emphase erklärt: „Nur wer ein guter Päderast ist, kann ein vollkommener Pädagoge sein." Wobei das Wort „Päderast" in dem ursprünglichen griechischen Sinne gemeint ist: ein Knaben „liebender" Mann. In der Sexualwissenschaft ist es ein (ungeschriebenes) Kapitel für sich, inwieweit die Berufswahl mit den erotischen Anlagen zusammenhängen kann.

Petermann kommt in einem Aufsatz nach langem Hin und Her zu dem Schluß, die Prügelstrafe sei als äußerstes Mittel unentbehrlich, sie müßte aber, um Übertreibungen zu vermeiden, öffentlich vollzogen werden und mit solchem Nachdruck, daß nichts als Schmerzempfindung hervorgerufen werde. Das ist theoretisch ganz schön, da aber heutzutage ein paar Striemen und blaue Flecke von den Ärzten gleich als Körperverletzung begutachtet werden, weil man im allgemeinen schlecht darüber orientiert ist, wie leicht derartige Körpermale entstehen, so dürfte sich der behandelnde Pädagog wohl kaum mit Vorteil auf Petermann berufen. Was soll man aber dazu sagen, wenn derselbe Sachverständige von Rousseau sagt, seine Sehnsucht nach Flagellation sei entsprungen einem dem Geschlechtstrieb nur „verwandten, aber keineswegs mit ihm zusammenfallenden Triebe, nämlich dem Masochismus, der gar nicht notwendig in einem Geschlechtsakt gipfelt". Es ist die alte und unausrottbare Verwechslung zwischen Kopulationsakt und Lustgefühl überhaupt, die ich im Vorangehenden ausführlich erörtert habe. Ich verzichte daher auch darauf, andere Autoren zur Frage der Prügelpädagogik heranzuziehen, da sie bei weitem weniger als Petermann über die zur Diskussion stehenden Probleme unterrichtet sind.



153. Krampus

Zeichnung von [illegible] aus der [illegible] Wien [illegible]

Als eine Wienerin gefragt wurde, wie sie ihre Kinder strafe, gab sie den Bescheid: „I raaf's net, i beutel's net, i schlag's nur dahin, wo der liebe Gott 's Fleckl dazu g'macht hat!" Da haben wir die Mutter als Erzieherin. Sie beruft sich gleich auf die höchste Instanz wegen einer Handbewegung, die ihr nun einmal im Blute liegt. Alles weitere Raisonnement hat da ein Ende. Was sie für gut befindet, muß auch

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

Mariannes Fußtritt. Französische Karikatur auf die Trennung v

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft“

…n Staat und Kirche, von Jean Veber. (Verlag Edm. Sagot, Paris)

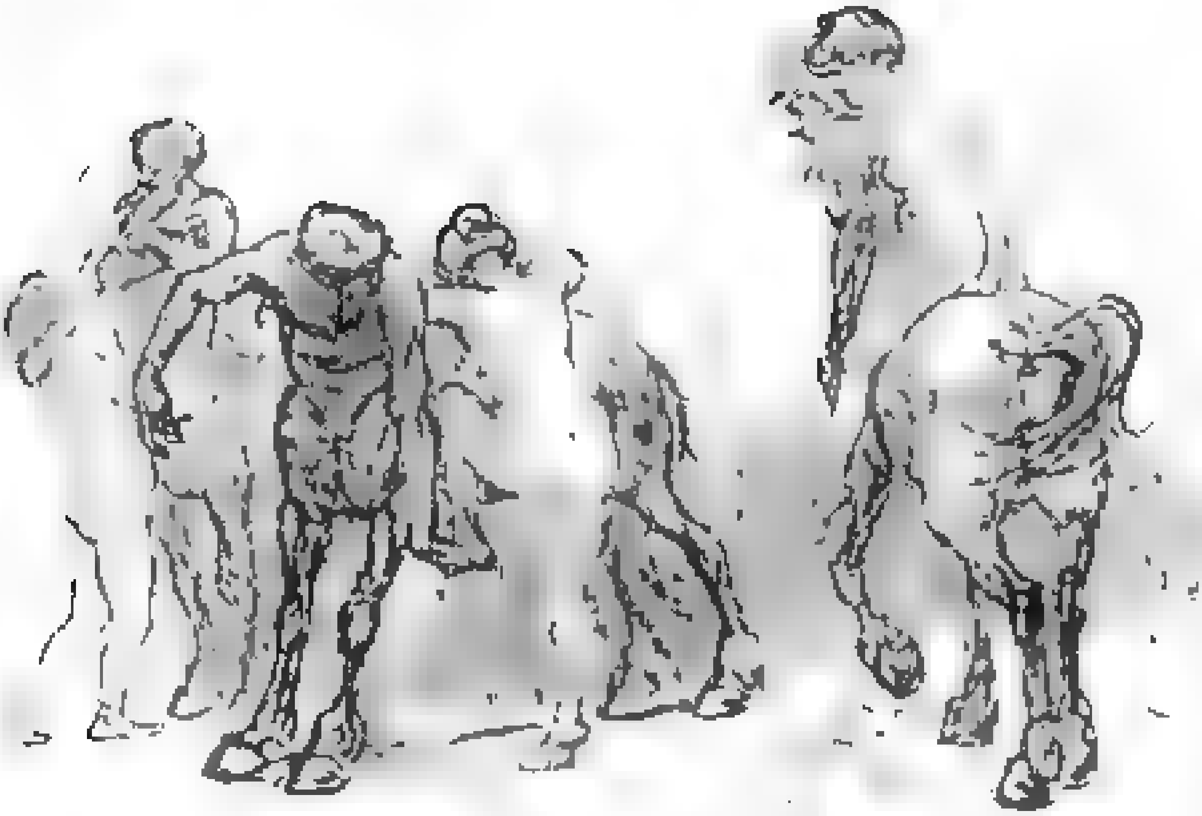
Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

159. Der angstvolle Traum. Zeichnung von Jean Veber. (Mod. Gapal, Paris)

überhaupt in der Ordnung sein. Sie macht kurzen Prozeß und ist gleich zu Beginn so weit, wo die Theoretiker erst zum Beschluß hingelangen. Wozu sollte der Fleck sonst dienen? Diese Wienerin steht mit ihrer impulsiven Meinung nicht allein da. Ungefähr alle Mütter denken so. Sie lesen keine pädagogischen Abhandlungen, sie nehmen die Praxis, wie sie kommt. Der liebe Gott nickt Beifall, und der ist bekanntlich noch viel wohlwollender, als der „schwarze Mann", der schon hinter der Tür wartet mit dem großen Bakel und den unartigen Kindern noch ganz anders das Leder gerben würde, wenn ihn die Mutter nur dazu hereinrufen würde! Aber sie tut's diesmal noch nicht. Denn sie ist ja im Grunde sanft, ihre Rage ist abgekühlt, ihre Macht bestätigt und die Demut der kleinen Untertanen evident.

Mir liegt die Annahme ganz fern, daß die Mütter im Durchschnitt sogenannte Rabenmütter seien. Noch viel weniger steht es ihnen deutlich im Bewußtsein, daß sie manchmal eigene psychische Spannungen auf das Haupt oder das Fleckl der Unmündigen entladen. Wie sollte ihnen auch derartiges klar sein? Dahinter kommt wohl ein ausgereiftes Männerhirn, das sich mit nichts weiter



160. Reitstunde. Federzeichnung von Heinrich Zille. [illegible]

zu beschäftigen braucht, als Probleme aufzuknacken. Man denke an 18–20jährige junge Frauen aus dem Volke, die eines Tages Mutter sind, eh' sie sich dessen versahen, und nun plötzlich ein neues Wesen erziehen sollen, während sie selber vor kurzem noch die reinen Kinder waren. Was wissen die von Psychologie und Pädagogik und all dem gelehrten Kram! Sie handeln rein instinktiv und höchstens geleitet von Milieu-Einflüssen. Und sie werden dadurch genau in demselben Maße Objekt der Forschung, wie das Objekt, das sie selber „erziehen". Zwei gleichwertige Gegenstände der Betrachtung. Oder wäre je eine Mutter, selbst eine „gebildete", imstande gewesen, vom ersten Schrei des Neugeborenen an solche Beobachtungen zu unternehmen, wie sie Wilh. Preyer in seinen Büchern von der „Seele des Kindes" und der „geistigen Entwicklung in der ersten Kindheit" niedergelegt hat? Glücklicherweise nicht. Das arme Wurm wäre sicher inzwischen verhungert und die Mutter hätte am Ende ein Buch zur Welt gebracht, statt eines Menschen.

Also die Mütter sind auf der ganzen Welt schlagfertig, sobald sie's für gut befinden, und wenn sie sozial auch noch so unterdrückt sind, über die erste Kindheit des Nachwuchses herrschen sie stets unumschränkt. Ob diese Herrschaft zu einem innerlich wahrnehmbaren oder lustbetonten Machtgefühl führt, hängt nur von der entsprechenden Anlage ab. Der Gehorsam der Kinder ist nichts als Dressur ihres Willens auf Übereinstimmung mit dem Willen der Mutter, wobei es wiederum auf die Anlagen der Kinder ankommt, ob die Dressur mit schnellem oder langsamem Erfolg vor sich geht, oder vielleicht mit gar keinem.

Die Künstler haben der Sache von Alters her eine liebenswürdige Seite abzugewinnen verstanden. Die Mutter ist Venus, ausgestattet mit allem Liebreiz verführerischer Schönheit, das Kind Amor, der listige Bengel und Herzensdieb. Daß das Weib einen Knaben schlägt und nicht

ein Mädchen, rührt indessen wohl kaum von der Benutzung des mythologischen Motivs her. Von insgesamt 15 Bildern der Serie „Kinderzüchtigung" stellt überhaupt nur eins die Bestrafung eines Mädchens durch die Mutter dar, und dabei handelt es sich eigentlich nur um die Androhung der Rute (vgl. Abbildung Nr. 129 „Die strenge Mutter", ein Kupferstich nach Chardin). Das größte Blatt, das wir in dieser Hinsicht bringen, ist die doppelseitige Beilage nach dem Kupfer von Vital., eine prächtige Radierer-Arbeit etwa aus dem Jahre 1730. Venus lächelt den Beschauer leise an, sie nimmt offenbar Rücksicht auf ihn und stellt sich nur „unmutig über ihren Sohn". Die rechte Hand fühlt allerdings leise nach dem „Fleck!" Man kann nicht wissen, ob sie im nächsten Moment nicht doch noch ärgerlicher werden wird. Um „Verhör und Rute" handelt es sich auf dem anonymen französischen Kupfer (Abbildung Nr. 126) und um tatsächliche Anwendung der Rute auf dem Kupfer von einem der Carracci (Abbildung Nr. 120), hier werden verschiedene „Rangen" der Reihe nach vorgenommen. Da drei Knaben auf dem Bilde vorhanden sind, könnte man im Zweifel sein, ob es sich hier auch um Venus und Amor handelt. Das Flügelpaar des einen gibt aber den Ausschlag. Der Knabe, der Amor auf seinem Rücken festhält, ist demnach als Anteros zu deuten. Der Mythos lautet, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht gedeiht und daß daher Amor (Eros) nicht wachsen wollte, bis Venus aus der Umarmung des Ares den Anteros (Gegenliebe) gebar. Nun war Amor fröhlich über den Gespielen und wuchs kräftig heran. Unter dem kleinen weinenden Knaben links könnte man sich einen seiner andern Gefährten denken, den Pothos (Sehnsucht) oder den Himeros (Verlangen). — Fünf Abbildungen (Nr. 122, 124, 125, 127, 146) behandeln gleichmäßig in unbedeutenden Variationen die Züchtigung Amors mit einem Bündel gestielter Rosen.

An diese Darstellungen schließen sich Genrebilder, wie Abbildung Nr. 130, eine Radierung nach Aubry, etwa aus dem Jahre 1870; diese Art ländlicher Familienszenen mit sanft moralischem oder pädagogischem Einschlag waren in der Zeit, als Rousseau berühmt war, recht beliebt als Wandschmuck in vornehmen Häusern, wo sie den Prunk der Ausstattung angenehm erhöhen halfen. Die Mutter sieht aus wie eine verkleidete Schauspielerin, die für die Rolle posiert. Goya versteht sich ganz anders auf Leben und Bewegung (Abbildung Nr. 128); mit wieviel weniger Stricheleien bringt er dasselbe Motiv vom unachtsam zerbrochenen Geschirr heraus! Die Alte ist in dem Augenblick blind vor Wut, und der Schlag, der jetzt „mit dem Pantoffel" fällt, wird seine Spuren ein paar Tage hinterlassen. — Den „nachlässigen Zögling" sehen wir auf feiner anonymen Zeichnung der jüngsten Zeit (Abbildung Nr. 150), das Kellergewölbe scheint besonders für solche Exekutionen hergerichtet zu sein, und die strafende Pflegemutter hat keinen sehr nachsichtigen Ausdruck im Gesicht. — Abbildung Nr. 140 ist ein satirisches Flugblatt auf die im Jahre 1849 wieder einsetzende Reaktion, die die deutschen Stämme von neuem entrechtete. — Den Beschluß macht die Stiefmutter, die der Volksglaube ein für alle Mal für eine Sadistin hält. Grandville hat sie 1844 in seiner Serie aus dem Tierleben

161. Erhöhter Standpunkt

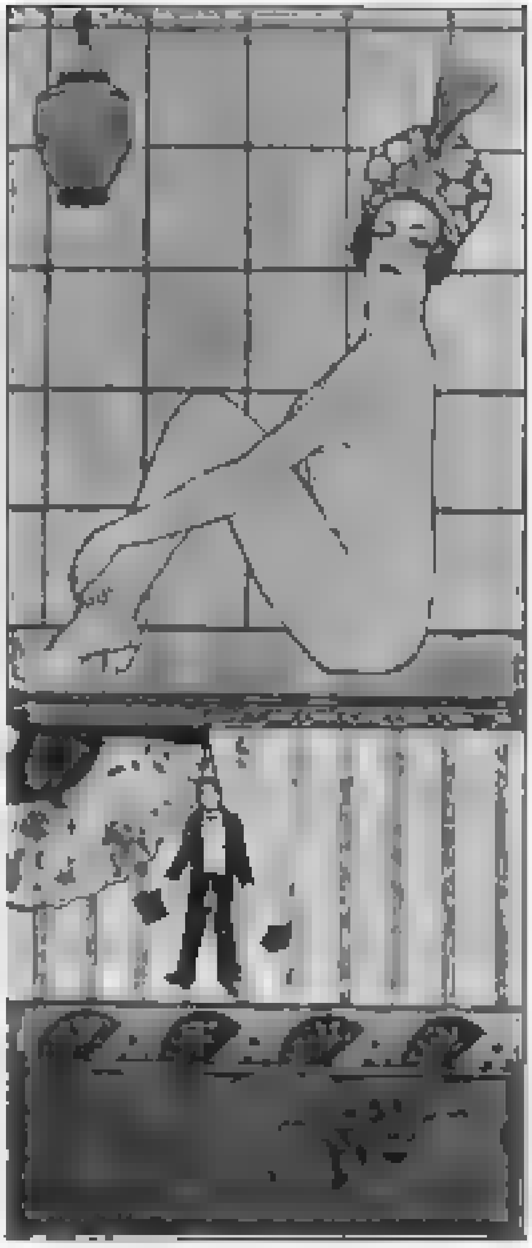
Programm-Zeichnung von A. Willette

nicht vergessen (Abbildung Nr. 139) und ihr eine Viertelpinte Essigsäure beigegeben. Das in künstlerischer Beziehung wertvollste Blatt von allen, die die Stiefmutter satirisch behandeln, ist wohl das von Gillray (Abbildung Nr. 266). Es ist im Jahre 1786 entstanden und soll sich auf eine bekannte Dame bezogen haben. Wenn man der spöttischen Bemerkung unter dem Bilde glauben darf, hat sich die ganze Nachbarschaft über das tägliche Geschrei des Knaben aufgehalten. Gillray stellt es so dar, als sei ihr Zorn, wie man sagt, gut für die Verdauung. Der Knabe sträubt sich so heftig, daß sie die Hilfe der Dienerin in Anspruch nehmen muß, um ihn zu bändigen.

Ein historisches Beispiel für die Pädagogik, die um 1718 am preußischen Hofe herrschte, gibt uns die Schwester Friedrichs II., die spätere Markgräfin von Bayreuth, in ihren Memoiren. Der Anlaß war, daß die Zehnjährige sich geweigert hatte, der intriganten Erzieherin Letti alles auszuplaudern, was sie in den Gemächern der Königin tagsüber mit angehört hatte.

16[illegible]. Der gelehrige Pudel. Zeichnung von [illegible]. [illegible]

Kaum war ich abends in mein Zimmer gekommen, so ließ mich die Leti auf eine Bank neben sich setzen, die in zwei Stufen zwischen der Fenstervertiefung angebracht war, und fragte mich nach den Neuigkeiten des Tages. Ich wollte sie nicht gleich zum Eingang vor den Kopf stoßen und sagte ihr „da ich den ganzen Tag zu arbeiten gehabt hätte, wüßte ich nicht was vorgefallen sei.“ Nun ward ich mit schönen Titeln bedacht: „Sie sind ein großer Esel“, sagte sie, „und ein ebenso großes Vieh wie Ihre Mutter, Sie schlagen nicht aus der Art. Ich weiß alles, was vorgefallen ist, Sie haben nicht so viel zu tun gehabt, wie Sie vorgeben, beichten Sie also nur, oder ich will Sie bald zum Reden bringen.“ Das sagte sie nur, um mir die Würmer aus der Nase zu ziehn. Ich zitterte wie Espenlaub und wußte nicht, welchen Weg ich wählen sollte, dennoch entschied ich mich, der Königin zu gehorchen, und gab der Leti die mir vorgeschriebene Antwort. Dieses Mädchen hatte zu viel Verstand, um nicht wahrzunehmen, daß man mir meine Lektion aufgegeben hatte; sie suchte mir also mit Sanftmut und Drohung mein Geheimnis zu entreißen; als sie aber sah, daß alles nichts half, ließ sie ihrer Wut freien Lauf; ein Platzregen von Ohrfeigen und Faustschlägen brach auf mich ein, ganz außer sich selbst, ohne zu wissen was sie tat und was sie sagte, warf sie mich von der Bank herab, wo wir saßen, und ging davon. Ich fiel ziemlich hart, kam aber doch mit ein paar Beulen davon, aber meine Arme und mein Gesicht waren blau von den erhaltenen Schlägen, und Schrecken und Angst hinderten mich, aufzustehen. Mein Geschrei rief meine Kammerfrauen zu meiner Hilfe herbei; die eine war meine Amme gewesen; seit ich auf der Welt war, hatte sie mich bedient; nachdem sie mir Hilfe geleistet hatte, ging sie der Leti den Kopf waschen, und drohte ihr, wenn sie fortführe, würde sie die Königin davon benachrichtigen müssen. Als die Leti mein ganzes Gesicht blutrünstig sah, wurde es ihr Angst, sie ließ es sich ein Dutzend Flaschen Schußwasser kosten, mit dem sie mich die ganze Nacht einweichte. Tags darauf sagte man der Königin, daß ich einen ungeheuren Fall getan hatte, und ich war gutherzig genug, es ihr selbst zu bekräftigen. Wenn sie es nicht glaubte, ließ sie es sich wenigstens nicht merken. Die Leti brauchte seitdem die Vorsicht, mein Gesicht zu verschonen, aber meine Arme und Beine empfanden die doppelte Last ihrer schweren Fäuste.



163. Betrachtung. Zeichnung von Lord. 1911

Diese Auftritte kehrten alle Abende wieder; ich war in der gräßlichsten Verzweiflung, sei es aber Eitelkeit oder Furcht, ich wollte ihr niemals etwas wiedererzählen. Der ganze Winter ging so vorüber. Ich hatte keinen Tag mehr Ruhe und mein armer Rücken wurde alle Tage bearbeitet.

Aus den „Memoires historiques sur l'Orbilianisme“ Paris 1764 ist folgende Stelle kulturhistorisch wertvoll

In Rhodez, im Puy-en-Velai, in Saint Flour und Mauriac, in der Auvergne, und in den andern Städten dieses Gebirges, wo die Jesuiten die einzigen Lehrer sind, haben diese Väter, die man besser Henker nennen sollte, an den Schülern die größten Grausamkeiten verübt. Diese Schulmeister ließen dort fast alle Tage bis aufs Blut peitschen, sei es aus Laune oder aus Rache. Bekanntlich peitschen die Jesuiten, außer in Flandern, nicht selbst, sie haben überall einen sogenannten Züchtiger. Dieser Züchtiger ist im Jesuitenkollegium nicht allein mit Peitschen beschäftigt, in einigen ist er eine Art Küchenjunge oder Auskehrer oder Gärtner oder Pförtner oder Schneider, den man rufen läßt, wenn man seines zuschlagenden Armes bedarf. Und da er weiß, wie unbedingt und schnell der Gehorsam in dieser Gesellschaft sein muß, so läßt er, kaum daß er den Befehl er-

nommen hat, Kochtopf, Besen, Harke, Rasierbecken stehen, ohne auch nur im Innersten zu prüfen oder zu zögern, bewaffnet sich hastig mit einer guten Peitsche oder einem Bündel frischer Ruten, die er stets in Vorrat hält, und begibt sich froh mit großen Schritten in die Klasse, wo man seiner barmherzigen Hilfe bedarf.

In einigen andern Städten, z. B. in Dijon und Autun, ist der Züchtiger kein Bedienter der Jesuiten, und wohnt auch nicht in ihrem Kollegium, sondern er kommt nur hin um durchzubläuen und geht unverzüglich wieder davon, wenn seine Arbeit getan ist. Gewöhnlich ist es irgend ein armer Handwerker, Schuhflicker oder so was ähnliches aus der Nachbarschaft, den sie jährlich dafür bezahlen, daß er sofort in die Klassen kommt, wenn man seiner bedarf. — Der letzte Zuchtmeister des Kollegiums von Clermont (Lyceum Louis-le-Grand) hieß Berger. Er wohnte nicht bei den Jesuiten, aber er war weder Schuhmacher noch sonst was, er lebte sehr anständig und machte sogar Ersparnisse von seinem Beruf eines Zuchtmeisters. Die Prügelei wie manches andere ernährt in Paris ihren Mann besser als in der Provinz. Übrigens hatte er nicht mal Unkosten bei diesem schlagfertigen Geschäft; denn die benötigten Weidenruten wurden dank der Gefälligkeit einiger Generalpächter umsonst geliefert.

164. Die Kapellmeisterin. Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1894

In allen Klassen dieser herrlichen Collegien gab es einen kräftigen Armstuhl, der gewöhnlich zu Füßen des Katheders des Schulinspektors stand; er war ganz aus Holz und man konnte ihn, weniger wegen seines Alters als wegen seiner Dicke den Sessel des Königs Dagobert nennen. Sobald der Zuchtmeister die Klasse betritt, in die er gerufen worden ist, nimmt er diesen Stuhl und trägt ihn in denjenigen Teil der Klasse, der für die Züchtigungen bestimmt ist. Dann läßt der Lehrer einen seiner größten und stärksten Schüler darauf niedersitzen, gewöhnlich einen breitschultrigen Bauern, einen ganz ausgewachsenen Mann, denn solche gibt es in jeder, selbst in der untersten Schulklasse. Nach diesen Vorbereitungen wird der arme Dulder gezwungen, sich hinter den Stuhl zu stellen, seine Hände dem darauf Sitzenden zu geben, und dieser große Kerl hält ihn besser als die besten Stricke es könnten. Dann läßt ihm der Zuchtmeister die Beinkleider ganz herabfallen, hebt ihm Rock und Hemd über die Schultern, und bedeckt all dies freigegebene Terrain mit Hieben, die sein geübter, mit einer guten Reitpeitsche bewaffneter Arm mit aller Nachdrücklichkeit erteilt, und die nicht eher enden, als bis es dem Schulinspektor gefällt, „Genug" zu kommandieren. — Dabei sieht man, daß dieselben Schläge sehr verschiedene Wirkungen und Empfindungen hervorrufen. In den Augen, überhaupt auf dem ganzen Gesicht des Schulinspektors liest man das Vergnügen, das er empfindet, wenn er einen Schüler, dem

er besonders übel gelaunt ist, oder der das Unglück hatte, etwas zu versehen, ordentlich zerbläuen läßt. Auf der andern Seite sieht man den armen Unglücklichen den schmerzlichsten und grausamsten, sehr oft auch den ungerechtesten Schlägen unterworfen, unter denen er umso mehr leidet, als er nicht durch den leisesten Seufzer oder irgend ein Wörtchen seinen Schmerz ausdrücken darf. Denn wenn er schreien würde oder das geringste Zeichen des Schmerzes ihm entführe, so könne er überzeugt sein, daß man ohne Zögern die Dosis verdoppeln würde. Die Zahl der Peitschenhiebe, die man hintereinander demselben Schüler verabreicht, ist unglaublich. Ich würde nicht wagen, sie hier zu nennen, wenn ich nicht tausende von Zeugen dafür hätte. Manchmal gibt man zwei- und dreihundert, gewöhnlich sechzig oder achtzig, sehr selten aber „nur" zwanzig.

163. Die Zornige. [illegible]

Wenn schon diese Anzahl von Schlägen, die man demselben Schüler gibt, diejenigen überraschen, die nie Augenzeuge solcher Züchtigung gewesen sind, so würden sie von der unmenschlichen Art, in der die Schläge verabreicht werden, mit noch viel tieferer Entrüstung erfüllt werden. Es ist nicht, wie in anderen Schulen, eine schnell hintereinander folgende Zahl von Schlägen, nein, in dem Jesuitenkollegium folgen sich die Peitschenhiebe im Gegen- [illegible]

Hardouin de Péréfixe schreibt über Heinrich IV. von Frankreich

Er wollte nicht, daß seine Kinder ihn „Monsieur" nennen, eine Benennung, [illegible] sondern „Papa", ein Name der Zärtlichkeit und Liebe. [illegible] Am 14. November [illegible] schrieb er folgenden Brief an Frau von Monglat,

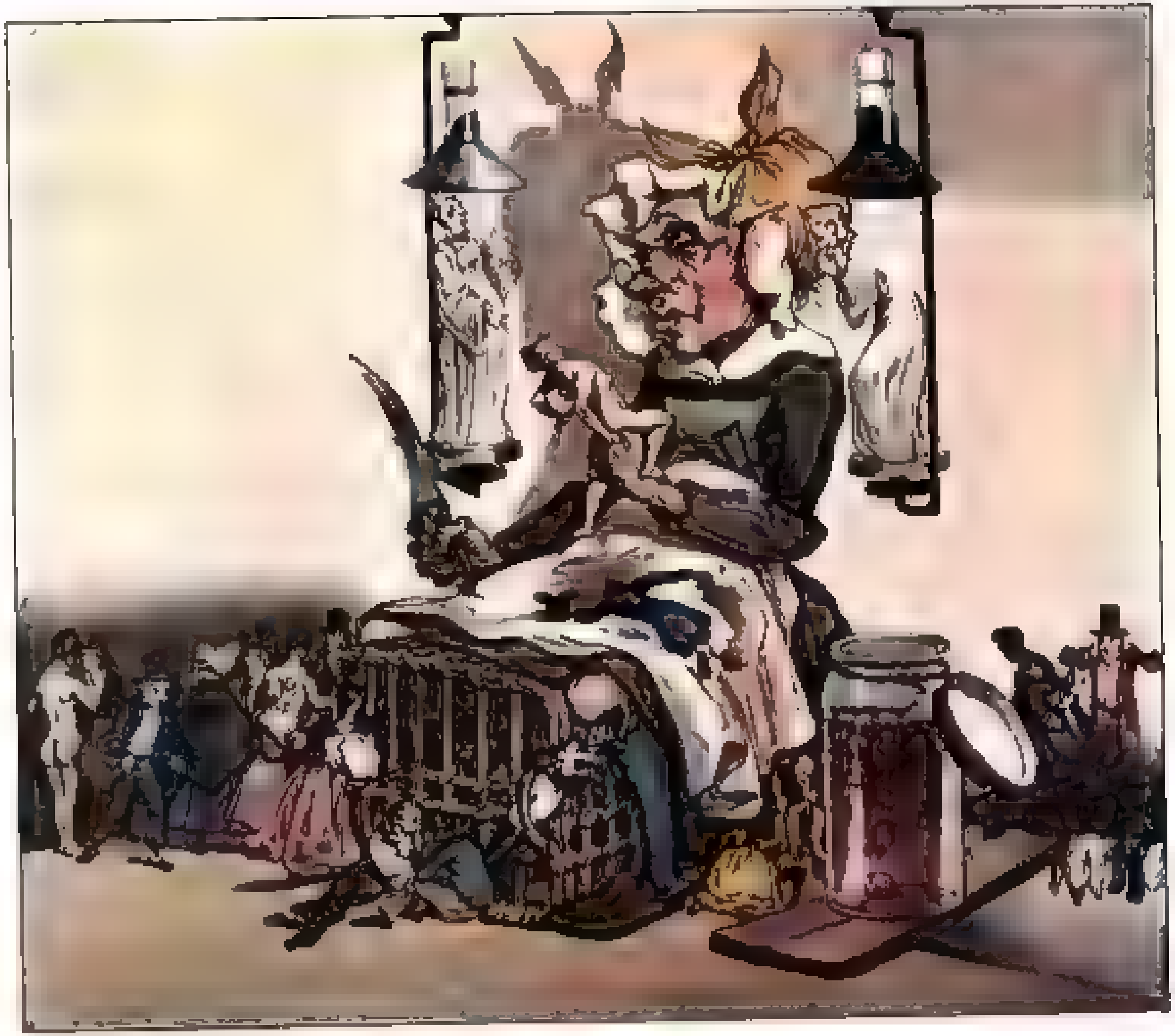
die Erzieherin des Dauphin: „Ich beklage mich über Sie, daß Sie mir nicht haben schreiben, daß Sie meinen Sohn gepeitscht haben; ich will und befehle Ihnen, ihn jedesmal zu peitschen, sobald er trotzig ist, oder sonst unartig; ich weiß von mir selbst, daß nichts auf der Welt ihm dienlicher sein könnte, denn in seinem Alter bin ich sehr heftig gepeitscht worden, weshalb ich will, daß Sie es mit ihm auch tun und es ihn wissen lassen, daß es geschehen werde."

Wie sein Befehl innegehalten wurde, erfahren wir aus dem „Journal" von Héroard:

9. Oktober 1603. Um acht Uhr aufgeweckt. Er widersetzt sich und wird zum ersten Mal gepeitscht. 24. Dezember. Der König kommt Mittags an, küßt und umarmt ihn. Der König geht fort; er schreit, wird wütend, bekommt die Peitsche. — 22. Februar 1604. Ins Zimmer des Königs gebracht, droht ihm der König mit der Peitsche; er trotzt, und will in sein Zimmer gehen. Ins Zimmer der Königin geführt, fährt er fort. Der König befiehlt, daß er gepeitscht werde, Frau von Montglat tut es. — 4. März. Um elf Uhr will er dinieren. Als das Essen gebracht wird, läßt er es wieder forttragen, dann von neuem bringen. Wütend, sehr durchgehauen. — Am 3. August 1606. Beim Aufwachen sagt er zu Frau von Montglat: „Mamanga, peitschen Sie mich morgen früh nicht!" Sie antwortet: „Monsieur, ich habe Ihnen versprochen, daß Ihnen nichts geschehen wird." „Oho, ich weiß schon, daß es doch droht! Sie werden mich meine Aufgaben hersagen lassen, und dann wird es heißen: „Die Peitsche her!"" — Am 24. Juni 1609 hatte ihn der König mit der Peitsche bedroht. Als er zu Bett gebracht worden war, wollte er nicht eher einschlafen, als bis Herr von Souvré (sein Erzieher) ihm versprochen hatte, daß ihm keine Schläge bevorständen. — Am 7. & 8. Januar 1610 ist er wieder gepeitscht worden. Am 14. Mai ist er zum König proklamiert worden, geht ins Parlament, hält eine Ansprache, geht in den Louvre, empfängt dort eine Deputation usw. Das alles hindert nicht, daß dieser „erhabene Souverain" ein bischen angebunden und gepeitscht wird. — „Mir wäre es lieber," sagt er, „wenn man mir weniger Verbeugungen und Ehrenbezeigungen machen, mich aber dafür nicht mehr peitschen würde."

166. Der Tanz auf der Nase

Lithographie von H. Merele 1834



Mademoiselle Monarchie oder Das ersehnte Glück

Satirische Farbenlithographie aus dem Journal La Caricature 1830

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

167. Maria in der Glorie. Holzschnitt von Dürer

V

Das Untertanentum

Ich habe bereits erwähnt, daß die merkwürdige Fähigkeit der menschlichen Psyche, Leid als Lust zu perzipieren, in der sozialen Gestaltung des Völkerlebens eine hervorragende Rolle spielt. Dieser Umstand ist nicht unbeachtet geblieben, aber er ist in der Regel schief ausgelegt worden. Die

Führenden einer sozialen Schicht, die bestrebt sind, ihre Gefolgschaft freilich aus der hergebrachten Untertänigkeit herauszureißen, sind immer selber sogenannte Herrennaturen, es schmeckt ihnen besser, zu leiten als geleitet zu werden, sonst würden sie eben nicht Führer sein. Oft haben wir es in der Geschichte erlebt, daß die Niederreißer der angebeteten Autorität selber zu Usurpatoren wurden, die den Mißbrauch der Übermacht noch viel ärger betrieben als jene andern, die eben vom Piedestal fielen und sich das Genick brachen. Ja, in jedem Führer zur „Freiheit" wittert man von einem gewissen Augenblick an einen Tyrannen. Es gibt keine demokratische Gemeinschaft, in der nicht aus diesem Grunde neben die obersten Lenker Gegenkontrollen gesetzt wären. Mehr noch: je demokratischer eine Gesamtheit ist, um so mehr beschränkt man die faktischen Machthaber zeitlich in ihrem Amt, um so fester beugt man sie unter das Joch der Rechenschaftsablegung an die Gesamtheit der Stimmen.

Wenn diese demokratische Maschinerie endlich so ineinandergreifend gefügt ist, daß sie ihren geregelten Gang ganz von selber läuft, kann es vorkommen, daß auch andre als Herrennaturen in die fertigen Regierungsposten geschoben werden. Aus dem Conclave ist manchmal ein Statthalter hervorgegangen, der so viel Eigenwillen besaß wie eine moderne Schreibmaschine, nur weil zwei oder drei andre Herrscher-Kardinäle da waren, von denen keiner dem Gegner den Primat gönnen mochte.

Bevor aber die verwickelte Verfassung einer neuen Gesellschaft in Gang kommt, wenn noch alles Kampf und Ungewißheit ist, ist es ausgeschlossen, daß sich aus der untertänigen Schicht machtvoll und mitfortreißend eine *andre* Natur erhebe, denn ein geborener Führer und Regent. Der Zwang der ökonomischen Verhältnisse allein kann's nicht bewirken. Warum stehn sie nicht *alle* auf, die darunter leiden? wie *ein Mann*? Es wäre alles mit einem Schlage erreicht, was sie wollen. Aber sie *wollen* nicht, es sei denn in Gedanken. Und sie *leiden* nicht, es sei denn im Magen. Es kommt also ein psychologisches Moment zu dem rein ökonomischen hinzu, dasjenige einer angeborenen und bestimmten seelischen Anlage. Den einen gewährt nur das *Machtgefühl* Lust, den andern auch das Leid und das *Untertanentum*.

Hier steckt die mißverständliche Auffassung der Führenden. Sie schließen von sich irrtümlich auf die andern. Weil bei ihnen der leere Magen gereizt wird durch die Vorstellung von der Fülle der Speisen, schließen sie mit Recht, daß das bei den *andern* auch der Fall sein werde. Aber weil sie einen Reiz empfinden durch das Aufrechte, Ungebeugte, Mutige, Leben Zielsetzende, kurz das herrisch Wollende, schließen sie mit *Unrecht*, daß das bei den andern auch der Fall sein werde. Die andern aber reizt das nicht. Sie gehn so weit mit, daß der Magen gefüllt ist, und bleiben dann Untertanen; denn *dies* ist ihre Art.

Ich muß mich hier auf eine Skizzierung dieses Gedankens beschränken und stelle ihn gleichsam nur zur Diskussion. Ich behaupte nicht, daß die einzige, ewige Schichtung der Menschheit in Herrscher und Untertanen durch dies psychologische Moment allein hinreichend erklärt werde. Aber ich sehe, daß seine Erörterung immer vernachlässigt wird. Man setzt sich darüber hinweg, indem man die Untertänigkeit einfach verspottet oder zum demütig verharrenden Bückling sagt: Habe doch Rückgrat! Das Rückgrat tut dem Bückling weh. Nur mit Gewalt und Bedrohung hältst du ihn aufrecht, und er fühlt sich kreuzunglücklich. Das bloße Zureden, die Ermahnung, ist nie ein Ersatz für einen bestehenden Lustreiz. Die Verhöhnung noch viel weniger. Die Verhöhnung kitzelt aber wiederum die Herrennaturen. Es ist ihr geistiger Sport. Sie heben sich dadurch um so mehr ab.

Was ich nun im folgenden zeigen will, ist, daß der *politische* Masochismus (wenn ich so mal sagen darf) in seinen Ausdrucksformen nahezu identisch ist mit dem erotischen Masochismus

68. Aufbruch zur Jagd. Kupferstich von Georgio Ghisi. 1556

169. Die Justiz tritt den Missetäter zu Boden

Venetianisches Deckengemälde von Palma Vecchio

Die Parallele ist jedenfalls überraschend. Welche Schlußfolgerungen sich daraus inbezug auf die innerliche Identität ziehn lassen, wird nach der Übersicht des Materials zu erwägen sein.

Häuptlinge und Könige werden immer nur durch ihresgleichen gestürzt, d. h. durch solche, die ihnen psychologisch gleichen. Erhalten und bewahren tun sie ihre Macht nur „durch Volkes Willen", wie eine wenig beliebte, aber dafür um so richtigere Formel lautet. Die modernen Könige christlicher Nationen nennen sich gern „von Gottes Gnaden", und die jeweiligen Oppositions-Parteien sind hierüber schrecklich erbost, weil sie fälschlich meinen, die Floskel besage ein Eingesetztsein von Gott. Das tun dieselben Oppositionellen, die über die Frage nach der Existenz eines Gottes mitleidig die Achseln zucken. Aber die Unlogik verhilft zu dem theatralisch donnernden Schlagwort vom „Gottesgnadentum". Der Zweck heiligt die Mittel. Die Floskel „Dei gratia" ist ein rein klerikales Demutswort, zuerst bekannt vom Konzil zu Ephesus im Jahre 431, womit späterhin jeder Mönch seinen Brief unterschrieb. Ja die frühen Päpste fügten den beiden Worten noch zwei andre masochistische hinzu servus servorum d. h. der allerletzte der Sklaven. Erst Pippin der Kleine war so unterwürfig, sich auch als Laie dies geistliche Redeblümchen beizulegen, und von ihm erbten's seitdem einige Schock Könige gedankenlos mit anderm Titelkram mit. So gedankenlos, wie die Habsburger sich noch immer König von Jerusalem und Groß-Wojwod von Serbien nennen. Auch der König von Spanien ist König von Jerusalem. Und der König von Dänemark ist auch König der Wenden, d. h. nach der Nationaltracht zu urteilen einiger hundert Spreewälder Ammen. Diese ahnen es allerdings nicht. Sonst würden sie bei Gelegenheit das schönste Spalier stehn, das man je gesehn hat.

Erhalten und bewahren tun die Häuptlinge ihre Macht durch Volkes Willen. Nämlich, sie richten ihr Benehmen nach dem ein, was der Masochismus des Volkes sich wünscht. „Verschieden genug freilich", sagt H. Schurtz in seiner Urgeschichte, „sind die Methoden, den Einfluß der Führer zu erhöhn. Am beliebtesten ist die grausame Wildheit, die jeden Augenblick loszubrechen droht und die Herzen der Unterworfenen mit banger Scheu erfüllt, bis sie dann oft genug in Cäsarenwahnsinn ausartet. Muster dieser Art von Herrschern sind zwei Häuptlinge von Fidschi, deren einer Fleisch-

stücke aus dem Körper eines Unglücklichen schnitt, um sie vor dessen Augen zu braten und zu verzehren, während ein anderer von seinem eigenen Weibe Brennholz sammeln und einen Ofen bauen ließ, worauf er sie tötete und im Ofen als Mahlzeit zubereitete, beide Heldentaten wurden, wie Prichard bezeugt, eingestandenermaßen nur deshalb begangen, um sich berühmt und gefürchtet zu machen. Afrikanische Häuptlinge sind diesen Vorbildern wenn nicht an raffinierter Grausamkeit, so doch an rasendem Blutdurst oft genug nahe gekommen, und es ist ein trauriges Zeichen für die Menschheit, daß die Erinnerung an Scheusale dieser Art tiefer haftet als an die besten Herrscher. Weiß doch auch der Italiener der Gegenwart vielmehr von Nero und Caligula als von Vespasian oder Mark Aurel zu erzählen! Güte mit Schwäche, und Grausamkeit mit Stärke zu verwechseln, ist ein alter Fehler der Menschen."

Die Tatsachen, die Schurtz mitteilt, sind exakt. Exakt ist auch die Wirkung auf die Untertanen. Nur, Schurtz ist schwerlich ein exakter Forscher, wenn er sich über seine eigenen Feststellungen wundert (statt ihre Kausalität zu ergründen) und schließlich mit Moralbonzerei kommt. Es gibt keine „alten Fehler" der Menschheit. Warum nicht gar Erbsünde? Wie viel anders urteilt der tiefe Grübler Otto Ludwig, der allerdings bloß ein simpler Dichtersmann war, in seiner „Emanzipation der Domestiken": „Jener Drang übrigens, uns durch die Vorstellung, selbst durch das Aufsuchen widerwärtiger, ja dem Triebe der Selbsterhaltung geradezu widersprechender Zustände ein Vergnügen oder

170. Maria und der gefesselte Sebastian

Venezianisches Gemälde von Paolo Veronese

vielmehr die Empfindung zu bereiten, in der die Äußersten der Lust und des Schmerzes sich berühren, ist neben manchem andern Rätselhaften tief in der menschlichen Natur begründet."

In der Ethnologie der primitiven Völker finden wir die krassesten Belege von Masochismus der Untertanen, wogegen die Folterkammer der strengsten Mätresse nur ein Kinderspiel ist. Vom König Mtesa in Uganda berichtete Speke, daß er ab und zu zu seinem Vergnügen den Weibern seines Harems einen Speer in den Leib jagte. Dem Engländer war das Faktum absonderlich, so daß er's notierte, den einheimischen Legendensängern aber galt es nur als dekorativer Zug in der Ausmalung fürstlicher Machtfülle. Von einem andern afrikanischen Häuptling hörte man, daß er zu beliebiger Frist sein Volk zusammentrommeln ließ und, mit einem Sichelmesser bewaffnet, augenrollend unter die zagende Menge trat, um irgend welchen seiner Untertanen den Hals abzuhacken. Sein Ansehn wuchs immer mehr dadurch.

Man sage nicht: von inferiorer Neger-Rasse. Der Masochismus ist allgemein menschlich, wie alle Grundelemente des Sexuellen. Ein russischer Einjähriger schrieb neulich, daß die Rekruten in seinem Regiment nur diejenigen Offiziere als „schneidig" bewunderten, von denen sie alle Augenblicke regelrecht geohrfeigt werden. Schon Victor Hehn, ein Kenner, schrieb in seinen Tagebuchblättern „De moribus Ruthenorum": „Und was finden wir in Rußland? Ein Volk, . . in der allgemeinen Sitte der Schläge, der Mißhandlung, der Ruten und Peitschenhiebe, der Faustschläge in den Nacken und das Gesicht seit Jahrhunderten aufgewachsen, ein Volk mit dem asiatischen Mut der Resignation, ohne Trotz, . . . in Befehl und Gehorsam sich in seinem angeborenen Element fühlend, ein Volk, mit dem man durch Befehl und Ruten alles machen, alles leisten kann, das durch Furcht und die geschwungene Peitsche zu Heldentaten, ja zu Geniewerken vermocht werden kann, eine wundervolle personlose Masse für Gebieter, Waräger, deutsche Exerziermeister."

Auch die Russen sind rückständig, sagt man? Nun, ein deutscher Verleger, Reserve-Offizier, aber sonst ziemlich skeptisch, sagte mir: „Wissen Sie, ich kann mir nicht helfen, aber wenn ein oberster Kriegsherr so die Front abschreitet, geht es einem doch eigentümlich wie ein Schauer durch und durch." — Was ist denn psychologisch für ein Unterschied zwischen all diesen verschiedenen Ehrfurchtsschauern? Doch nur der, daß mit der Höhe der „Zivilisation" die Empfänglichkeit dafür steigt. Der Afrikaner braucht abgehackte Hälse, wo der Russe sich mit Ohrfeigen begnügt, und der Deutsche erstirbt schon en passant. Heine sagt in der „Stadt Lucca": „Ich glaube, bei allen Italienern, wie auch bei einigen andern europäischen Völkern, wird auf deutsch kommandiert. Sollen wir Deutschen uns etwas darauf zu gute tun? Haben wir in der Welt so viel zu befehlen, daß das Deutsche sogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns so viel befohlen, daß der Gehorsam am besten die deutsche Sprache versteht?"

Bei der Beurteilung der Handlungen eines Herrschenden, sofern man psychologisch und nicht polemisch betrachtet, muß man sich immer fragen, ob die Handlungen nicht im Sinne des politischen Masochismus der Untertanen geschehen. Ein „Cäsarenwahnsinn" oder „Größenwahn" wäre objektiv medizinisch nur dann zu konstatieren, wenn die Vorstellungen im Kopf des Betreffenden über die masochistischen Gegenfähigkeiten der Beherrschten weit hinausgehn oder wenn sie überhaupt absurd sind. Größenwahn ist ja auch nur eins von mehreren Symptomen wirklichen Irreseins. Allein für sich, ist er nicht sogleich medizinisch verdächtig. Es ist z. B. ein Unterschied, ob ein Schamane glaubt, durch ekstatische Zaubermanipulationen Regen machen zu können, oder ob Edison sich einbilden würde, er habe ein Telephon zum lieben Gott konstruiert, durch das der Landwirt jederzeit um Regen anklingeln könne. Wenn der Zar, dessen Familie 325 Schlösser und 20000 Bediente

[illegible] Die Siegesgöttin. [illegible]

Reine de Navarre. 151

XLIX. NOUVELLE

D'une Comtesse qui se diversifia adroitement en jeu d'amour, & comment son menage fut découvert.

A La Cour d'un Roi de France nommé Charles (je ne dirai point le quantième pour l'honneur de celle dont je veux parler, laquelle je ne nommerai pas non plus par son nom propre) il y avoit une Comtesse étrangere de fort bonne maison. Comme

K 2 lay

177. [illegible]. Buchillustration des 17. Jahrhunderts

besitzt, in seinem Namen einen Rekruten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verurteilen ließ, weil dieser während der Moskauer Parade die Front verließ, um sich ihm mit einem Bittgesuch zu Füßen zu werfen, so paßt das in den Rahmen der russischen Untertänigkeit. Es bedurfte einer so atemraubenden Schicksalswendung, wie die Genesung des russischen Thronfolgers von einer Unpäßlichkeit, um diese selbe Verurteilung rückgängig zu machen, als ein Zeichen unerhört gnädiger Dankstimmung. Wenn die Menge einem Einzelnen zujubelt und ihn in die Wolken erhebt, ist es psychologisch folgerichtig, daß er hernach auf die Canaille runterspuckt. Aber bitte: in der Menge liegt die erste causa movens, denn sie rauft sich noch um den Speichel. Richard Strauß, Nicht-Mitglied des Anti-Lärm-Vereins, hat sich vor einiger Zeit im Hamburger Fremdenblatt über die Frage des Parsifal-Schutzes und die ungenügende Schutzfrist des Urheberrechtes überhaupt ausgelassen. Es heißt da unter anderm: „Ich habe selbst gehört (auf der Reichstagstribüne), daß ein Herr Eugen Richter in unverschämtesten Lügen die Rechte von armseligen zweihundert deutschen Komponisten zu Gunsten von zweihunderttausend deutschen Gastwirten zu Boden trat. Das wird auch nicht anders werden, solange das blöde allgemeine Wahlrecht bestehen bleibt, und solange die Stimmen gezählt und nicht gewogen werden, solange nicht beispielsweise die Stimme eines einzigen Richard Wagner hunderttausend und ungefähr zehntausend Hausknechte zusammen eine Stimme bedeuten." Diese „Expektoration" setzt also den 30 Jahre modernden Richard Wagner gleich tausend Millionen Hausknechte. Wie groß ist doch die deutsche Nation — oder wie schwach bei manchem das Kopfrechnen! Da Frau Cosima infolge mangelnder pragmatischer Sanktion nicht sukzessionsfähig ist, setze man getrost den geschwollenen Richard zum Weltkaiser über alle Hausknechte des Planetensystems ein. Aber im Ernst: wie viele werden denn inanbetracht dieses Speichelstrahls den Verkehr abgebrochen haben mit einem Musiker, der nicht bei seinem Leisten blieb? Im Gegenteil, es ist ihnen eine Ehre zu antichambrieren.

Damit auch die Köpenickiade auf diesem Gebiete nicht fehle, hier eine vermischte Nachricht:

Der famose französische Koch Brezet, der, wie jüngst erzählt wurde, eines schönen Tages den südamerikanischen Staat Counani erfand, sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Präsidenten dieses sagenhaften Staates machte und mit großer Freigebigkeit — aber nur für Geld und gute Worte — Orden und Titel verteilte, hatte einen noch weit berühmteren Vorgänger in dem originellen Orélie Antoine I., der sich zum König von Araukanien und Patagonien erhob, gleichzeitig aber in der guten Stadt Périgueux das ehrsame Gewerbe eines Barbiers ausübte. Auch er ging recht verschwenderisch mit Orden um und hatte immer alle Taschen angefüllt mit Kreuzen und Bändchen, die er an seine Kunden verteilte: wer sich rasieren ließ, wurde zum Ritter ernannt, ein Haarschnitt gab Anspruch auf den Rang eines Ordensoffiziers, und wenn man sich dazu noch den Kopf waschen ließ, konnte man mit Leichtigkeit zum Großoffizier befördert werden. In Paris trat der Herr Barbier immer nur als König auf. Eines Abends traf er hier auf einem Balle einen reichen

THE
JOHN CRE
[illegible]

Venus straft Psyche wegen der Verführung

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Amors Kupferstich von Voell nach J. F. de Troy. 1779

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

173. Victoria auf der Kriegsbeute. Deutscher Kupferstich. Um 1600

Kaufmann, den er kurze Zeit vorher zum Komtur ernannt hatte. Auf der Brust des Ordensritters leuchtete ein ganz mit Diamanten besetztes prächtiges Komturkreuz, das der Kaufmann sich für sein Geld hatte anfertigen lassen. Der Ritter näherte sich wohlgefällig dem verlockenden Kreuz, als der letztere ihn erblickte, rief er mit gut gespielter Verwunderung aus: „Wie, Sie sind noch Komtur? Ich ernenne Sie zum Großkreuz!" Sprachs, zog aus der Tasche ein versilbertes Ordenszeichen, das fünf Kronen wert sein mochte, heftete es dem Kaufmann an die Brust und nahm ihm dafür den mit Diamanten besetzten Orden ab.

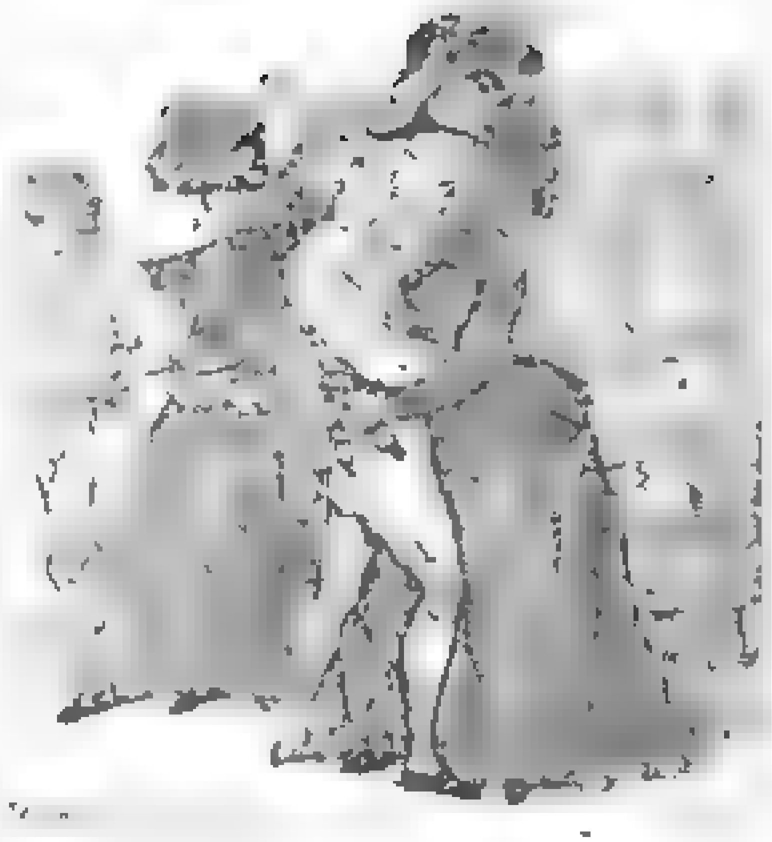
Im Gruß und Anrede zeigt sich von Alters her die Symbolik des Herrscher- und Untertanentums. Wiederum ist ihre Ausdrucksform bei den Primitiven kraß, bei den Zivilisierten infolge ihrer stärkeren Empfänglichkeit mehr abgeschwächt. Der Niedere wirft sich ursprünglich vor dem Höheren zu Boden und läßt auf sich herumtreten. In Sumatra legt man sich den Fuß des andern auf Brust, Kopf und Knie. Die Abessinier fallen auf die Knie und küssen die Erde. Der Japaner zog seine Sandalen aus, steckte die rechte Hand in den linken Ärmel, ließ die Arme langsam

herabgleiten, ging mit abgemessenen Schritten vor dem andern vorüber und rief mit furchtsamer Gebärde aus: Tu mir kein Leid an! Auf Ceylon wirft man sich vor dem Vorgesetzten zur Erde und murmelt andauernd seinen Namen und Titel. Die Hindu legen die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit ihr die Erde und zuletzt die Stirn, dabei nennen sie sich „untertänigen Sklaven". Der Russe umklammert die Knie des Herrn und küßt sie. Der Pole wirft sich zu Füßen. Der Böhme küßt den untern Saum des Gewandes. Die Mandinka, wenn sie eine Frau begrüßen, fassen ihre Hand und beriechen sie zweimal. Die Tibetaner knien nieder und strecken die Zunge raus, wahrscheinlich zu verstehn als umgekehrte Aufforderung des Götz von Berlichingen. Der Österreicher sagt: Servus! (= Sklave), der Deutsche: Ihr Diener! Der Knix ist die Absicht des Kniefalls, das Verneigen die Absicht des Niederwerfens. Wenn man sich hinwirft, fällt der Hut ab. Also ist das Hutlüften die Absicht des Niederwerfens. Der abgenommene Helm ist auch das Zeichen der wehrlosen Ergebung; also kann das Hutlüften auch hiernach gedeutet werden. Der militärische Gruß ist wiederum die Absicht des Hutlüftens.

Der Begrüßte wird auch unter Umständen für so heilig gehalten, daß ihn schon der betrachtende Blick entweihen würde. Dann geht man dem Höherstehenden aus dem Wege, wie die Neger dem Weißen in der Kapkolonie, oder man verhüllt das Gesicht, beugt den Kopf zur Erde oder kehrt dem zu Begrüßenden den Rücken zu. Vor einiger Zeit haben in Deutschland bei der Ankunft des Zaren die spalierbildenden Feuerwehr- und Kriegervereine sowie das Militär mit ab-

174 Die Zuflucht. Englische politische Karikatur 1784

gewandtem Gesicht Aufstellung nehmen müssen. Auch die Tributpflicht kann durch den Gruß anerkannt werden. Den persischen Großkönigen mußten Geschenke überreicht werden; Herodot erzählt, daß ein Bauer bei einer plötzlichen Begegnung nichts weiter überreichen konnte, als eine hohle Hand voll Wasser.



175. Die Herzoginnen auf dem Stimmenfang

[illegible]

Die Eskimos, die infolge ihres Lebens-Milieus außerordentlich demokratisch sind, auch innerlich, haben eine Grußzeremonie, bei der es erst zur Entscheidung gelangt, wer von beiden als der Herrschende zu gelten hat. Boas berichtet über diese eigentümlichen Ohrfeigen-Duelle:

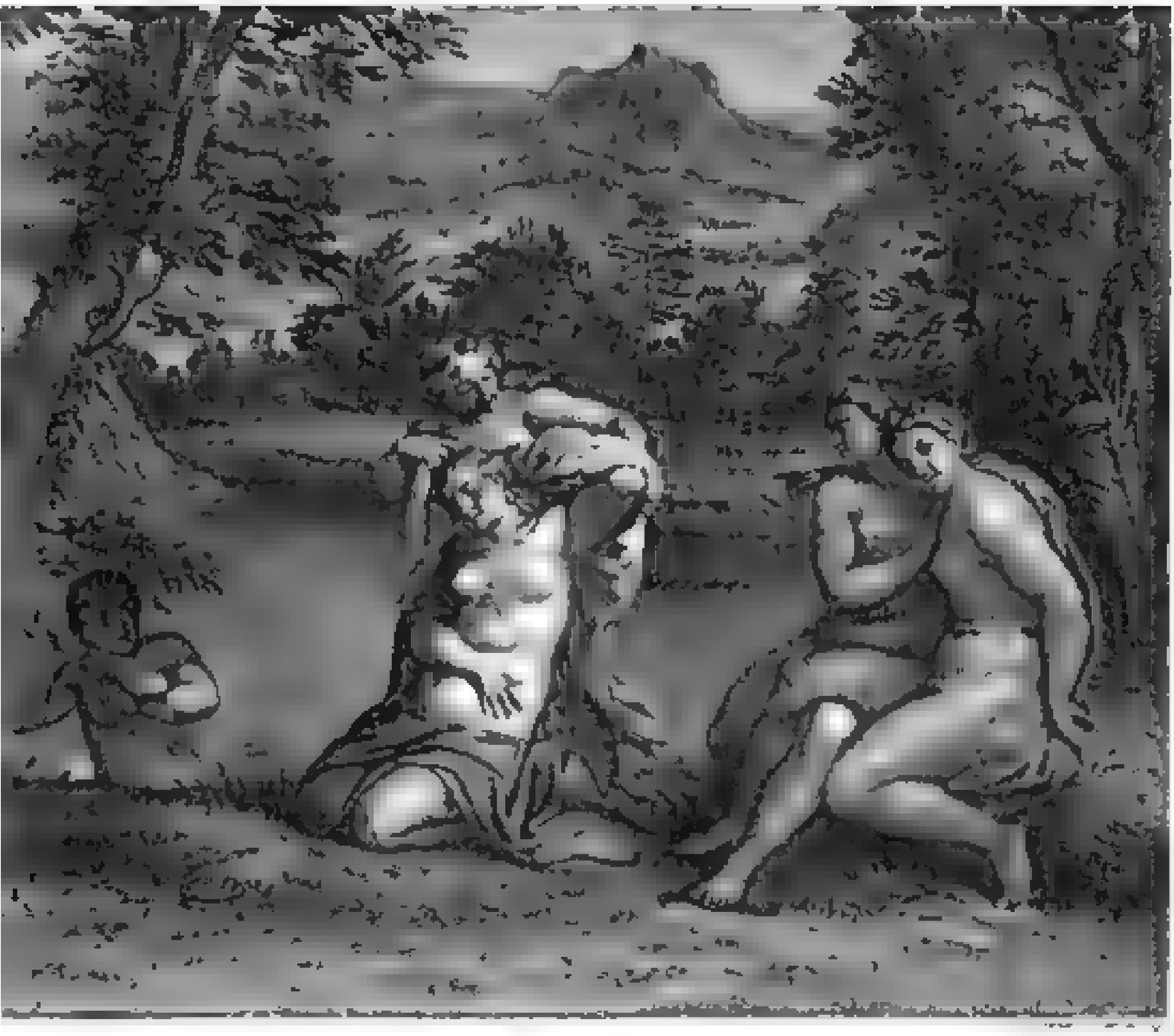
Kommt ein unbekannter Fremder in ein Dorf, so wird er durch ein großes Fest bewillkommt. Die Bewohner ordnen sich in eine Reihe, und einer von ihnen steht vor der Front. Der Fremde nähert sich diesem langsam mit verschränkten Armen und auf die rechte Seite geneigtem Kopf. Dann schlägt ihn der Ansässige mit aller Gewalt auf die rechte Wange und beugt nun seinerseits den Kopf, um einen Schlag des Fremden zu empfangen. Während dieser Vorgänge spielen die anderen Männer Ball und singen dazu. So fährt man fort, bis einer der Kämpfer ohnmächtig wird. ... Diese Scheinkämpfe sind zuweilen gefährlicher Art, da der Sieger das Recht hat, seinen Gegner zu töten, aber in der Regel enden sie friedlich.

Endlich kann die wichtige Betonung des Grußes noch in der Umständlichkeit liegen, mit der er vorgebracht wird. Nachtigal hatte in seiner Karawane einmal einen Mann aus dem Tubu-Stamm Namens Kolofômi. Unterwegs begegneten sie einem anderen Tubu, der dem ersten aber nicht näher bekannt war. Nachtigal erzählt nun:

Da der Fremde allein war, machte Kolofômi beruhigt die zur Begegnung nötige Toilette, d. h. trug Sorge, daß von seinem Gesicht nur die Augen sichtbar blieben und alles übrige sorgfältig in die verhüllende Turbanbinde gewickelt war, ergriff Lanze und Wurfeisen und trat dem Fremdling entgegen, der, sein Kamel am langen Halfter führend, jetzt ebenfalls seinen Litham (Gesichtsschleier) über die Nase in die Höhe zupfte. In der Entfernung von etwa sechs Schritten von einander hockten sie nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der anderen das Wurfeisen, und vollzogen den wichtigen Akt der feierlichen Begrüßung. Kolofômi begann mit der Frage nach dem Befinden des Fremden, welche er abwechselnd durch „Lahaunkennako" oder „Lahaunischeida" oder „Lahaunkaunu" oder „Killahânu" ausdrückte, und dieser antwortete durch „Laha" oder „Kukha". Sobald diese Fragen und Antworten etwa ein dutzendmal wiederholt worden waren, intonierte Kolofômi ein lautes, kräftiges „Ihilla", auf das der Fremdling dasselbe Wort erwiderte, und es folgte nun eine wechselseitige Wiederholung dieses Grußes, welche mich durch ihre Dauer in Verzweiflung setzte. Anfangs in kräftiger Mannesstimme erschallend, stieg das „Ihilla" in allmählicher Tonleiter bis zu höchstem un-

176. Die zürnende Diana

verständlichem Murmeln abwärts, das Ganze wurde mit einem so würdevollen Ernst ausgeführt, daß der Uneingeweihte viel eher eine wichtige Zeremonie als eine einfache Begrüßung vermutet hätte. Waren sie an dem tiefsten Laut ihres Redespiels angekommen und schien ihre Stimme in leisestem Murmeln zu ersterben, so begann wieder einer der beiden ein lautes bedächtiges „Laha", und das „Ihala" machte von neuem die ganze Tonleiter durch. Dabei schienen sie durchaus kein gegenseitiges Interesse an ihren Personen zu nehmen, sondern sahen sich selten an und schienen vielmehr geflissentlich entweder den Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen oder vor sich in den Boden zu bohren. Nach einiger Zeit wurde das sonderbare Wechselspiel durch zahlreiche Variationen der Frage „Wie geht es dir?" und durch die Antworten „Gut!" oder „Mit Frieden!" unterbrochen, und erst gegen das Ende des ganzen Begrüßungsaktes mischten sich andre Fragen nach Ausgangspunkt und Ziel der beiderseitigen Reisen, nach den Ereignissen des Landes, nach Lage und Zustand der nächsten Brunnen unter die stereotypen Fragen und Antworten. Nachher kehrte man zwar stets wieder zum „Ihala" zurück, doch kürzer und kürzer wurden die Reihen desselben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewann und die Begrüßungsformeln ganz aufhörten.



Kupferstich nach A. Carracci. 1707

Die Anrede ist im Deutschen ein kurioses Kapitel der Grammatik. Gewiß, auch der Spanier redet einen beständig mit der Partikel usted an, was aus Vuestra Merced (Euer Gnaden) zusammengezogen ist. Aber diese feinen Differenzierungen der Hoheit und Unterwürfigkeit, wie im Deutschen, hat's doch wo anders nie gegeben. Es ist bei uns noch nicht völlig aus dem Sprachgefühl geschwunden, daß man, außer in der ersten Person „ich", eigentlich in jeder andern Person anreden kann, und daß jede dieser Formen ihre Wertnuance hat. Das heut allgemein übliche „Sie" in der Mehrzahl ist eigentlich das blödsinnigste, was sich denken läßt, und von den Mächtigen nur erfunden worden, weil alles andere schon besetzt war: das Du, Er, Sie (Einzahl, weiblich), und Ihr. Auch das Wir enthielt schon eine leutselig herablassende Anredeform. Als neue Respekts- und Standesbezeichnung war einzig noch das Sie in der Mehrzahl zu haben. Noch Friedrich II.

177 Öffentliche Züchtigung des Ministers Linette. Anonyme [illegible] Karikatur aus der französischen Revolution

von Preußen war der alleinige „Sie“ in seinem Zirkel, seine Umgebung und die Untertanen hießen bei ihm „Er“. Der Domküster Schmidt machte ihm einmal eine Eingabe, etwa so: „Allerdurchlauchtigster König usw. Eurer Majestät tue ich zu wissen, daß es an Gesangbüchern für die königlichen Prinzen und Prinzessinnen fehlt; 2. daß kein Holz vorhanden, um die königliche Loge in der Kirche zu heizen, 3. daß dem Geländer an der Spree hinter der Kirche der Einsturz droht. Ich ersterbe usw.“ Die Randbemerkungen des Königs lauten: „1. Wer singen will, mag sich die Gesangbücher selber kaufen. 2. Wer warm sitzen will, mag sich das Holz selber mitbringen. 3. Das Geländer an der Spree geht Ihn garnichts an. 4. Verstanden!?“ So ist Ton und Gegenton. Der Empfänger des Gegentons erstirbt noch mehr denn zuvor. Gedicke las 1794 in der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über das Du und Sie in der deutschen Sprache vor. Da heißt es:

Man scheute sich zu einem wohlerzogenen Frauenzimmer im Akkusativ Sie zu sagen, damit die Angeredete nicht glauben möge, man wolle sie im Singular Sie (wie einen Mann Er) anreden. Die Höflichkeit der feinen Welt tritt daher lieber die Richtigkeit der Sprache mit Füßen und sagt, der Grammatik zum Trotz, nicht ich habe Sie, sondern ich habe Ihnen gesehn. Umgekehrt scheuen sich andere, weibliche Personen geringen Standes mit dem Akkusativ Sie anzureden, um sie nicht glauben zu lassen, es sei der Plural; sie brauchen also lieber den Dativ und sagen: ich habe ihr ja heute nicht gesehn. So wird also die Grammatik nicht allein, um nicht unhöflich, sondern auch, um nicht allzu höflich zu erscheinen, in jedem Falle beleidigt.

Der brave Gedicke hat nicht geahnt, daß das Rückgrat der Sprache ebenso biegsam ist, wie das der Sprechenden. Zu seiner Zeit bewarb sich ein Züricher Bürger beim Stadtrat um eine

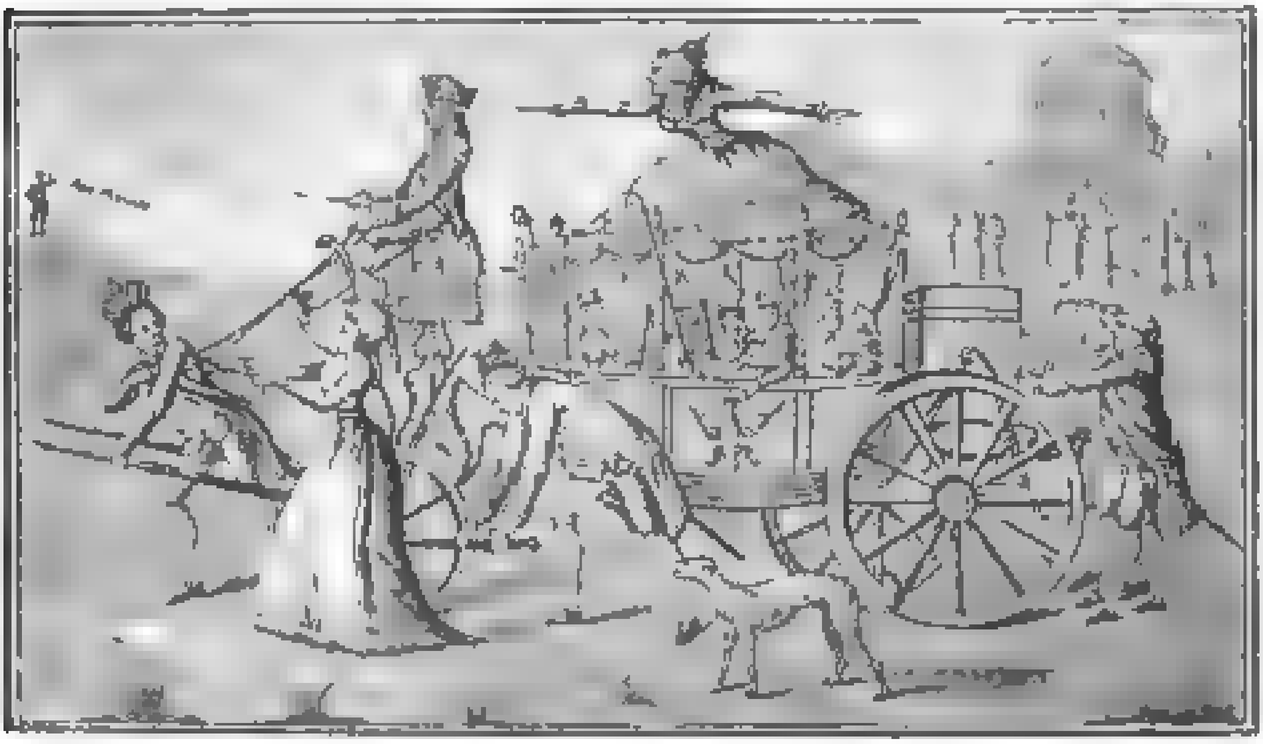
Briefträgerstelle. Sein Gesuch fing an, wie es sich gehörte: „Gnädiger Herr Burgermeister, Hochgeachte, Wol Edelgeborene, Woledle, Gestrenge, beste, Ehren- und Nothveste, frome, vorsichtige, Hoch- und Wohlweise, Insonders Großgünstige, gnädige, liebe Herren und Vättere!“ Ein Archivar, der das ausgrub, bemerkt dazu, daß die Zuschriften des Züricher Stadtrats jetzt folgende vorgedruckte Notiz tragen: „Wir bitten Sie, in Mitteilungen an uns keine Titel, ehrende Anreden oder Ergebenheitsformeln gebrauchen zu wollen. Dagegen versprechen wir, auch Ihnen gegenüber nichts derartiges zu verwenden.“ Der Archivar frohlockt über den Fortschritt der Zeit. Aber die Randbemerkung beweist, daß die Briefträgeraspiranten von anno 1772 noch keineswegs ausgestorben sind, und daß sich der Stadtrat im voraus salvieren will, falls ein Schreiber einmal die Titulatur eines Adressaten — versehentlich fortläßt!

Ein hochwürdiges (oder ehrwürdiges —? oder hochehrwürdiges —? ich weiß nicht) kurz ein — preußisches Konsistorialgericht hat neulich im Verfahren gegen einen Pfarrer verschiedene Zeugenladungen losgelassen. Die Abstufungen der Anrede bei diesen Männern Gottes sind über alle Maßen vorbildlich. Ich muß dabei immer an Radfahrer denken: oben gebeugt, nach unten tretend.

An den Stellenbesitzer F. Ich habe Sie als Zeugen zu vernehmen. Sie haben sich am 7ten, 5 Uhr hier und dort einzufinden. Im Falle des Nichterscheinens werden Sie mit 30 Mark in Strafe genommen.

An den Kassenrendanten H. Ich muß Sie als Zeuge vernehmen. Wollen Sie sich, bitte, am 7ten 5 Uhr auf meinem Amtszimmer einfinden. Sie können eine schriftliche Fixierung Ihrer Aussagen schon mitbringen.

An den Kgl. Landrat v. X. Ich bin beauftragt, Sie als Zeuge zu vernehmen. Würden Sie die Güte haben, eine Zeit zu bestimmen, die Ihnen zusagt. Mir wäre es am angenehmsten um 5 Uhr



378. Der Abzug von Dynastie und Kirche auf Kommando der Republik

Karikatur aus der französischen Revolution

in meinem Amtszimmer. Um Ihre Zeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, können Sie vorher Ihre Angaben schriftlich fixieren.

An den Kgl. Regierungspräsidenten v. d. S. Euer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt als Zeuge zu vernehmen. Würden Sie die Güte haben, eine Zeit zu bestimmen, in der ich Sie in Ihrer Wohnung in Potsdam aufsuchen darf usw.

* * *

Die Assassinen. Wir kommen nun zu einem historischen Beispiel von den Machtmitteln, die die Herrschenden angewandt haben, um sich den politischen Masochismus der Untertanen zu sichern. Dieser Beispiele gibt es natürlich viele. Aber alles, was ökonomischer Zwang oder rein körperliche Bedrohung heißt, können wir in dieser Beweisführung nicht gebrauchen. Es müssen psychische Mittel sein. Ich wähle ein Beispiel aus der Geschichte des Orients, das um so besser herpaßt, als Suggestion und Hypnose hineinspielt. Die Parallele mit den in den vorausgehenden Kapiteln dargelegten Faktoren des erotischen Masochismus wird damit evident.

Die Assassinen heißen eigentlich Haschischin, d. h. Hanf-Esser. Es handelt sich um das bekannte Opiat des indischen Hanfs, der in dieser geheimen Gesellschaft (begründet von Hassan aus Teheran im Jahre 1081) eine Rolle spielte. Die Ordensmitglieder nannten sich Fidawi, d. h. die Opferfreudigen. An ihrer Spitze stand der Scheich al Dschibâl, der „Alte vom Berge“, wie die Abendländer übersetzten. Die Assassinen kämpften ungefähr zwei Jahrhunderte lang mit solcher Todesverachtung und solchem Elan blindwütigster Tollkühnheit, daß im Französischen noch heute die gefährlichste Sorte der Mörder assassins heißen. Jeder Assassine war das Prototyp eines „willenlosen Sklaven“ in der Hand des Gebieters, d. h. er wollte mit alleräußerster Energie dasjenige, was sein Herr begehrte. Und diese Energie schreckte nicht zurück vor sofortiger Selbstvernichtung. Wie kam diese psychische Dressur zu stande?

eh bien, J. F., dira-tu encore vive la Noblesse?

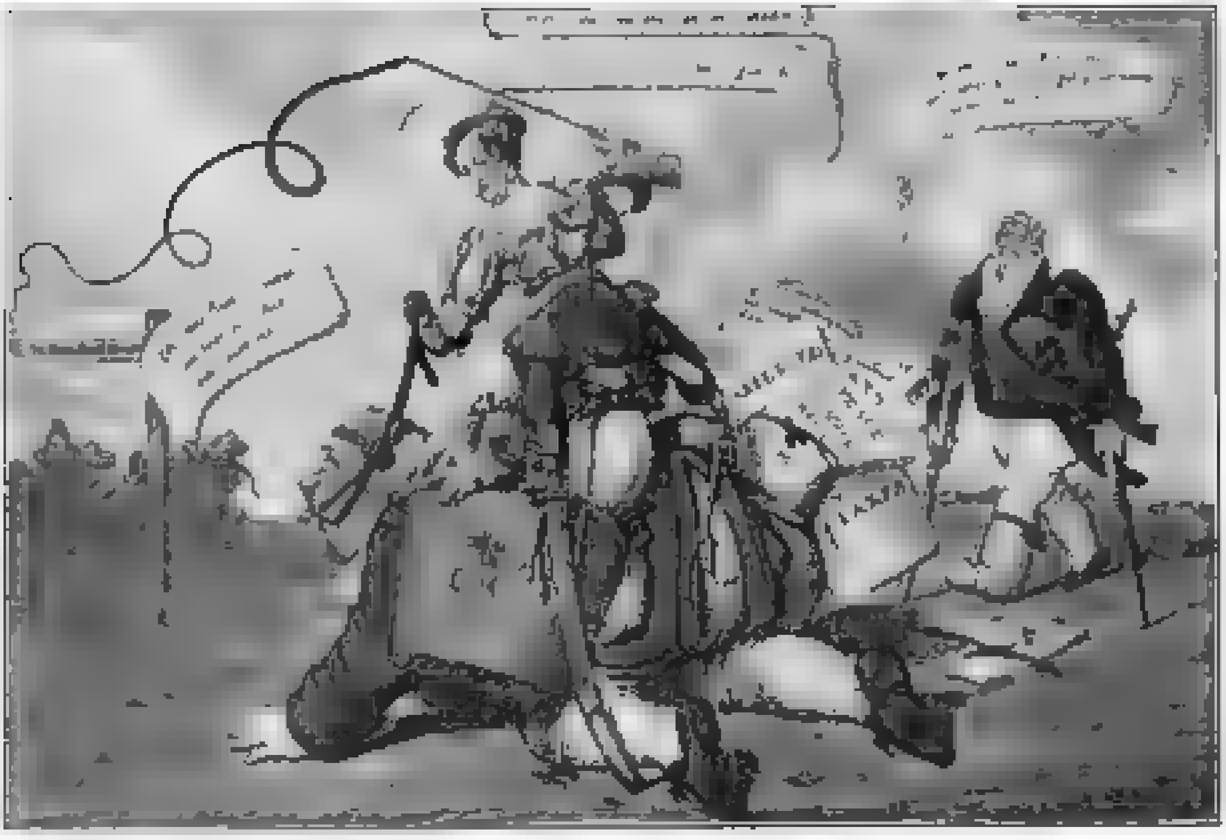
179. Madame la République tritt den Adel zu Schanden

Kupfer aus der französischen Revolution

In dem Siret-el-Hakim (Memoiren Hakims), einer Art von historischem Roman, hat Hammer folgenden Bericht entdeckt über die Gärten von Massyat, dem Hauptsitz der Assassinen Syriens.

Unsere Erzählung kehrt jetzt zu Ismail, dem Häuptling der Ismailiten, zurück. Er nahm mit sich seine mit Geld, Silber, Perlen und anderen, den Küstenbewohnern weggenommenen, oder auf der Insel Cypern und von dem Könige von Ägypten, Dhaher, dem Sohne Hakim-Biemr-Illahs, erhaltenen Effekten beladenen Leute. Nachdem sie dem Sultan von Ägypten zu Tripolis Lebewohl gesagt hatten, begaben sie sich nach Massyat, wo sich die Bewohner der Schlösser und Festungen versammelten, um sich mit dem Häuptling Ismail und seinem Volk zu erfreuen. Sie legten ihm die reichen Gewänder an, womit ihn der Sultan versehen hatte, und schmückten das Schloß Massyat mit allem, was gut und schön war. Ismail zog mit den Ergebenen (Fidawie) in Massyat ein, wie keiner vor ihm oder nach ihm in Massyat getan hatte. Er blieb daselbst einige Zeit, um noch einige Leute in seinen Dienst

THE
JOHN CRE



180. Im Damensattel. Englische Karikatur von 1816 auf die Knechtung des englischen Volkes zu Gunsten der königlichen Lakaien

zu nehmen, die er sowohl dem Herzen als dem Leibe nach ergeben machen könne. In dieser Absicht hatte er einen großen Garten machen lassen, in welchen er Wasser leiten ließ. Mitten in diesem Garten erbaute er einen vier Stock hohen Kiosk. Auf jeder von den vier Seiten befanden sich durch vier mit goldenen und silbernen Sternen bemalte Bogen verbundene, reichgeschmückte Fenster. In diesen brachte er Vasen, Porzellan, Gläser und Trinkgefäße von Gold und Silber. Er hatte zehn männliche und zehn weibliche Mameluken d. h. Sklaven bei sich, die aus dem Lande des Nils mit ihm gekommen und kaum zur Mannbarkeit gelangt waren. Er kleidete sie in Seide und die feinsten Stoffe und gab ihnen Armbänder von Gold und Silber. Die Säulen waren mit Moschus und Ambra eingelegt und er setzte in die vier Fensterbogen vier Kästchen, in denen sich der feinste Moschus befand. Die Säulen waren poliert und dieser Ort war der Aufenthalt der Sklaven. Er teilte den Garten in vier Teile. Im ersten waren Birnbäume, Apfelbäume, Weinstöcke, Kirschen-, Maulbeer-, Pflaumen- und andere Arten von Fruchtbäumen. Im zweiten befanden sich Orangen, Limonen, Oliven, Granatäpfel und andre Früchte. Im dritten waren Gurken, Melonen, Gemüse usw. Im vierten sah man Rosen, Jasmin, Tamarisken, Narzissen, Veilchen, Lilien, Anemonen usw. Der Garten war von Wasserkanälen durchschnitten und der Kiosk von Teichen und Reservoiren umgeben. Es waren Haine da, worin Antilopen, Strauße, Esel und wilde Kühe zu sehen waren. Von den Teichen ausgehend, traf man Enten, Gänse, Rebhühner, Wachteln, Hasen, Füchse und andre Tiere. Um den Kiosk pflanzte der Häuptling Jsmail hohe Baumgänge, die in die verschiedenen Teile des Gartens ausliefen. Er baute daselbst ein großes Haus, das in zwei Gemächer geteilt war, das obere und das untere. Von dem letzteren führten bedeckte Gänge in den Garten hinaus, der ganz von Mauern eingeschlossen war, sodaß niemand hineinsehen konnte; denn diese Spaziergänge und Gebäude waren alle ohne Bewohner. Er machte eine Galerie der Kühle, welche von diesem Gemach nach dem Keller lief, der sich hinten befand. Dieses Gemach diente zum Versammlungsort der Männer. Nachdem er sich daselbst der Tür gegenüber auf ein Sofa gesetzt hatte, ließ der Häuptling seine Leute niedersetzen und gab ihnen den ganzen Tag lang bis zum Abend zu essen und zu trinken. Wenn die Nacht hereinbrach, so sah er um sich, wählte diejenigen, deren Standhaftigkeit ihm gefiel und sagte zu ihnen: He, du da, komm und setz dich zu mir! So ließ Jsmail diejenigen, die er erwählt hatte, zu sich auf das Sofa setzen und trinken. Darauf erzählte er ihnen von den großen und vortrefflichen Eigenschaften des Imam Ali, seiner Tapferkeit, seinem Edelmut und seiner Großmut, bis sie von der Macht des Bendschi, welchen er ihnen gegeben hatte,

181. Republikanische Abstrafung. Holländische Karikatur von 1793

und der nie versäumte, seine Wirkungen in weniger als einer Viertelstunde zu zeigen, übermäßig einschließen und wie tot niederfielen (Bendsch ist der arabische Name für Bilsenkraut). Sobald der Mann gefallen war, stand der Häuptling Ismail auf, erhob ihn, brachte ihn in ein Schlafgemach, dessen Tür er verschloß, und trug ihn von da auf seinen Schultern in die Galerie der Kühlung, welche sich im Garten befand, und von da in den Kiosk, wo er ihn der Sorge der Sklaven und Sklavinnen übergab und sie anwies, allen Wünschen des Kandidaten zu entsprechen, auf den sie Essig spritzten, bis er erwachte. Wenn er wieder zu sich gekommen war, so sagten die Jünglinge und Mädchen zu ihm: Wir warten nur auf deinen Tod, denn dieser Ort ist für dich bestimmt. Dies ist ein Pavillon des Paradieses und wir sind die Huris und Kinder des Paradieses. Wärest du tot, so würdest du auf ewig bei uns sein, du träumst aber nur und wirst bald erwachen! Unterdessen war der Häuptling Ismail zur Gesellschaft zurückgekehrt, sobald er den Kandidaten erwachen gesehen, der jetzt nichts, als die schönsten, auf die kostbarste Weise geschmückten Knaben und Mädchen wahrnahm. Er sah sich an dem Orte um, atmete den Duft von Moschus und Weihrauch ein und näherte sich dem Garten, wo er die Tiere und Vögel, das laufende Wasser und die Bäume sah. Er blickte auf die Schönheit des Kiosk und die goldenen und silbernen Gefäße, während ihn die Jünglinge und Mädchen unterhielten. Auf diese Weise blieb er verwirrt und wußte nicht, ob er wache oder nur träume. Waren zwei Stunden der Nacht vergangen, so kehrte der Häuptling Ismail nach dem Schlafzimmer zurück, schloß das Tor und begab sich von da nach dem Garten, wo ihn seine Sklaven umgaben und vor ihm aufstanden. Sobald ihn der Kandidat gewahrte, sagte er zu ihm: O Häuptling Ismail, träume ich oder wache ich? Darauf gab ihm der Häuptling Ismail zur Antwort: O du, hüte dich, dies Gesicht einem zu erzählen, der an diesem Orte ein Fremdling ist. Wisse, daß der Herr Ali dir den Ort gezeigt hat, der für dich im Paradies bestimmt ist. Wisse, daß ich in diesem Augenblick mit dem Herrn Ali im Feuerhimmel zusammengeseissen habe. So zaudere nicht einen Augenblick im Dienste des Imam, der dir seine Glückseligkeit zu kosten gegeben hat! Darauf befahl der Häuptling Ismail das Abendessen aufzutragen. Dieses wurde in goldenen und silbernen Gefäßen gebracht und bestand aus gekochtem und gebratenem

Fleisch mit andern Gerichten. Während der Kandidat aß, wurde er mit Rosenwasser besprengt, wenn er zu trinken verlangte, so wurden ihm goldene und silberne Gefäße mit köstlichen Getränken gebracht, in die ebenfalls Bendsch gemischt war. War er wieder eingeschlafen, so trug ihn Ismail durch die Galerie nach dem Schlafgemach zurück, ließ ihn dort und ging wieder zur Gesellschaft. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, besprengte sein Gesicht mit Essig, brachte ihn heraus und befahl einem der Mameluken, ihn zu schütteln. Wenn er sich beim Erwachen an derselben Stelle unter den Gästen befand, sagte er: 'Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohamed ist Gottes Prophet.' Darauf näherte sich ihm der Häuptling Ismail und liebkoste ihn, und er blieb gewissermaßen im Rausch, dem Dienste des Scheikh gänzlich ergeben, der sodann zu ihm sagte: 'O du, wisse, daß dasjenige, was du gesehen hast, kein Traum, sondern ein Wunder des Imams Ali war. Wisse, daß er deinen Namen unter denen seiner Freunde aufgeschrieben hat. Wenn du das Geheimnis bewahrst, so bist du deines Glückes gewiß, sprichst du aber davon, so wirst du dich dem Zorn des Imam aussetzen. Stirbst du, so bist du ein Märtyrer. Hüte dich aber, dies irgend jemand zu erzählen. Du bist durch eine der Pforten zur Freundschaft des Imam eingegangen und ein Glied seiner Familie geworden; wenn du aber das Geheimnis verrätst, so wirst du einer seiner Feinde und aus seinem Hause vertrieben werden.' So wurde dieser Mann ein Diener des Häuptlings Ismail, der sich auf diese Weise mit vertrauten Leuten umgab, bis sein Ansehn feststand.

Diese Erzählung wird bestätigt von Marco Polo, der auf seiner Tour nach Ostasien in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vierundzwanzig Jahre lang von Venedig abwesend war. Er weiß von einem Volk, das er Mulehiten (Mulahid) nennt, und von ihrem Fürsten, dem Alten vom Berge:

In einem schönen Tale, zwischen zwei hohen Bergen eingeschlossen, hatte er einen prachtvollen Garten gemacht, der mit jeder köstlichen Frucht und jedem duftenden Strauch, den er sich verschaffen konnte, angefüllt war. In verschiedenen Teilen des Gartens waren Paläste von verschiedenartiger Größe und Form errichtet, die mit Vergoldungen, Malereien und mit seidenen Möbeln geschmückt waren. Mittelst kleiner, in diesen Gebäuden enthaltener Kanäle sah man Ströme von Wein, Milch, Honig und reinem Wasser in jeder Richtung fließen. Die Bewohner dieser Paläste waren elegante und schöne Mädchen, die im Singen, Spielen auf allen Arten musikalischer Instrumente, Tanzen und besonders Verlockung zur Liebe geschickt waren. In reiche Gewänder gekleidet, sah man sie beständig in den Gärten und Pavillons herumspringen und scherzen, während ihre weiblichen Wächter in dem Gebäude eingeschlossen waren und nie erscheinen durften. Der Zweck des Häuptlings bei der Einrichtung eines so bezaubernden Gartens war folgender, daß Mohamed denjenigen, welche seinem Willen gehorchten, die Freuden des Paradieses verheißen habe, wo sich jede Art von sinnlicher Lust in der Gesellschaft schöner Nymphen finden solle, und er wünschte, daß seine Anhänger ihn auch für einen Propheten, der seinen Günstlingen die Freuden des Paradieses verschaffen könne, und dem Mohamed für gleich hielten. Damit niemand ohne seine Erlaubnis den Weg in dieses herrliche Tal finden solle, ließ er ein starkes und unüberwindliches Schloß an dessen Eingang errichten, zu dem man durch einen geheimen Gang gelangte. An seinem Hofe hielt dieser Häuptling eine Anzahl von Jünglingen im Alter zwischen 12–20 Jahren, die unter denjenigen Bewohnern der umliegenden Berge ausgewählt waren, welche eine Neigung für kriegerische Übungen zeigten und kühnen

182. Eine Familienszene

Karikatur auf die Schauspieler [illegible] und Talma. Um [illegible]

183. Drei Wochen nach der Hochzeit. [illegible]

Mut zu besitzen schienen. All diesen erzählte er täglich über das von dem Propheten und ihm selbst verheißene Paradies zu werden, und ließ zu gewissen Zeiten ein oder ... von diesen Jünglingen einen Schlaftrunk trinken, und sie, wenn sie vor Schlaf halb tot waren, nach den verschiedenen Zimmern der Paläste im Garten bringen. Wenn sie aus diesem Zustand der Lethargie erwachten, so fielen ihren Sinnen alle die entzückenden Gegenstände, welche beschrieben worden sind, auf, und ein jeder sah sich von liebenswürdigen Mädchen umgeben, die sangen, spielten, seine Blicke durch die bezaubernden Schmeicheleien auf sich zogen und ihm köstliche Speisen und auserlesene Weine reichten, bis er vom Übermaß der Genüsse berauscht und unter wirklichen Flüssen von Milch und Wein wirklich glaubte, daß er im Paradiese sei und der Zufriedenheit der Genüsse denselben ergeben war. Nachdem auf diese Weise vier bis fünf Tage vergangen waren, wurden sie noch einmal eingeschläfert und aus dem Garten gebracht. Wenn sie ihm sodann wieder vorgeführt und befragt wurden, wo sie gewesen seien, so lautete die Antwort: Im Paradies durch die Gnade Eurer Hoheit, worauf sie vor dem ganzen Hofe, der ihnen mit Begierde zuhörte, eine umständliche Erzählung der Szenen, deren Zeugen sie gewesen waren, gaben. Darauf redete sie der Häuptling an und sagte: Wir haben die Versicherung unseres Propheten, daß der, welcher seinen Herrn verteidigt, das Paradies erben soll, und wenn ihr euch meinen Befehlen gehorsam zeigt, so erwartet euch dies glückliche Los. Durch Worte dieser Art zum Enthusiasmus angefeuert, hielten es alle für das größte Glück, die Befehle ihres Herrn zu empfangen und strebten nach dem Tode in seinem Dienste.

* * *

Die marianische Ekstase. Der Raum, der mir zur Verfügung steht, erlaubt es leider nicht, noch ein weiteres zu erzählen von dem Erfolg, mit dem das System der mohammedanischen Kriegerkaste der Assassinen funktionierte. Die Tatsachen übertreffen beinah jede Phantasie-Möglichkeit.

Ich will dafür hier ein Analogon anführen, das noch stärker erotisch gefärbt ist, obwohl die Beteiligten darauf schwören, es handle sich um keine „unheiligen" Gedanken. Doch das sind

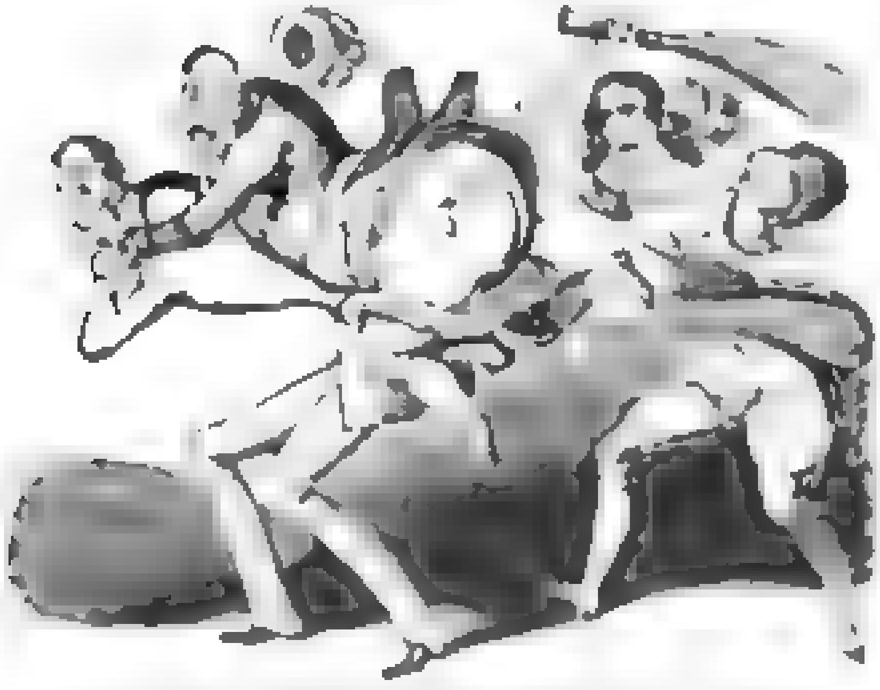
184. Der Fußkuß. Anonyme englische Karikatur auf die katholische Politik des Herzogs von Wellington. 1829

nur Wortspielereien. Dem Weibanbeter ist seine „Herrin“ genau so „heilig“, wie dem römischen Propagandisten die Himmelskönigin. Ich gebe dem Augenzeugen R. Bardt das Wort.

Die Propaganda Fide, das Institut zur Verbreitung des Glaubens, ist die Zentrale, in welcher fast alle Drähte des katholischen Telegraphennetzes münden. Was sie an großen Plänen baut mit großen Mitteln, das weiß ich nicht, oder vielmehr, was ich davon weiß, kennt auch jeder andere. Aber wie sie sich ihre Helden züchtet, habe ich gesehen, die Kleinarbeit ihrer geistlichen Militärakademien habe ich bei einer solchen Freiwilligenprüfung bewundert, und von ihr will ich erzählen. Das große, dunkelgelb getünchte Haus liegt an der Piazza di Spagna in Rom. Zu ihm gehören auch noch die kleinen gegenüberliegenden Gebäude, in welchen Druckerei und Buchhandlung untergebracht sind, erstere für die Herstellung der in etlichen 300 Sprachen und Dialekten abgefaßten Katechismen und sonstigen geistlichen Missionsschriften, letztere für deren Verkauf. Im Hauptgebäude, welches man an gewissen Tagen betreten darf, war eines Tages wieder Prüfung jener Zöglinge, welche sich eine der in noch unchristlichen und wilden Gegenden gebräuchlichen Sprachen und auch alle anderen Kenntnisse angeeignet hatten, die der katholische Missionar besitzen muß. Dieser Prüfung – sie ist der Höhepunkt des sonst so flachen Schülerlebens – wohnen, wie man mir sagte, immer die höchsten Spitzen der kirchlichen Welt bei. Und um ihre werbende Kraft nicht nur an diese ohnehin Gewonnenen zu verschwenden, lud man – ich weiß nicht, ob es auch jetzt noch geschieht – auch Laienpublikum dazu. Damals war noch der verstorbene Graf Ledochowski der oberste Leiter der Propaganda. Wohl allen, die ihn selber oder sein Bild gesehen, wird der adlig-geistvolle Kopf, die königliche Würde der Haltung, die soignierte Grazie der ganzen Erscheinung noch im Gedächtnis leben. Ledochowski, im fürstlichen Karmoisin des Kardinals, an goldener Kette das Kreuz am Halse hängend, auf dem weißen Haar das purpurne Mützchen, den Hut im Nacken, saß in der Mitte der Estrade, hohe Geistliche im Halbkreis um ihn. Auf dieser Estrade schien alle Kunst der mise en scène zu kulminieren: diese Menschen lösten sich in Gebärde und Blick, in Gewand und Haltung wie farbenglühende Bilder ab von den Wänden. Ihnen gegenüber öffneten sich Flügeltüren in den Nebensaal. Aus diesem traten immer einzeln die Prüflinge. Wie der erste ins Zimmer trat, empfing man von der Versammlung unwillkürlich den Eindruck, als säßen Senatoren des alten Rom da und sähen zu, wie

der Kampfstier in die Arena führen. [illegible] Der erste Prüfling war ein langaufgeschossener, hagerer junger Mensch, [illegible] Er machte den Eindruck eines [illegible]. [illegible] Augen [illegible] Mit einer tiefen Verbeugung trat er nahe an die [illegible] Dann sprach er ein Gebet in einem [illegible] fremden Idiom. Damit zu Ende, begann seine eigentliche [illegible] [illegible] Er erzählte, daß er [illegible] Er liegt an fremder Küste am Land, ein glühendes Land. [illegible] Maria aber [illegible] Jungfrau [illegible] [illegible] Hände heben sich aus dem Schoße zu leisem Beifallklatschen ... Auch die übrigen Insassen. Ein temperamentvollerer Wortführer murmelte [illegible] „Bravo!"

Es wird oft behauptet, die Minneritter hätten den Marienkultus nur ins Weltliche übertragen, ihn gleichsam profan gemacht. Da muß man doch daran erinnern, daß der Sexualtrieb des Mannes länger in der Welt ist, als seit dem Beginn unserer Zeitrechnung, daß die Kirche also umgekehrt das Profane sakral gemacht hat. Ganz abgesehen davon, daß der Marienkultus seine unmittelbaren Vorgänger in den entsprechenden griechischen, phönikischen und babylonischen Kulten hat. Die



125. Die deutsche Gouvernante. Englische Karikatur

186. Lola Montez, Wilhelm von Preußen, Louis Philippe und Metternich

Politische Karikatur von 1848

überhaupt so ziemlich nichts original entstanden ist im christlichen Kult. Wem es aus irgend welchen Gründen nicht „paßt“, daß der Marienkult, also die Anbetung eines weiblichen Phantoms, die vielen Jahrhunderte hindurch nur ein Ausdruck verdrängter und verunglückter Sexualität ist, der hat von sich aus ganz Recht. Mag er sich subjektiven Illusionen hingeben! Die wissenschaftliche Betrachtung jedenfalls kann auf das Privatvergnügen einzelner empfindlicher Personen keine Rücksicht nehmen.

Die Künstler haben es vermieden, Ekstasen, wie sie Baldi schildert, darzustellen. Maria war damals eine mit dem Majestätsparagraphen geschützte Einrichtung der allmächtigen Kirche. Sie haben, wo sie konnten, ein sinnlich schönes Weib oder eine üppige junge Mutter gemalt, und damit basta. Dürer's „Maria in der Glorie“ (Abbildung Nr. 167) ist für die Familienbibel gedacht. Näher an den Kernpunkt der Sache kommt Paolo Veronese's „Maria und der gefolterte Sebastian“ (Abbildung Nr. 170). Doch kann man nicht eigentlich sagen, daß sie sich an der Folterung, die ihr zu Ehren geschehen, „weidet“. Die masochistische Grußform, die dem Papst gegenüber üblich ist, illustrieren die Abbildungen Nr. 184 und 190, die eine englisch, die andere französisch.

* * *

Byzantinismus. Der Hof zu Byzanz, dem heutigen Stambul, hatte einst die Nachfolge vereint des griechischen wie des römischen Weltreichs angetreten und sie so lange aufrecht erhalten,

bis der fünfundneunzigjährige Doge Enrico Dandolo im Juli 1203 als Sieger am Goldenen Horn einzog. Zarigrad, die Kaiserstadt, heißt Konstantinopel bei den Slaven noch heute. Das masochistische Zeremoniell, das die lange Tradition dieser Hofhaltung verbrämen mußte, war notgedrungen peinlich. Der neu aufkommende Mikado in Rom hat da sicher manches abgeguckt, besonders den Fußkuß, der ihm als simplem Verwahrer von Petri, des Netzflickers, Schlüsseln wohl kaum zukäme. Im Grunde war aber das byzantinische Zeremoniell nicht ärger, als das anderer und unbedeutender Höfe, und nur die übergroße Glorie hat auch den Schimpf nach sich gezogen, der jetzt im Stichworte liegt. Ärger als in Byzanz ist die Untertanenhaftigkeit heute wohl auch nicht, aber wahrscheinlich ungefähr ebenso. Schon die Geburt des Mächtigen wird „fieberhaft" erwartet, um nicht von dem „hochgradigen" Interesse zu reden, das die vorgeburtliche Entwicklung begleitet.

In der Frühe des 20. März 1811 erwartete eine gewaltige Menschenmenge im Garten der Tuilerien mit fieberhafter Spannung den Augenblick, da die Geschütze mit ihrem ehernen Munde durch die Anzahl der Schüsse verkünden würden, ob die Kaiserin ihrem Gemahl den heißersehnten Sohn und Erben oder eine Tochter geschenkt habe. Es mochte etwa 9½ Uhr sein, als der erste Kanonendonner erdröhnte. Bei den folgenden fing man an zu zählen, in immer stärkerer Erwartung bis zum einundzwanzigsten, der ja der letzte sein würde, wenn nur eine Prinzessin in den Tuilerien das Licht der Welt erblickt hatte. Noch eine Sekunde, dann löste sich die atemlose Stille in eine alles mit sich fortreißende Begeisterung auf: man brauchte nun ja nicht weiter zu zählen, der zweiundzwanzigste Schuß gab die unzweifelhafte Gewißheit, daß Napoleon der Vater eines Sohnes, des Königs von Rom, geworden war. Kopfbedeckungen aller Art fliegen in die Luft, ein brausendes „Hurra!" pflanzt sich mit tausendfachem Echo durch die benachbarten Straßen fort: das Volk scheint in seiner jauchzenden Freude von einer Art Verzückung gepackt zu sein. Napoleon, der hinter den Vorhängen eines Fensters des Zimmers der Kaiserin steht und Zeuge dieser überwältigenden Kundgebung ist, die ihm und seinem Glücke gilt, vermag in diesem Augenblick die tiefe Erregung in seiner Brust nicht zu bemeistern — von seinen Wangen rollen große Tränen herab, die einzigen, die seine Umgebung je aus seinen Augen hat fließen sehen. Etwa eine Stunde später stieg Madame Blanchard in ihrem Ballon vom Marsfelde auf, um aus der Höhe Papierstreifen herabflattern zu lassen, durch die die frohe Botschaft den Erdenbewohnern gleichsam vom Himmel verkündet wurde. Es war ein klarer, frühlingsheller Tag, so daß die Zeichentelegraphen die bedeutungsvolle Kunde mit überraschender Schnelligkeit durch die Provinz verbreiten konnten. Bereits um 2 Uhr nachmittags trafen Antworten und Glückwünsche aus Lyon, Brüssel, Antwerpen, Brest und anderen großen Städten des Reiches ein. Offiziere der maison militaire Napoleons, Pagen und Eilboten wurden mit der triumphierenden Nachricht nach allen Richtungen ausgesandt.

König und Königin.

„Warum, o Lola, muß Dir sagen,
Daß alle Pulse für Dich schlagen,
Daß Du geliebt wirst wie kein Weib auf Erden
Für diesen Sieg muß ich Dein Gatte werden."

(Von Cöllor.)

187. Karikatur auf Lola Montez

Im Berliner Lustgarten werden bei der Geburt eines Prinzen 72, bei der Geburt einer Prinzessin 21 Schüsse abgegeben. Einmal kam es vor, daß die Artilleristen wegen Betriebsstörung

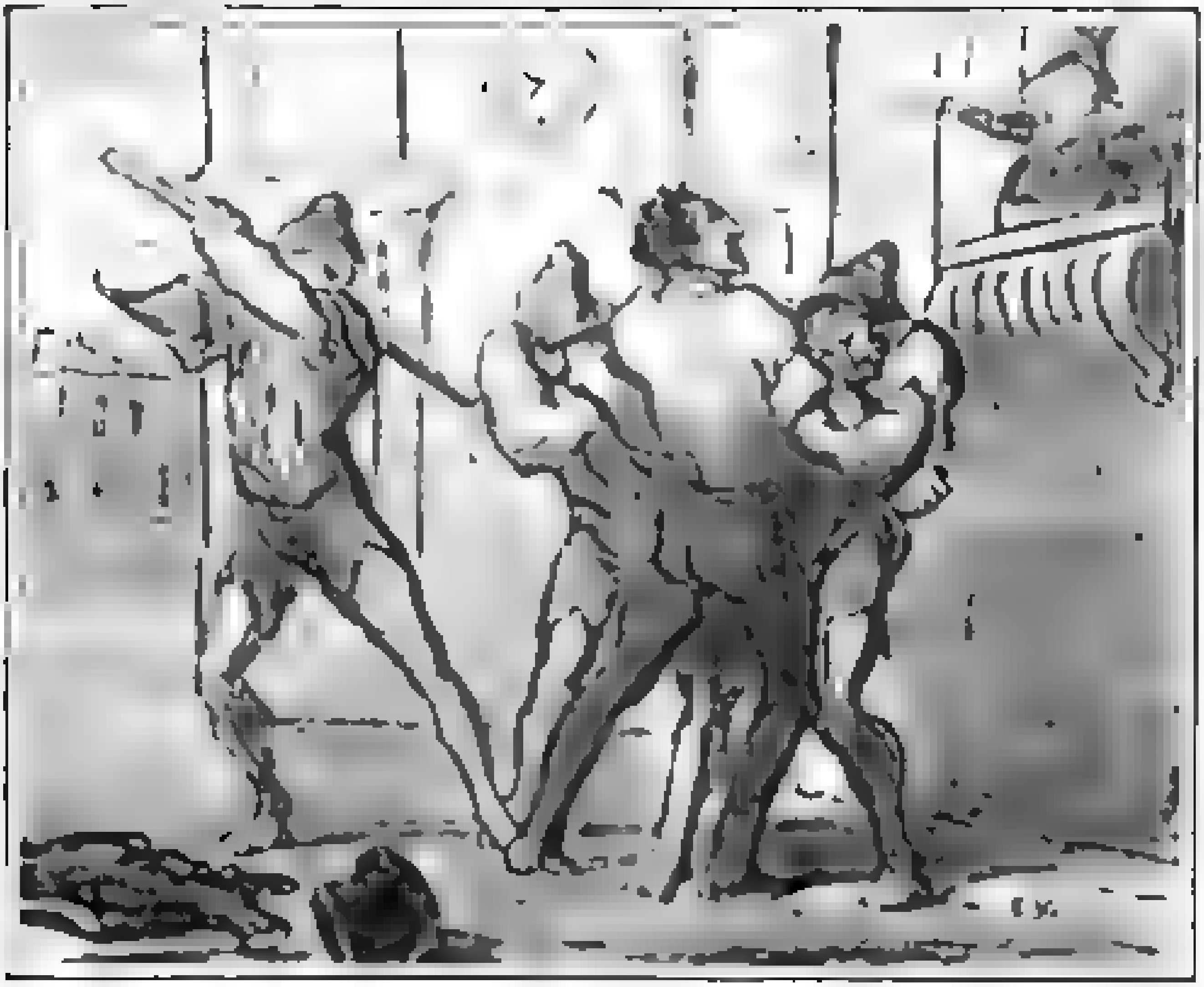
The Hertford Hobby. Englische Karikatur von 1819

Der vierte Georg als Steckenpferd

Beilage zu Eduard Fuchs und A. Kind, Buch „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Das Spiel mit der Puppe.
[illegible]

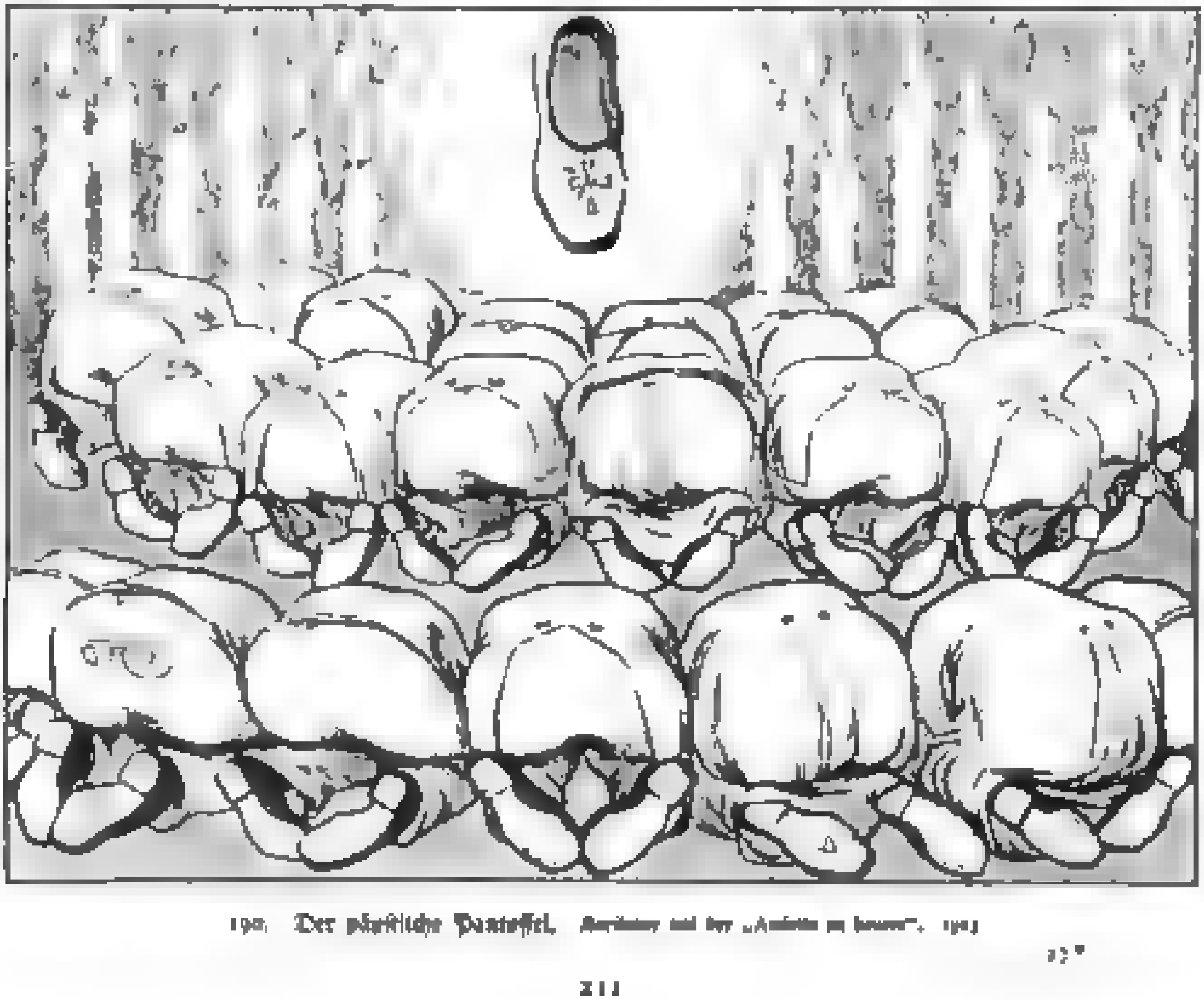
der Hofdame durchgeschmuggelt worden war. Hier das jüngste Beispiel von der Seligkeit, einen Blick darauf geworfen zu haben:

In einem geradezu beängstigenden und gefahrbringenden Gedränge haben heute vor dem Kunstgewerbemuseum in der Prinz-Albrecht-Straße die Menschenansammlungen gestanden, die durch die öffentliche Schaustellung der Brautausstattung der Prinzessin Viktoria Luise verursacht waren. Schon um 5 Uhr morgens hatten Neugierige von der zum Eingang emporführenden Rampe Besitz ergriffen, obwohl das Museum erst um 10 Uhr vormittags geöffnet wird. Im Laufe des Morgens und des Vormittags schwoll die Menschenmasse, fast durchweg aus Frauen bestehend, derartig an, daß dreißig Schutzleute zu Fuß und sechs Berittene mit zwei Offizieren aufgeboten werden mußten, um die sich zum Teil in wenig erbaulicher Weise drängende und stoßende Frauenmenge in Schach zu halten. Der unbefangene Beobachter sah kopfschüttelnd diese Tausende von Frauen jeden Standes sich in dem lebensgefährlichen Engpaß der Rampe vorwärts quetschen, und bald ereignete sich, was nicht ausbleiben konnte. Das Gedränge wurde zu einem Kampf aller gegen alle, bei dem Hüte, Blusen und Röcke in Fetzen gingen. Die Folge war, daß die von Anfang bis zu Ende äußerst langmütige Polizei [illegible]

Einmal hatte Frl. v. W. den „Vorzug, ihm die Pfeife in Brand zu setzen", erzählt Poschinger von Bismarck, und der Präsident einer königlichen Eisenbahndirektion [illegible], als er den Fidibus in Schweningers Hand erblickt. „Herr Professor," sagt er [illegible], „Sie haben gewiß schon oft die Ehre gehabt, Sr. Durchlaucht die Pfeife anzuzünden, lassen Sie mir heute einmal diese hohe Ehre!" Bismarck hält ihm die Pfeife hin. Als Durchlaucht vom Fenster aus eine Ansammlung von Verehrern sieht, seufzt er: „Da stehn wieder Verrückte!" Ton und Gegenton. — Der oppositionelle Berichterstatter schaut die Sache so an:

[illegible]

Knechtsinn oder wie man sonst das Untertanenbewußtsein der Geschäftsmonarchisten nennen will, spielt sich im „demokratischen" Bayernland zwar in gemütlicheren Formen ab — z. B. der Herr Metzgermeister geht im fettfleckigen Bratenrock in die Galavorstellung im Hoftheater, trotzdem Frack Vorschrift ist, und die Frau Hauptzollamtsoffizialsgattin im hochbusigen Schwarzseidenen wedelt mit weißbaumwollenen Handschuhnummer 10¾) hinauf zur Loge des Gottgesalbten — aber es spielt sich doch ab. War das ein Wettrennen der Hoflieferanten und anderer kleinindustrieller Krämerseelen, wer am 12. März die dicksten Tannenkränze, das meiste Gebammel von Weiß-Blau in Baumwolle, Papier, Barchent oder Holzspänen vor sein Fenster hängen, wer die meisten Lichter aufstellen, wer am lautesten Hoch brüllen konnte, wenn eine besetzte oder leere Hofkutsche durch die Straßen fuhr. Man hatte halt starke Angstlichtschmerzen und Zittersüchte. Am Vorabend des hohen Tages gabs ein beträchtliches Massenaufgebot von Schaupöbel. Hauptsammelpunkt der Max Josephs-Platz, flankiert vom Schloß (d. h. dem unbewohnten Teil der neuen Residenz, denn der bescheidene alte Herr bewohnt nur einige nach dem Hof gehende Zimmer), dem Hoftheater und der Hauptpost. Von Polizisten zu Fuß und Pferd, Feuerwehr, Militärkordons hübsch in Schach gehalten, konzentrierte sich hier hauptsächlich das satte Münchener Bürgertum, die dumpfe liberal-ultramontan grundierte Masse des Besitzes ohne Bildung, die mittleren und kleinen Beamten, Hofbräuphilister, Innungsmeister, Geschäftsleute und andere würdige Stützen des Throns. Diese Kleinen im Geiste und Großen im Fleisch kamen am Max Josephs-Platz reichlich auf ihre Kosten. Man denke: Serenade, Zapfenstreich, Parademarsch, griechisches Feuer, Illumination, 20 Musikkorps, Massentrumbum und Tschingdera, Purpurdecke am mittleren Fenster der Residenz, darüber der Prinzregent, links und rechts sämtliche andere bayerische Apanagenbesitzer mit Kind und Kegel, dann jener feierliche Moment, wo die treue Untertanenseele unter dem Hochdruck der Gefühle in einem zehntausendfachen Hoch explodiert und der gerührte Angebetete sich dreimal verneigt. Es war herrlich, es war göttlich, es war mittelalterlich, mitteleuropäisch, fast preußisch. So gab sich die süddeutsche Schwärmgeist und Lakaienseele schrankenlos ihrem Herrscher hin usw. usw.

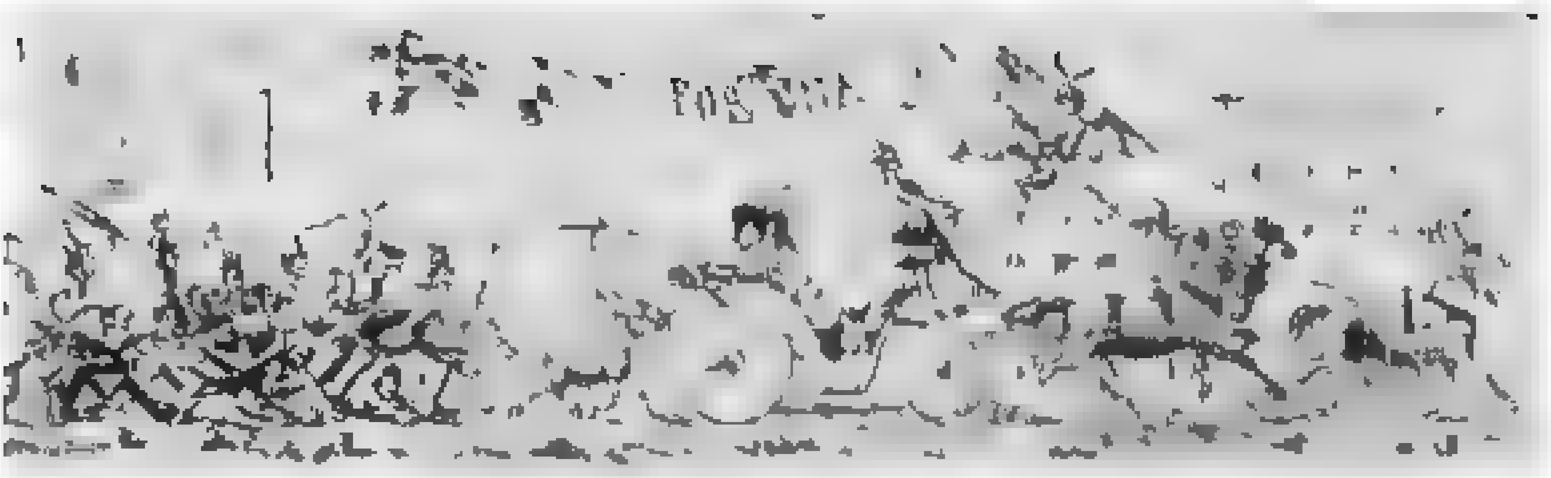


190. Der päpstliche Pantoffel. Karikatur aus der „Assiette au beurre". 1903

192. Fortunas Trabanten

Die Erde ist geweiht, auf die der Fuß des Mächtigen trat. Dreißig Ortschaften im Schwabenlande errichteten im Oktober 1910 gemeinsam einen Denkstein auf der Stelle, wo der Kaiser beim Manöver gestanden hatte. So was gab's noch nicht in Alt-Persien. Die Münchener „Jugend" schrieb dazu: „Beschämt blicken wir auf das wackere Städtchen M. Die Leute zeigen uns, was wahre Loyalität ist ... Deutsche! Patrioten! An wie vielen anderen Stätten unseres Vaterlandes hat S. M. schon gestanden, ohne daß ein Denkstein die Stelle ziert! Jedes fehlende Denkmal aber ist auch ein Brandmal auf dem Kerbholz der patriotischen Indolenz unserer Nation ... Wir wollen einen großen Volksbund mit vielen Unter-Komitees gründen, um alle jene geheiligten Stätten ausfindig zu machen, die je unter dem Schwerpunkt Seiner Majestät lagen ... Wir wollen nicht ruhen, bis auch der letzte solcher Flecke Erde mit lapidarem Jubel der Nachwelt erzählt: Hier stand, hier lag, hier saß, hier ritt, oder hier fuhr Seine Majestät! Auf, Deutsche! Patrioten! Tretet dem großen Bunde bei. Unser Vereinszeichen sei ein Emailleschild mit roter Zunge und der Devise: „Was nützt mir der Stiefel, wenn er nicht geleckt wird!" — Die Aufforderung zur Begrüßung nach Tibetanischer Sitte ist überflüssig. Die Wirklichkeit beschämt die Erfindungsgabe des Satirikers. Früh übt sich, was ein Meister werden will, und wer zum Anbeten keine Tageslicht-Größe zur Hand hat, begnügt sich mit einer aus dem Rampenlicht:

Unter der großen Zahl der Berliner Vereine, die jetzt bei Beginn der kalten Jahreszeit wieder zu neuem Leben erwachen, gibt es einige, die unbekannt und verborgen ihr Dasein fristen. Das Berliner Adreßbuch gibt keinen Aufschluß über ihre Existenz, und dem Uneingeweihten dürfte es schwer fallen, Kenntnis über sie zu erlangen. Nicht, daß diese Vereinigungen aus Furcht vor dem Gesetzesparagraphen das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen Ursache haben — die Ursache ist anderswo zu suchen. Die Mitglieder dieser Klubs huldigen einem Personenkult eigener Art, und da dieser Kult an und für sich hart an die Grenzen der Lächerlichkeit streift, so zieht man sich klugerweise vor der kompromittierenden Öffentlichkeit zurück. Solcher eigenartigen Klubblüten gibt es zahlreiche in Berlin. Jeder hat seinen Abgott, zu dem jedes Mitglied emporschaut wie zu einem Heiligen. Die Theatersaison ist die Zeit, in der diese Anhimmelungsklubs sich eines regen Zuspruches erfreuen, und jeder Backfisch schätzt sich als Mitglied glücklich. Die Objekte, „die Angehimmelten", sind die berühmten oder durch irgend etwas bekannt gewordenen Mitglieder der großen Berliner Bühnen. Die Mitglieder der königlichen Theater stehen obenan, und eine bekannte Sängerin des Opernhauses aus Amerika kann sich auf diesem Gebiete sogar eines Rekords rühmen. Die Gründungsgeschichte dieser Klubs ist immer die gleiche. Abend für Abend fanden sich die gesinnungsgleichen Backfische am Theater ein. Sie kannten sich ursprünglich nicht, aus allen Stadtteilen kamen sie zu dem unverabredeten Rendezvous. Unfreundliche, mißtrauische Blicke warfen sie sich zuerst einander zu, die mit Neid gemischt waren, sobald der Platz der anderen günstiger war als der eigene. Im Laufe der Wochen trat die Gewohnheit in ihre Rechte; sie begannen einander äußerlich zu

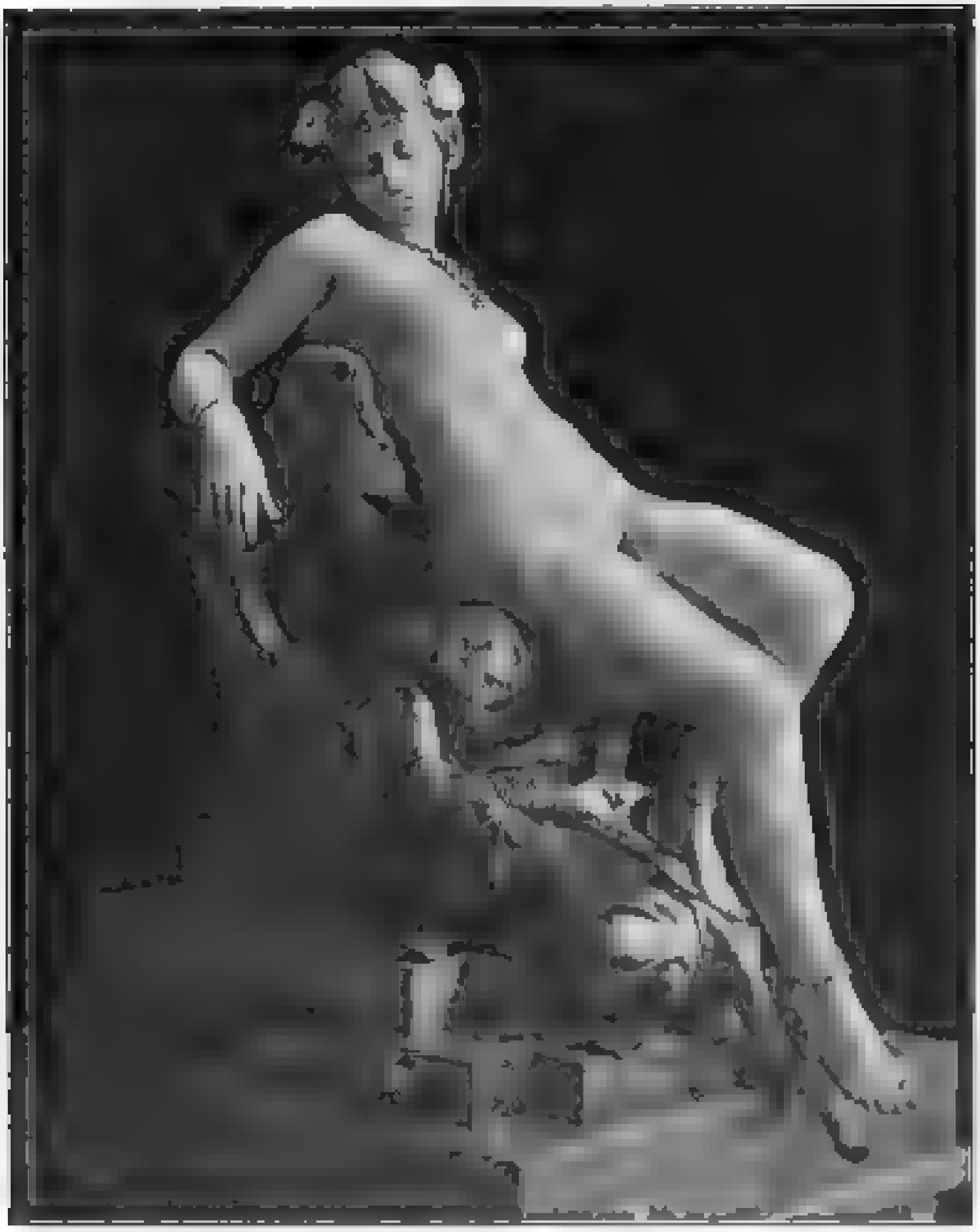


Radierung von Weltí. Aus dem Weltí-Album (Pick & Co, München)

ignorieren, innerlich kannten sie sich schon recht gut. Die Künstlerin aber, die den Anlaß zu diesem „Rendezvous" gab, ignorierte wieder die Harrenden, ostentativ machte sie ein böses Gesicht. Das gemeinsame Leid verband die enttäuschten Konkurrentinnen um die Gunst der Sängerin, sie begannen miteinander zu plaudern, und die neue Freundschaft beflügelte die Gründung des „Klubs". Der Klub nimmt das ganze Interesse und die freie Zeit seiner Mitglieder in Anspruch. Mit bewundernswerter Energie wird der wider ihren Willen Verehrten nachgestellt. Ein unglaublicher Eifer tritt zutage, um den Gewohnheiten der Vergötterten nachzuspüren. Sie kennen keine Hindernisse, die unübersteigbar wären, wenn es gilt, dem Idol des Klubs zu begegnen. Sie entdecken den Stammbaum der Bedauernswerten, beschäftigen sich mit dem Studium ihrer Familie im einzelnen, dringen auf Umwegen in das Allerheiligste ihres Boudoirs ein und sezieren ihr Herz mit psychologischer Gründlichkeit. Sie bestechen und interviewen ihren Kutscher, ihre Zofe und ihr Dienstmädchen, sie kaufen Fetzen von den Rüschen ihrer abgelegten Jupons, Federhalter, mit denen sie einst geschrieben, und Teile von der Garnitur ihrer alten Hüte, sie ergründen ihren Gesundheitszustand, ihre Speisekarte, ihr Bankkonto und ihre Einkünfte, ihre Zinsen und deren Verwendung. Der Anhimmelungsklub ist zum geschäftigen Detektivbureau geworden, und ein großes Quantum Intelligenz wird an eine lächerliche und kindische Sache verschwendet.

Keine Hundeseele aber ist so schnuppernd veranlagt wie die des modernen Reporters. Der versteht die Kunst. Er jappt nach jedem Abfall und apportiert ihn dem Volk mit Stimmungs-Sauce, auf daß es in Gedanken onaniere vor der Herrlichkeit. „Der goldene Schleier der Prinzessin Thurn und Taxis ging wie ein Traum durch den Saal" und „Gerhardt Hauptmann hat sich eine Warze entfernen lassen und trägt jetzt einen Verband". Hans Barth, Amateur-Weinreisender, der im Berliner Tageblatt hofiert, hat sich des Ex-Sultans Abdul-Hamids entleerte Wohnung besehen. Er sagt „geheiligte Räume". Und dann: „Am Boden … eine halb gerauchte kaiserliche Zigarette; ich nehme sie als Andenken an mich". Und dann hebt er noch auf von den „kaiserlichen Damen" — was? Nun Abfälle. Von Stoffen nämlich. Wie sagte jener Verleger? „… es geht einem doch eigentümlich wie ein Schauer durch und durch …" Wer wagt es noch, den Masochismus für eine „geistige Krankhaftigkeit" zu erklären, ohne Deutschland und die ganze Welt ins Irrenhaus zu sperren?

Ich wollte zeigen, daß der politische Masochismus in seinen Ausdrucksformen nahezu identisch ist mit dem erotischen Masochismus. Soweit sich das in aller Kürze zeigen läßt. Ich sprach einst mit einem Reichstagsabgeordneten der Linken über diese Parallele, und sie wollte ihm nicht eingehn. Er sah nur Knechtseligkeit, Verdummung, Rückständigkeit innerhalb einer gewissen, sich angeblich



192. Circe und ihr Lieblingspanther. Skulptur von Ferrary

langsam aber sicher vollziehenden Entwicklung zur politischen Reife. Schließlich stellte sich heraus, daß er von den Ausdrucksformen des erotischen Masochismus und von der Verschiedenartigkeit der Gefühlsapperzeptionen nie etwas gehört hatte. Er hatte nur davon läuten hören, derartiges sei „Psychiatrie", komme also für seinen Gesichtskreis nicht in Betracht. Wenn es aber dennoch in Betracht kommt? Wenn die soziale Frage nicht bloß dadurch zu lösen wäre, daß man sich organisiert gegen das Verdammtsein zum körperlichen und intellektuellen Hungern? Wenn der geheime Feind in der eigenen Seele sitzt, die leiden und entbehren und gehorchen und demütig sein will, und die Genuß davon zehrt, daß es Unterschiede im Leben gibt und Mächtigere, denen man folgt und zujubelt, in deren Dienst man danach ringt, mit einem Blick der Beachtung belohnt zu

werden? Lassalle gab in seinem „offenen Antwortschreiben" folgende Formulierung: „Alles menschliche Leiden und Entbehren hängt nur von dem Verhältnis der Befriedigungsmittel zu den in derselben Zeit vorhandenen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten ab. Alles menschliche Leiden und Entbehren und alle menschlichen Befriedigungen, also jede menschliche Lage, bemißt sich somit nur durch den Vergleich mit der Lage, in welcher sich andre Menschen derselben Zeit inbezug auf die gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse derselben befinden". Deutlicher, als hier geschehn, kann man die gesamte Psychologie der Empfindungsqualitäten kaum ausschalten und an Stelle des Seelischen, das sich nicht gebieten läßt, ein dürres proportionales Rechenexempel setzen. Indessen: aufgestellte Programme gesellschaftlicher Art gehn unbewußt gerade den innerlichen Schwierigkeiten am behutsamsten aus dem Wege, und für die Psychologie gibt es keine Dogmen, sie seien denn Gegenstand der Untersuchung, und Lassalle überhaupt war ganz klar einer jener führenden Herrenmenschen, von denen ich am Eingang dieses Kapitels sprach. Auch seine Thesen dienten dem „Masochismus" der Gefolgschaft; nur zeigte er den Weg zum Paradis in einer anderen Form als Ismail, der Häuptling der Ismailiten. — —

Unsere Witzblätter sind erfüllt von der beständigen Darstellung des politischen Masochismus. Wenn man den politischen Lack abkratzt, wird man finden, daß darunter sehr häufig die reine Ausdrucksform des erotischen Masochismus zum Vorschein kommt. Wegen der Leichtigkeit, dies zu konstatieren, ist hier auf moderne illustrative Belege verzichtet worden. Besonders hervorzuheben wäre die farbige Beilage „Mlle. Monarchie oder Das ersehnte Glück", ein schönes Blatt aus dem Journal „La Caricature". Man sieht, wie diese Wirtschafterin die „renitenten" Elemente zwischen ihren Beinen eingeklemmt hält und sie tranchiert gleich Krammetsvögeln. — Die Abbildungen Nr. 175, 179, 186, 187, 189, 191 und 194 sind ohne weiteres verständlich. Nr. 174 bezieht sich auf den Minister Fox, der bei seiner Protektorin, der Herzogin von Devonshiere, eine „Zuflucht" sucht; man vergleiche hierzu die Darstellung desselben Gegenstandes unter Nr. 375. Abbildung Nr. 178 stellt vermutlich den Abzug von Dynastie und Kirche auf

193. Die Fabrikbesitzerin.

Zeichnung von Jacques Villon. Aus der „Assiette au beurre". [illegible]

Kommando der Republik dar; die beiden Damen spielen jedenfalls eine gebietende Rolle. — Nr. 177 bedeutet wahrscheinlich, daß der Minister Lindet wegen ungenügender Erledigung jakobinischer Aufträge bei seiner Rückkehr vom Ausland eine offizielle Nase bekam und von der Presse heftig gegeißelt wurde, die Ruten-Dame könnte auch Madame Roland sein. — Nr. 180 zeigt das englische Volk unter der Last seiner Steuern, wie es von der Königin Karoline beritten wird, Georg IV., der Gichtige, humpelt auf Krücken hinterdrein. — Nr. 183 ist auf Napoleon I. und Marie Luise gemünzt, drei Wochen nach der Hochzeit haut sie Talleyrand mit dem Szepter auf den Kopf und ihrem Gatten, der selbst mit allen Kronen der Welt gespielt hat, wirft sie die eigene ins Gesicht. Nr. 185 zeigt Wilhelm IV. von England, der als Prinz Großadmiral war und daher mit einem Anker abgestempelt ist, auf dem Rücken seines zeitweiligen Ministers Wellington, seine Frau, geborene Adelheid von Sachsen-Meiningen, führt sich als „deutsche Gouvernante" auf. — Endlich gehört hierher noch die „Fabrikbesitzerin" auf Abbildung Nr. 193, sie illustriert folgende Stelle aus Zolas „Travail": „Diese Arbeiter, die sich die Haut zerschinden mußten vor dem Höllenfeuer der Öfen, damit sie frisch und blühend wäre in ihrer glücklichen Faulheit, sie dressierte sie wie ihre Haustiere, die ihr Nahrung gaben und ihr jegliche Mühe abnahmen ..."

Den [illegible] sind die ehernen gefolgt, nur kümmerlich windet sich hier und da ein Rosenblatt durch die festen Ringe. — Der Pantoffelheld in seiner Unmenschlichkeit ist kein Gegenstand des Scherzes mehr

194. Der bezwungene Volksaufstand

Politische Karikatur aus dem „Nürnberger Trichter" von [illegible]

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Die Rolle der Weiber beim Boxerma

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind, Die Weiberherrschaft

fr. Groteske von Thomas Rowlandson, 1811

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
L[illegible]RY.

195. Englische Justiz. Buchillustration. Um 1750

VI

Das Brutale im Mann

Äußerlich betrachtet, scheint es, als gehöre der sogenannte Sadist nicht in eine Abhandlung über „Weiberherrschaft". Nach der hergebrachten Auffassung würde man sagen: der Sadist ist die „outrierte" Männlichkeit und sein Gegenpol das fügsame, duldende Weibchen, also im extremen Sinne das Käthchen von Heilbronn. Das wäre dann allerdings der gerade Gegensatz zu denjenigen Typen, die im Mittelpunkt dieses Buches stehn.

Aber die hergebrachte Auffassung ist grundfalsch. Sie stützt sich auf die klinische Unterscheidung zwischen Sadismus und Masochismus, die bequem ist, gewisse Erscheinungen zu etikettieren und sie dann als erledigt ad acta zu legen. Man kann aber dem Wesen nach nicht einen Sadismus vom Masochismus trennen, beides ist ein und dieselbe Skala der Gefühlstöne, ein und dieselbe Bahn ganz bestimmter Ideen-Assoziationen.

Schon die Namengebung ist konfus und bedauerlich. Wenn man die Opuse des Marquis de Sade durchliest, sowohl die sicher von seiner Hand sind, als die ihm neuerlich zugeschrieben werden, gelangt man zu der Überzeugung, de Sade sei eigentlich mehr das gewesen, was man klinisch als Masochist bezeichnet. Auch Havelock Ellis kommt zu ähnlichen Schlüssen. Er sagt: „Hätte de Sade einen wollüstigen Hang zu Grausamkeiten in sich gehabt, so wäre diese Neigung in der Revolutionszeit zum Vorschein gekommen, denn damals war es weniger gefährlich, Blutdurst als Menschlichkeit zu simulieren. De Sade zeichnete sich aber damals nicht nur durch seine philanthropische Tätigkeit aus, sondern auch dadurch, daß er unter eigener Lebensgefahr Menschen vom Schafott rettete, die ihn geschädigt hatten. Abgesehen von der organisch bedingten Anlage, die ihn erotische Befriedigung im Schmerz des Weibes finden ließ und der er in der Regel nur dadurch Genüge tat, daß er sich in der Einsamkeit allerhand Schauder ausmalte, abgesehen davon war de Sade einfach das, was seine Bekannten von ihm sagten: un aimable mauvais sujet, von außerordentlich hoher intellektueller Begabung. Wenn wir das ignorieren, so laufen wir Gefahr, ihn mit Männern von dem Schlage des unheimlichen Richters Jeffreys zu verwechseln."

Und die Benennung „Masochismus" ist noch mehr als konfus, sie ist bedauerlich. Einem lebenden, ehrenhaften Romanschriftsteller hinterrücks einen Tick anzuhängen, in dem Sinne, wie es Krafft-Ebing getan hat, ist Pöbelei. Bei Krafft-Ebing ist die Namengebung nicht objektiv wissenschaftlich, sondern einfach beschmutzend. Die Seelenkunde muß gewiß die einzelnen Individuen für sich erforschen; aber danach hat der Name des Erforschten im Material unterzugehen. Leider wetteifern neuerdings die Psychiater mit den Reportern im ehrenrührigen Ausschnüffeln von Personalien. Während sie den „Fall" eines Honorarpatienten niemals mit Angabe des Namens veröffentlichen würden, nehmen sich einzelne von ihnen die Frechheit heraus, die Werke irgend eines lebenden Dichters auf „geistig krankhaften" Geschlechtstrieb zu untersuchen und dann ihr pfuscherisches Attestat auf Irrenhaus-Reife in besonderen Broschüren dem blasierten Laien-Publikum zu unterbreiten! Warum überhaupt in die Ferne schweifen, wo die Objekte der Forschung so nahe liegen. Eine Berliner Zeitung konnte vor nicht langer Zeit folgende Notiz bringen:

Kleptomanie bei Psychiatern. In der Ausstellung für ... befindet sich dicht beim Sitzungssaal ein langer, von Psychiatern stets umlagerter Stand einer bekannten Buchhandlung. Dieselbe hat sehr trübe Erfahrungen gemacht. Die Herren Psychiater haben nämlich außerordentlich viele der zur Ansicht aufgestellten Bücher und Broschüren, darunter dickleibige Bände von erheblichem Wert, einfach mitgehen heißen. Das Stehlen hatte am zweiten Tage solchen Umfang angenommen, daß besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden mußten.

196. Die Flagellanten-Szene
Kupfer aus dem 18. Jahrhundert

Wie stand es denn aber um Sacher-Masoch? Schildert er nicht meistens „sadistische" Handlungen und Phantasien? Die Ideen-Assoziationen der „Venus im Pelz" sind doch in seinem Hirn vor sich gegangen! Und wenn man genau untersucht, ist die individuelle conditio sine qua non Sachers das Pelzwerk gewesen, und dann noch von einem Weibe

197. Realistische Darstellung der Geißelung Christi. Gemälde von Dirk Bouts

an ihren Liebhaber „verkauft" zu werden, damit dieser ihn schlage. Das beides wäre streng genommen „Masochismus". Aber da kann man lange suchen, ehe man diese beiden Nuancen als „unfehlbare Idee" wieder in einem Manne vereint findet. Die Variabilität des Sexualtriebes ist dazu viel zu groß.

Ich habe mich bereits früher, aber vergeblich, um die Aufbesserung der wissenschaftlichen Namengebung bemüht (A. Kind, Bemerkungen zur Nomenklatur der Sexualwissenschaft, 1906). Wenn zur näheren Bezeichnung einer allgemeinen erotischen Verfassung ein Personen-Name mit der schönen Endung „ismus" genommen werden mußte, so mußte für jeden akademisch Gebildeten der Name Ovid nahe liegen. Ovid ist ein Name, aber gleichsam unpersönlich. Seine Wertschätzung als die eines feinsinnigen Dichters und leidenschaftlichen Mannes steht durch zwei Jahrtausende so

18*

[illegible] Der Geißler

Kupferstich von [illegible]

fest, daß ihm in der Beziehung keine Psychiatrie, ja nicht einmal eine wissenschaftliche Psychologie etwas anhaben könnte. Ovid ist auch nicht eine einzige individuelle Nuance, sondern ein Kenner und Offenbarer vieler Nuancen, alle gesehen durch seine eigene glückliche Anlage. Wenn also das Stichwort „Ovid“ auf eine Rubrik paßt, so ist der „Ovidismus“ dadurch nicht bloß existiert, sondern auch schon halb bewiesen. Ich gebe ein paar Ovidische Verse in freier Inhaltsverdeutschung als Probe. Der Leser mag selber entscheiden.

Pförtner, du unverdient an die harte Kette Gebundener, öffne die Tür nur ein ganz klein wenig, daß ich zu ihr hineinschlüpfe. Schau, das genügt, ich bin ja vor Liebessehnsucht schon ganz dünn geworden. Sieh, wie ich mit Tränen die Tür benetze. Wahrhaftig, ich legte oft für dich ein gutes Wort ein, wenn du zitternd und nackt vor der Herrin standst, die Schläge zu holen. Ach, wieviel besser ist doch dein Los, als meines. Gieß über auf mich, die lastenden Ketten (mit denen der Türsklave angeschlossen ist), denn könnt' ich doch wenigstens in ihrer Nähe weilen. — Zaudere nicht, Geliebte, sogleich mit den Nägeln mir ins Gesicht zu fahren. Schone weder Augen, noch Haare an mir. Mag der Zorn deinen Händen helfen, wenn sie auch noch so schwach. — Wer liebt, gleicht dem Soldaten. Beide durchwachen die Nacht, auf harter Erde lagern sie beide. [illegible]

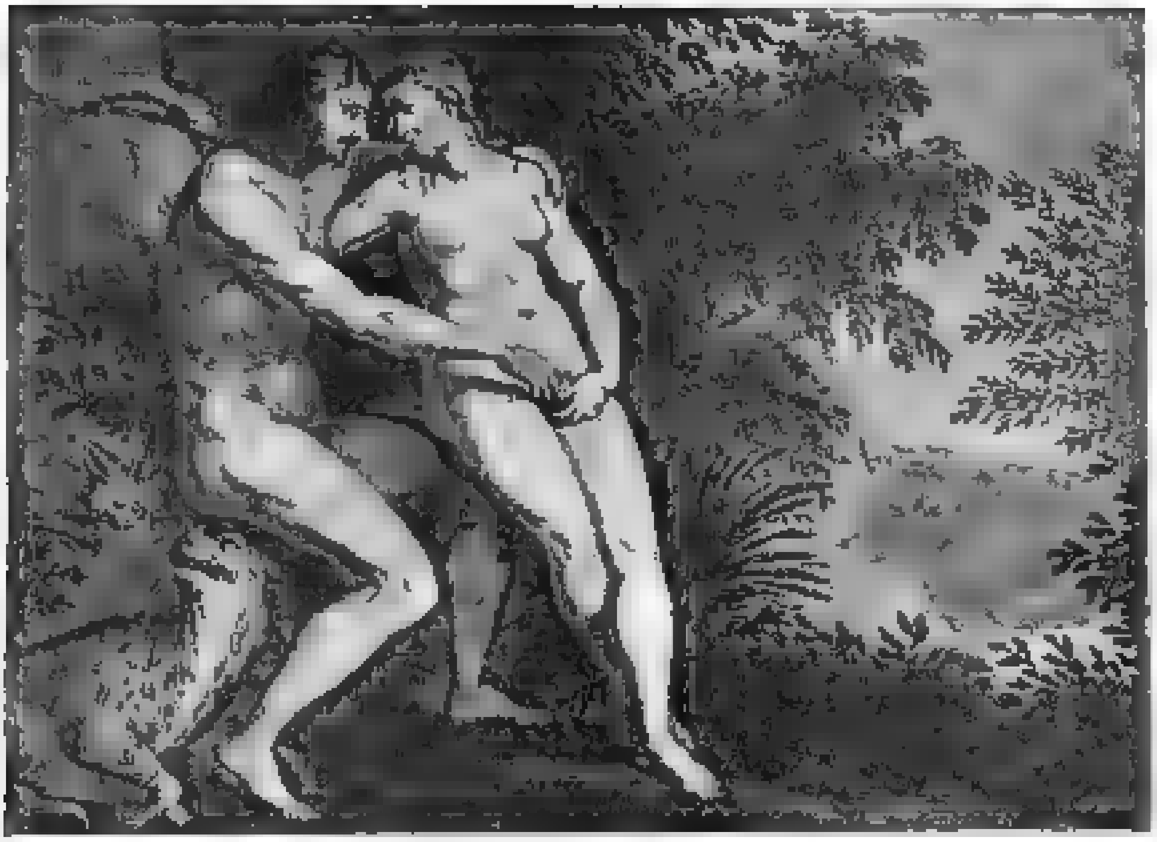
Es ist nun natürlich ein wahres Unglück, daß diese beiden Bezeichnungen „Masochismus“ und „Sadismus“ gangbare Münze geworden sind und daß man sich nicht verständlich machen kann, ohne sie dem Leser fortwährend in die Hand zu drücken, während man doch weiß, daß es falsches Geld ist. So habe ich notgedrungen in der Einleitung von dem Partnertausch zwischen dem Masochisten und der Sadistin sprechen müssen, und die vom üblichen abweichende Definition, die ich dazu gab, hat wahrscheinlich manchen überrascht. Die schwebende Dualität der Dinge ist in Wahr-

heit durchaus monistisch, genau wie „Leib" und „Seele". Und wer letzteres nicht begreift, dem wird das erste auch nicht klar zu machen sein. So was läßt sich nur bis zu einem gewissen Grade auseinanderklauben, der Rest muß intuitiv erfaßt werden.

Wenn zwei Menschen sich psychisch nähern, was intensiv nur auf erotischem Wege möglich ist, so werden sie ihr Innerliches so lange auf einander überfließen lassen, bis sie fähig sind, der eine in den Ideen des andern zu denken. Sie kennen sich dann. Sie lernen sich um so eher kennen, je mehr sie von vornherein erotisch aufeinander gestimmt sind. Wenn ich in der Einleitung von komplementären Partnern sprach, so waren eben solche gemeint, die befähigt sind, in minimalster Frist das Innere des andern zu durchdringen. Der Mensch als geschlechtliches Lebewesen ist einzeln unvollständig, psychisch genau so wie körperlich. Er wird komplett und die Erotik wird evident erst zu zweien, psychisch genau so wie körperlich. Es gibt daher keine wirkliche Auto-Erotik, wie ich schon bei Gelegenheit der Narziß-Legende betonte. Der Masturbierende ist eben in Gedanken zu zweien. Und in dem später folgenden Kapitel über den Fetisch wird sich zeigen, daß auch hinter dem angebeteten, scheinbar leblosen Gegenstand immer eine andre geschlechtliche Person zu vermuten ist. Das Komplementäre in der Erotik bringt es nun mit sich, daß sogenannte Masochisten sadistisch denken und leidmäßig empfinden können, und umgekehrt. Die Gefühle der Partner werden gewissermaßen nachgetastet. Ohne dies Nachtasten des Gegnerischen würde das eigene Empfinden inkomplett und qualitätslos bleiben. Als Beispiel gebe ich eine Stelle aus dem Tagebuch einer Dame, das mir zur Verfügung gestellt wurde. Im Bewußtsein der Schreiberin sind nur ihre eigenen Empfindungen dargestellt, man wird sehen, daß diese erst dadurch evident werden, daß sie fortwährend die gegnerischen nachfühlt.

195. St. Benedikt kasteit sich in Disteln
[illegible]

Dein sanftes, liebes Wesen hüllt' ich bienenweich um mich herum. — Mein Behagen — dein Ziel! Meine Zufriedenheit — dein Leben — Du liebes Kind! Und jetzt — Ich fessle deinen Körper und verschließe deinen Mund und peinige dich erbarmungslos! Ich sehe deine verzehrten braunen Augen voll Schrecken, und mein Herz jauchzt! Ich höre deine innige, rührende Bitte — und mein Herz jauchzt! Und aus dem Jauchzen meines Herzens erfleht Qual deinem weichen, weißen Körper. Wie herrlich er ist, wie rund! Seine feine Rundung trifft der Hieb meiner Geißel! Du weinst, du jammerst — O weine nicht, hör auf, damit mein Delirium nicht bacchantisch wird — Weißt du nicht, daß dein Schmerzensschrei Musik in meinen Ohren ist? — Wie du dich aufbäumst trotz deiner Fesseln! Wie dein dunkles Haar sich löst und über den weißen Körper fließt — Wie deine Augen sich weiten vor Entsetzen! — Du mußt meine Lust ertragen, du mußt!



200. Die verbotene Frucht. [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]

Warum liebst du mich und willst mir dienen aus Liebe, wenn dich die Marter vernichtet, die ich dir bereite aus Liebe? Nun ist's vorbei! Und du liegst vor mir, zerschlagen, vernichtet, und küßt ergebungsvoll die Füße deiner Herrin. Sie lächelt dir zu, du armes Kind. Nun freue dich. Vielleicht wird sie dir deine Schmerzen lindern.

Darum also betrachte ich die nachfolgenden Erörterungen über das Brutale im Manne psychologisch als einen integrierenden Bestandteil des ganzen Themas.

* * *

Flegeljahre. Der trotzige Held Achill wurde als Junge in Mädchenkleider und unter die Töchterschar des Onkel Lykomedes gesteckt, weil ihm eine Prophezeiung Verderben androhte. Diese „Ko-Edukation“ hat seiner Männlichkeit keinen Abbruch getan. Odysseus, der feine Kopf, der den unbärtigen Jüngling nicht gleich herauserkennen konnte, ließ draußen Alarm blasen, und siehe da alle Mädchen stoben kreischend auseinander, nur die eine blieb stehn und griff nach dem ersten besten Gegenstand, mit dem man sich verteidigen könnte. Eine tiefe Psychologie. Die „Züchtung“ von seelischen Grundelementen ist fauler Zauber. Das Angeborene ist nicht auszulöschen. Wer als Galgenstrick geboren ist, wird mindestens ein Rüpel.

Man weiß von dem sonderbaren Kreuzzug der Kinder, die im Jahre 1212 unter der Leitung einiger Mönche nach Südfrankreich und Italien zogen, um zur See nach dem gelobten Lande zu fahren. Man darf wohl annehmen, daß diese „Kinder“ in den Flegeljahren standen und daß sie schon in der Wiege zum rauflustigen Vagabunden prädestiniert waren. L. Maeterlinck hat in den Genter Archiven Details gefunden aus dem Jahre 1500. Knaben im Alter von 8–13 Jahren

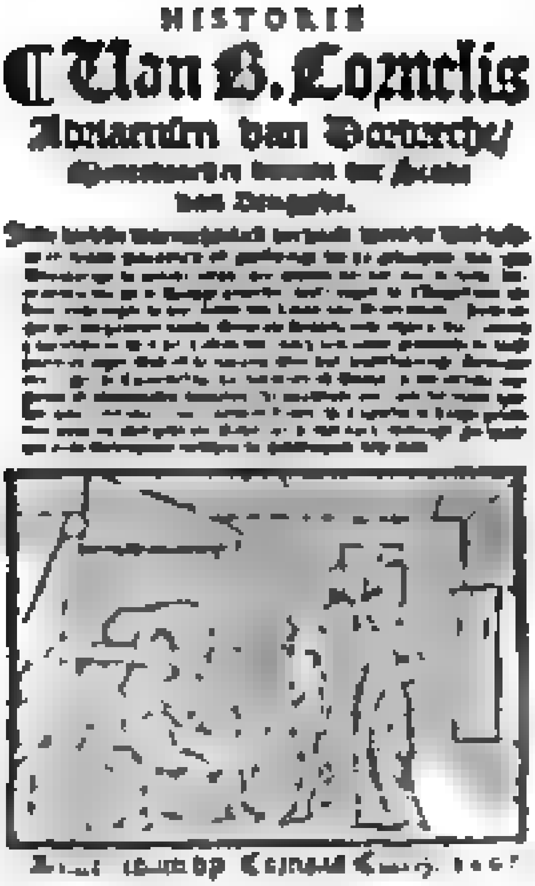
hatten sich zur richtigen Soldateska der Zeit organisiert, ihr Trachten ging nach Verwunden und Verstümmeln. In Brügge machten auch die Mädchen mit. Dort gab's ganze Heerhaufen mit Anführern, Fahnen, Schwertern und Steinschloßgewehren. Einmal kam es zu einem Blutbad, bei dem fünf Tote auf der Wahlstatt blieben. Mütter warfen sich dazwischen. Aber die blinde Wut war schon so groß geworden, daß sie selber Stiche abbekamen. In der Umgebung von Lüttich hatten sie's auf die Einsiedler abgesehn, aber auch Dörfler und Hausierer wurden nicht geschont. Endlich fiel das Haupt eines minorennen Räubergenerals unter dem Beil des städtischen Henkers.

Was in der jugendlichen Psyche schlummern kann, erzählt freimütig **Gottfried Keller** von sich selber im „Grünen Heinrich".

Eines Tages, als ich des Hauses ansichtig war, führte mich mein wilder Stern durch eine Seitenstraße einen andern Weg; als ich einige Minuten später wieder in die Hauptstraße einbog, sah ich viele erschreckte Leute aus der Gegend jenes Hauses herkommen, welche eifrig sprachen und lamentierten. Um die Wegnahme einer alten Windfahne auf dem Turme zu bewerkstelligen, hatten die Bauleute erklärt, ein erhebliches Gerüst anbringen zu müssen. Der Unglückliche, der sich alles getraute, wollte die Kosten sparen und während der Mittagsstunde die Fahne in aller Stille abnehmen, hatte sich auf das steile Dach hinausbegeben, stürzte herab und lag in diesem Augenblick zerschmettert und tot auf dem Pflaster. Es durchfuhr mich, als ich die Kunde vernommen und schnell meines Weges weiterging, wohl ein Grauen, verursacht durch den Fall, wie er war, aber ich mag mich durchwühlen, wie ich will, ich kann mich auf keine Spur von Erbarmen oder Reue besinnen, die mich durchzuckt hätte. Meine Gedanken waren und blieben ernst und dunkel, aber das innerste Herz, das sich nicht gebieten läßt, lachte auf und war froh. Wenn ich ihn leiden gesehen, oder seinen Leichnam geschaut, so glaube ich zuversichtlich, daß mich Mitleid und Reue ergriffen hätten; doch das unsichtbare Wort, mein Feind sei mit einem Schlage nicht mehr, gab mir nur Versöhnung, aber die Versöhnung der B e f r i e d i g u n g, nicht des Schmerzes, der Rache, nicht der Liebe. Ich konstruierte zwar, als ich mich besonnen, rasch ein künstliches und verworrenes Gebet, worin ich Gott um Verzeihung, um Mitleid, um Vergessenheit bat; mein Inneres l ä c h e l t e dazu, und noch heute, nachdem wieder Jahre vorübergegangen, fürchte ich, daß meine nachträgliche Teilnahme an jenem Unglück mehr eine Blüte des Verstandes als des Herzens sei, so tief hatte der Haß gewurzelt."

201. Exhibition. Gemälde von Guido Reni

Auf einer englischen Handelsschule in Middlesex ist jetzt nach amerikanischem Muster ein Schülergerichtshof eingeführt; die Gesamtheit der Schüler wählt in geheimer Stimmenabgabe auf je ein Jahr aus ihrer Mitte den Richter, die Beisitzer usw. Auf einer Photographie, die



201. Unsere Disziplin. Titelholzschnitt aus der [illegible]

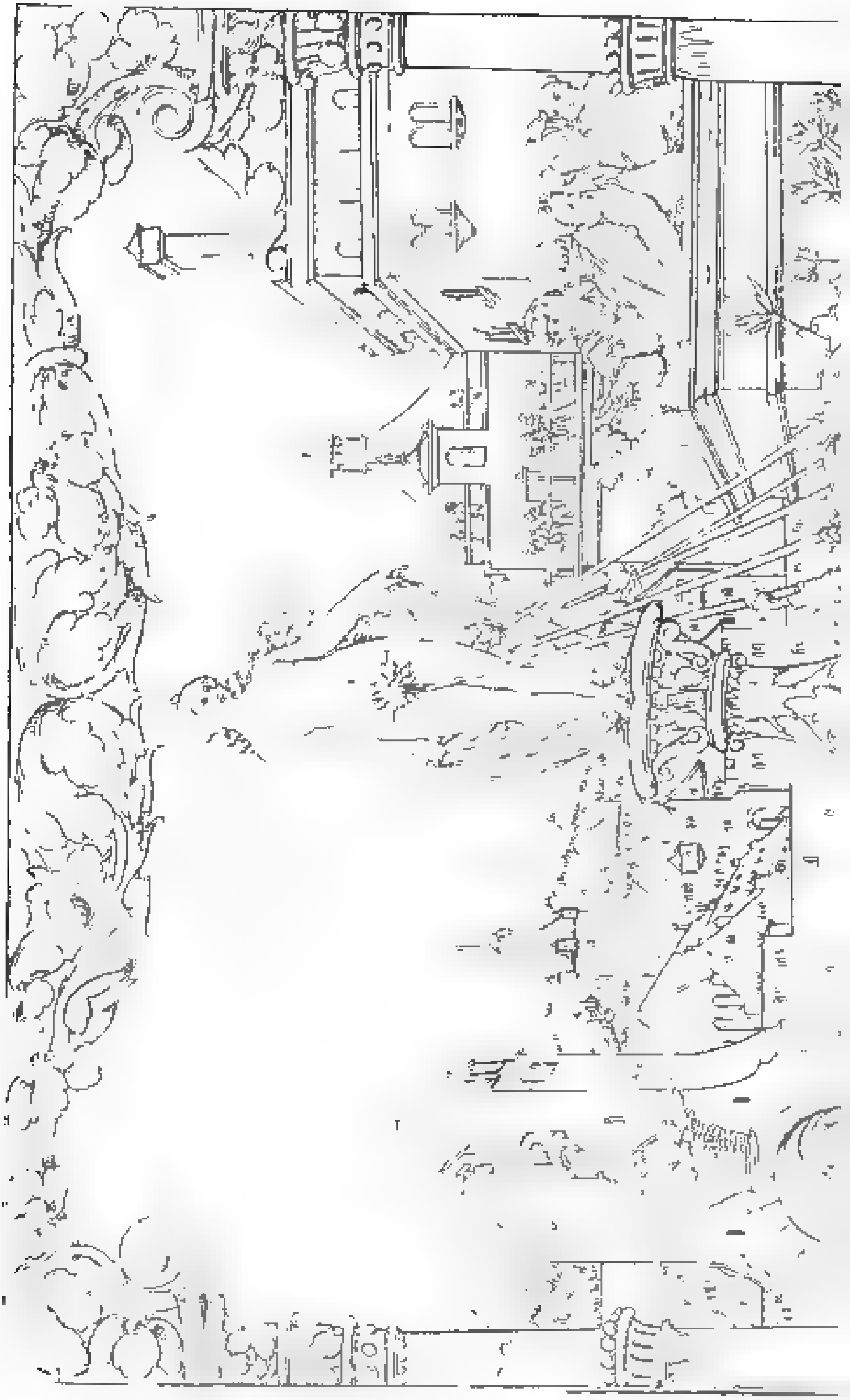
wie vorliegt, sieht man einen netten Jungen auf erhöhtem Katheder stehen, vor ihm als armen Sünder einen ganz kleinen Burschen, dahinter zwei andere, offenbar Zeugen, und schließlich die Person im Kreis. Die Einrichtung soll sagenreich sein. Aber es ist kein Zweifel, daß sie gleichzeitig eine Hochschule bildet zur Weiterentwicklung des erotischen Macht- und Unterwürfigkeitsgefühls. – Wie sich das Angeborene von selber ausbildet, zeigt folgende Notiz:

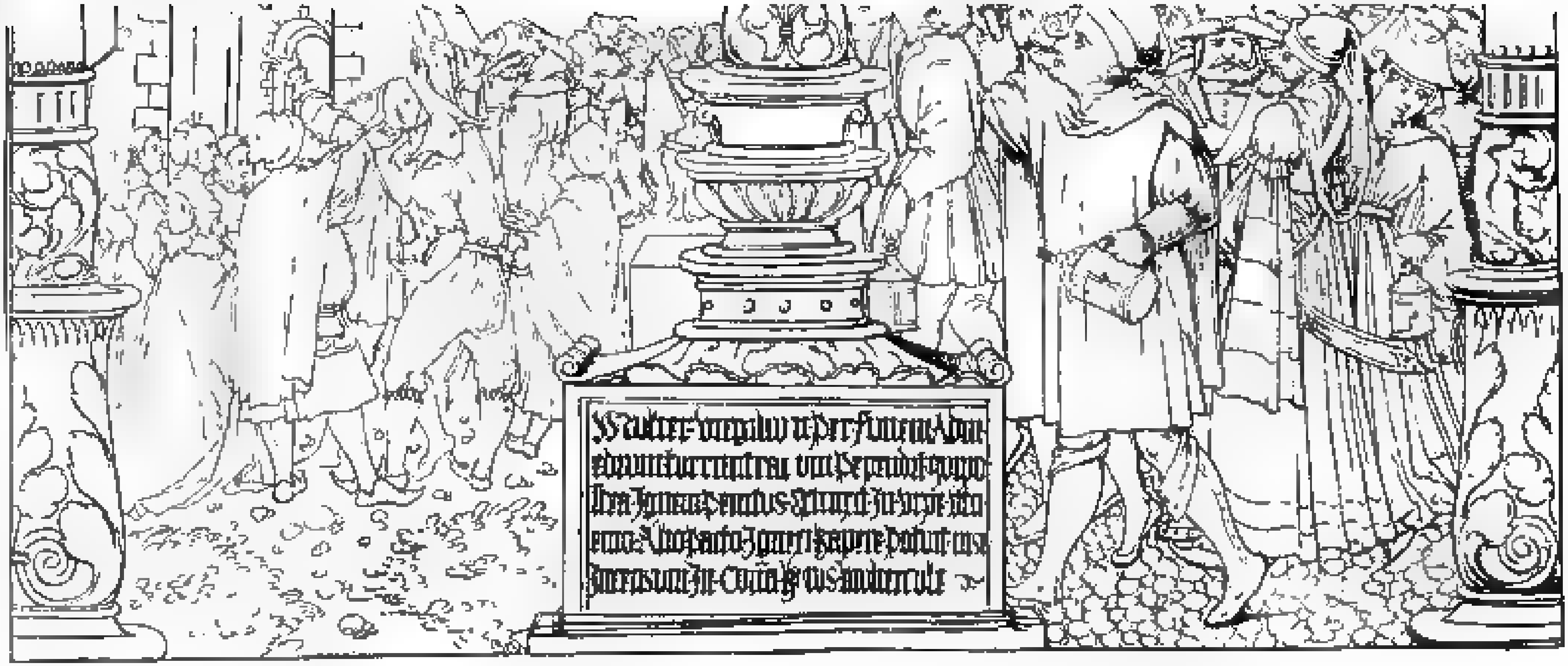
Aus einer ungenannten Residenz berichtet die „Münch. Post" folgende Episode, die einen amüsanten Beitrag zum Problem der Prinzen-Erziehung bedeutet. Der Erbprinz hatte im Dezember sein 15. Lebensjahr vollendet, und der Fürst beschloß, dem Erben des Hauses die regelmäßige Teilnahme an der Hoftafel zu gestatten. Wir wissen nicht, ob der junge Herr von dieser Erhöhung sehr entzückt war, denn er hatte ein ziemlich ungebundenes Leben im Kreise der väterlichen Pferdefreunde geführt, und während der Vater, den Spuren des „Prinz of Wales" folgend, das Studium der Herrenmode zu seiner Hauptleidenschaft gemacht hatte, zog der burschikose Sproß die duftige Stalluft dem weiblichen Parfüm des väterlichen Boudoirs vor. Das Debut an der Hoftafel ließ sich trotzdem gut an: die Dessert des Hofmarschalls hielt das zum dritten Gange vor. Nun fing es schon dem jungen Herrn die Geschichte langweilig zu werden, während er bisher die Probe verschiedener väterlicher Anreden durch lebhafte Antworten nicht übel bestanden hatte, spielte er jetzt den Schweiger. Aber als ihn der Herr Papa mit einer noch längeren Anrede wieder zum Sprechen bringen wollte, wurde es dem Jüngling zu dumm, und er antwortete mit jenem beliebten „Einladung zum Arbeitsdienst", der sonst nicht zu den an Hoftafeln gebräuchlichen Phrasen gehört.

Auch unsere Illustrationen Beilage lassen uns in dieser Beziehung nicht im Stich. Abbildung Nr. 20[illegible], ein französischer Kupfer vom Jahre [illegible], zeigt, daß es auch einmal einen andere gearteten Amor geben kann, dessen „frühe Übung" viel verspricht. Und Abbildung Nr. [illegible] ist eine – natürlich englische – „Schülerrache". Das Blatt wurde [illegible] veröffentlicht und soll sich auf einen Kadetten-Professor beziehen, der sich seinen Zöglingen gegenüber unbegreifliche Handlungen erlaubt hatte. Die Schüler vergelten zielbewußt Gleiches mit Gleichem. Gerechtigkeit ist oberstes Gesetz.

Das Herrentum. Erbprinzen und solche, die es sich leisten können, gehen weit in ihren tendalen Scherzen. Ein Mitglied einer farbentragenden Verbindung sprengte kaltblütig ins Heidelberger Theater und entledigte sich des überflüssigen Magenmaterials von der Brüstung des ersten Ranges ins Parkett. In Zittau verlegten drei Offiziere die Fortsetzung der Zechkneipe auf die luftige Höhe unterhalb der Glocken der Johanneskirche und schmissen die geleerten Flaschen ins Publikum runter. Diese Kirchenturmpolitik trug ihnen allerdings einen blauen Brief ein. Der New-Yorker Herald wußte von einem Schwarzwälder Bauernball zu erzählen, den die Fremden in Baden-Baden gaben. Prinz Wilhelm von Sachsen-Weimar erschien als Burschwirt mit Vollbart, roter Jacke, großer Porzellanpfeife, Schnapsfl[asche], Kniehosen, weißen Strümpfen und Holzpantinen. Er stand hinter dem Schanktisch und verzapfte Münchener und Pilsener frisch vom Faß. „Er wurde,

The
JOHN CRE
IBRARY





Vergils Rache Handzeichnung, angeblich von Altdorfer 1511

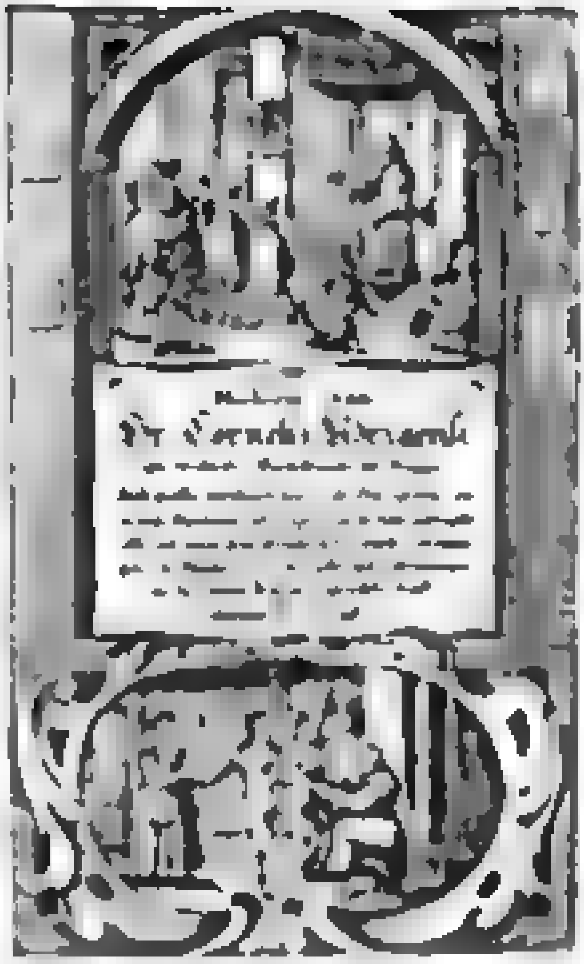
Kupferstichkabinett Nürnberg

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft“

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

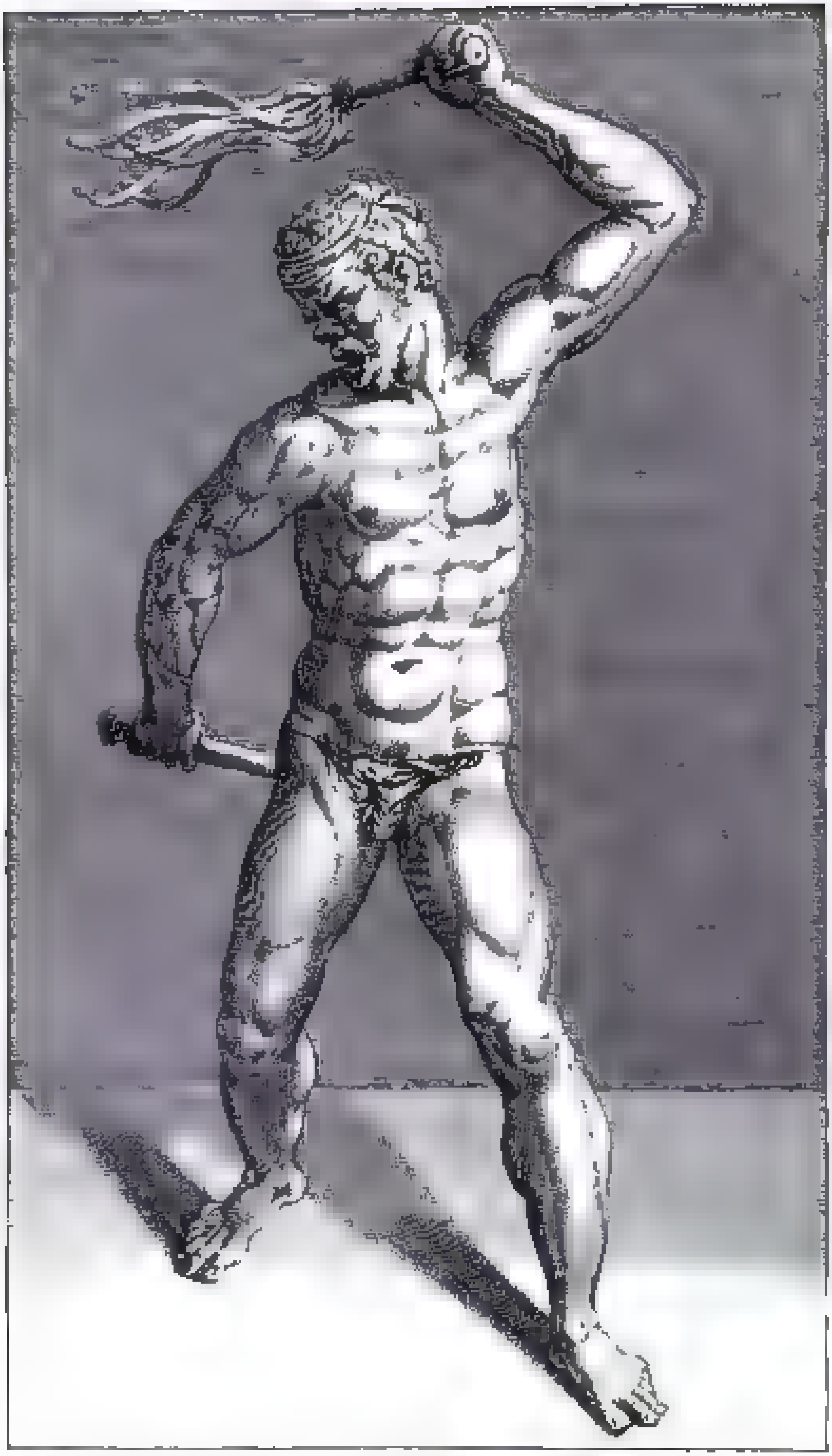
als er den Saal betrat, mit Hochrufen empfangen, und seine Verkleidung war in der Tat ausgezeichnet." Graf Sierstorpff, genannt Sturm, Ehemann einer amerikanischen Dollar-Lady, war der Hausknecht. „Seine ungewöhnlich starken Beine hatten sofort großen Erfolg und gaben Anlaß zu lebhaftem Applaus; eine Hornbrille, durch die er die versammelten Gäste freundlich ansah, verlieh seinem Aussehen den letzten Stempel der Echtheit. Im Laufe des Abends befahl der Bauernwirt seinem Knecht, zwei von den als Bauern verkleideten Kellnern hinauszuwerfen, und er tat es, indem er sie beim Genick ergriff und beide durch das Fenster in den Garten hinabbeförderte. Diese Probe körperlicher Kraft erweckte Stürme von Lachen und Beifall." — In Rußland haben die Dinge noch einen andern Stil, weil so ein Großfürst, auch wenn er gar nichts mehr anhat, immer noch mit seiner — Immunität bekleidet ist.



[illegible]

Aus Petersburg kommt die Meldung, daß in dem Restaurant „Der Bär" elf Angeheiterte, darunter fünf Köche, [illegible] erkrankt seien und daß die Polizei das Lokal geschlossen habe. Wer die „vornehmen" gesellschaftlichen Kreise der russischen Hauptstadt auch nur oberflächlich kennt, weiß, [illegible] „Bären" [illegible] zu sein. Ein [illegible] der Sittengeschichte des modernen [illegible]

[illegible] sich an einem Tische des Saales niedergelassen. Plötzlich erhob sich aus der Höhe, [illegible]



224 Mittelalterlicher Flagellant. Kupfer eines unbekannten Meisters der italienischen Schule

305. Die neun Häute der bösen Weiber

unwissenden Popen und Priestern „erzogen" wird, ist in mancher Beziehung der reine Instinkt-Mensch. Er hat keine Ahnung von den Gesetzen, die oben gemacht werden. Er verkauft seine Magd mit Brief und Siegel, wenn ihm das nützlich vorkommt. Folgende Nachricht stammt erst aus diesem Jahre:

Gegenüber Astrachan, am anderen Ufer der Wolga, befindet sich die große Niederlassung [illegible], in der seit kurzem ein gewisser Kiselew lebt, der aus Täbris eingewandert ist. Bei diesem Kiselew diente als Magd die 13jährige Alexandra Nefantina. Wie nun in russischen Blättern erzählt wird, machte vor einiger Zeit der Perser Abdul Sera Oglu die Bekanntschaft Kiselews, dessen junge Dienstmagd ihm sehr gefiel. Der Perser ersuchte Kiselew, ihm das Mädchen gegen eine gewisse Summe abzutreten. Kiselew ging auf den Handel ein, und nun begann ein regelrechtes Feilschen, das damit endete, daß Kiselew dem Abdul Sera Oglu die Dienstmagd für 15 Rubel verkaufte. Es wurde ein regelrechter schriftlicher Vertrag aufgesetzt, und der Perser betrachtete von nun ab das Mädchen als seine Sklavin und behandelte sie auch als solche. Er hielt sie vom ersten Tage an eingesperrt und verfügte über sie als sein Eigentum. Die Nefantina konnte die unwürdige Rolle, die man sie zu spielen zwang, nicht ertragen und benutzte die erste Gelegenheit, um dem Sklavenhalter zu entfliehen. In der menschenleeren Gegend fand sich die Flüchtige allein; in der Stadt hatte sie weder Verwandte noch Bekannte. Bei der Aussichtslosigkeit ihrer Lage verfiel sie auf den, wie sich später herausstellte, verfehlten Gedanken, ihren früheren Dienstherrn Kiselew aufzusuchen. Bei ihm fand sie auch Obdach. Aber schon am nächsten Morgen erschien Sera Oglu und verlangte das Mädchen, das er seiner Ansicht nach regelrecht durch Kauf erworben, zurück. Der Asiate war von seinem Recht so überzeugt, daß er, als das Mädchen sich weigerte, zu ihm zurückzukehren, bei der Polizei Anzeige erstattete; er wies dabei die Quittung vor, wonach ihm Kiselew die Nefantina für 15 Rubel „verkauft" habe.

„Zivilisiert" ist die folgende Blütenlese. Zunächst der schlagfertige Ehekandidat von Wilmersdorf, der sich so was nicht bieten läßt:

Eine peinliche Szene spielte sich gestern auf dem Wilmersdorfer Standesamt ab, wo die Trauung eines jungen Arbeiters und eines Dienstmädchens stattfinden sollte. Bräutigam und Zeugen waren pünktlich zur Stelle, während die Braut geraume Zeit auf sich warten ließ. Als das Mädchen endlich erschien, wurde es von dem Verlobten, der über das Ausbleiben seiner Braut ärgerlich war, sofort mit einer kräftigen Ohrfeige empfangen. Nach Beendigung der standesamtlichen Zeremonien ließ es sich der neugebackene Ehemann nicht nehmen, an Ort und Stelle seiner jungen Frau eine energische Strafrede über Pünktlichkeit und Gehorsam zu halten, der er durch eine Anzahl handgreiflicher Beweise besonderen Nachdruck verlieh. Die Verwandten und Trauzeugen machten sich ob dieses unerwarteten Ausganges der Trauung schleunigst davon, so daß aus dem vorgesehenen üblichen Ehestandsschoppen nichts wurde.

Verdient alsdenn für jedem Schlag
Ein'n recht vergnügten Ehstands-Tag.

Regensburger Flugblatt. Um 1680

Dann der Hauswächter von Göttingen, Mitglied der apostolischen Gemeinde, der auf Ordnung und Sauberkeit hält. Er schreibt einer Mieterin:

Da Sie darauf bestehen, einzuziehen, stelle ich Ihr die genannte Wohnung, als Stube Kammer Küche zur Verfügung am 1. April, unter den Bedingungen: 1. Meiner apostolischen Hausordnung zu fügen, wie ich Ihnen dieselbe anweise. 2. Miete Bezahlung monatlich in bar, gegen Arbeit ausgeschlossen, auf beim Tabak empfehlen sollen, gegen sofortige Bezahlung. 3. Die Fenster müssen vorneben behoreri sein in sauberer Behandlung nach meiner Anweisung. 4. und 5. betreffen die Sauberkeit im Hause. 6. Wäschereien werden nicht geduldet, sondern es hat die Mieterin acht Tage Zeit zu kehren, damit die Ordnung der christlichen Form nicht verletzt wird, ebenfalls bei schwachem Besuch der heiligen Gottesdienste und der Bibelstunde. 7. Dann für Ihre eigene Person haben Sie nur saubere Kleider zu tragen, damit Ihre Gesundheit nicht zu kurz kommt. 8. Unnötiges langes Schlafen findet nicht statt, denn wenn man nicht auf der Hut ist, ist man elend und krank. 9. Miete Preis hundert Mark. 10. Diese apostolische Hausordnung haben Sie immer zu halten, damit wir gute Freunde bleiben, nun in Gottes Namen.

Es folgen die rüstigen Ritter, die den „[illegible]" meinen:

Zwei Dragoner haben sich in der verflossenen Nacht sehr unmenschlich und unglaublich gezeigt. Gestern früh am Abend traf ein Mädchen mit der Bahn von Wiesbaden hier ein. Zwei Dragoner schlossen sich dem Mädchen an. Das Mädchen erzählte, daß es ein Verhältnis mit einem Infanteristen vom 80. Regiment in Wiesbaden gehabt, daß es sich aber am Nachmittag mit ihm veruneinigt habe und sich nun das Leben nehmen werde, es werde ins Wasser gehen. Die Dragoner gingen mit der Lebensmüden nach dem Rhein, sie hatten zwar soviel Gewalt, daß sie dem Mädchen versicherten, seinen Versuch nicht auszuführen. Im Augenblick aber, als das Mädchen seinen Sonnenschirm niederlegte und ins Wasser sprang, wurde es von den Dragonern nicht daran gehindert. Die Lebensmüde versank in den Fluten. Dann nahmen die Dragoner den Schirm des Mädchens, brachten ihn „ordnungsgemäß" auf die nächste Polizeistation und erzählten, was sie gesehen hatten.

Bis zur Gemeingefährlichkeit ist jene Sorte gediehen:

Einer jener Leute, die anständige Frauen auf der Straße belästigen, erhielt gestern von der ersten Strafkammer des Landgerichts I eine empfindliche Lektion. Wegen wörtlicher und tätlicher Beleidigung war der aus der Untersuchungshaft vorgeführte Maurer B. angeklagt. Am Nachmittage des 12. Mai hatte sich eine Frau S. mit ihrer Schwägerin auf einer Bank auf dem Parkplatz niedergelassen, um sich ein wenig auszuruhen. Nach einer Weile setzte sich der Angeklagte zu ihnen und begann sofort nicht wiederzugebende Anrempelungen zu machen. Als sich die beiden Frauen diese Redensarten verbaten mit dem Hinweise, daß er sich anscheinend etwas in der Person irre, wurden sie von dem Angeklagten mit den gemeinsten Redensarten überschüttet. Als Frau S. drohte, einen Schutzmann zu holen, erhielt sie von dem Angeklagten einen Schlag in das Gesicht.

[illegible]

[illegible]

Alle diese Momente gehören zu den bekannten. Früher, als man noch eine Unzahl von [illegible] sprach man von einem [illegible] Trieb, dann kam die Bezeichnung „[illegible]" auf. Es genügt wohl zu sagen, es handle sich um Äußerungen des [illegible] Machtgefühls. Dies Machtgefühl ist auch manchmal mit [illegible] [illegible], welche die [illegible] das Instrument der Tat [illegible], aber nicht [illegible] verantwortlich gemacht werden. Diese Individuen sind sozial doppelt gefährlich, es sind [illegible] Wegelagerer, die mit den [illegible] Waffen der Hinterlist arbeiten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

206. Der Kampf um das Weib. Kupferstich von Georg Pencz. Um 1540

getreten, in der er die Tochter hochanständiger Leute des Diebstahls beschuldigt habe. Das junge Mädchen, das in der Verzweiflung dem Selbstmord nahe gewesen sei, sei schließlich freigesprochen worden. Es sei ihm ferner bekannt, daß H. auch in mehreren anderen Fällen junge Mädchen des Diebstahls beschuldigt habe, die dann — vielleicht unschuldig — verurteilt worden seien. Das zuständige Polizeirevier, bei dem H. wiederholt derartige Anzeigen erstattete, habe sogar schon in einem Falle ein Einschreiten abgelehnt.

Das Schimpfen, Schnauzen, Schmähen, Verleumden, Intrigieren und falsche Beschuldigen ist längst als aus der in Rede stehenden Quelle kommend erkannt. Man hat von „Verbalsadismus“ gesprochen. Die aufgeblasenen Klerikalen waren groß darin. Abraham a Santa Clara ist das vollendetste Beispiel. Aber auch heute verstehn sich katholische Redakteure auf das fluchende und wetternde Machtgefühl. Das bloße Erscheinen eines sozialdemokratischen Flugblattverteilers hat einen von ihnen folgendermaßen angeregt:

Da ist dem katholischen Hausfreund am Sonntag bei seiner Wanderung durch die Heimatstraßen ein papierner Geselle begegnet, der hatte ein Gesicht so boshaft, wie ein leibhaftiger Mephisto, gegen den ein Räuber der Abruzzen nur ein Waisenknabe ist; der sah dabei so unsauber, so schmutzig, so gewöhnlich aus, daß er sich unbedingt vorher im schlimmsten Morast gewälzt haben, ja nach seinem ganzen Äußern zu urteilen, aus einer Kloake gekrochen sein mußte. Und man denke sich die Sinnverwirrung des Burschen, er wanderte von Haus zu Haus, verlangte frech Aufnahme und jedermann wurde durch ihn mit schrecklich wüsten Worten aufgefordert, unter seiner Fahne, ebenfalls ein scheußlich schmutziger roter Fetzen, Platz zu nehmen. O du lieber Rattenfänger von Hameln, was bist du doch ein treuherziger Betrüger und stümperhafter Flötenbläser gegen diesen Ausbund von Geheimbundverführer.

Das Interesse am Kriminellen und Gruseligen ersetzt vielen Naturen die Tat der gleichen Qualität. Unstreitig nährt die öffentliche Berichterstattung über Kriminelles, die von den Zeitungen bis ins letzte Detail getrieben wird, vielfach die Phantasie mit neuen Tricks und reizt zur Nachahmung. Als vor kurzem ein Drahtseil über eine Chaussee gespannt war und mehreren Personen die Köpfe dadurch abgerissen wurden, war vorauszusehn, daß sich dieser neue kriminelle Trick bald an andern Orten wiederholen würde. Wie denn auch geschah. Aber andrerseits läßt sich nicht beweisen, daß die Kriminalität infolge der detaillierten Öffentlichkeit der Berichterstattung überhaupt zugenommen habe. Man darf auch nicht unterschätzen, daß die nun einmal in so und so viel Menschen vorhandene Summe „sadistischen“ Dranges durch derartige Lektüre eine Auslösung und damit sozial unschädliche Ableitung erfährt. Ich muß auf diesen Umstand bei späterer Gelegenheit noch näher eingehn. Hierher gehört das Sammeln von allerlei Gegenständen, die mit Kriminalität oder Grusel zu tun haben. In Paris sind kürzlich

207. Freie Übung. Französischer Kupfer um 1830

Zahme Männer und wütige Weiber

Deutsches Flugblatt des 17. Jahrhunderts

JOHN CR
LIB

Reliquien der bekannten Automobilbanditen zu enormen Preisen versteigert worden. Ein englischer Lord besitzt Stricke von Gehängten aus allen den Ländern, in denen dies Verfahren geübt wird. Ein andrer wiederum hat sich Andenken von allen in England innerhalb der letzten fünfzig Jahre Gehängten verschafft. Andere Sammler verlegen sich, nicht aus ethnologischen, sondern aus den in Rede stehenden Gründen, auf das Erwerben von Schädeln, Totenmasken, Menschenhäuten und Mumien. Ein halber Schädel, über den Saiten aus Menschendarm gespannt waren, soll nach der Angabe der „Tit-Bits" eine heftige Preisbieterei hervorgerufen haben. Der Amateur-Detektiv gehört in diese selbe Kategorie:

208. Erleuchtung und Disziplin. Englischer Kupfer. 1750

New-York hat dieser Tage einen seiner merkwürdigsten Käuze verloren, einen gewissen Irving Childs, der im Alter von 26 Jahren gestorben ist, nachdem er innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren ein Vermögen von vier Millionen Mark vergeudet hatte. Dieses anständige Sümmchen hat der merkwürdige Mann ganz einfach in „Douceurs" ausgegeben, einzig und allein, weil er für einen tüchtigen Detektiv gehalten werden wollte. Er hatte sich auch zum Polizeibeamten ernennen lassen, aber es handelte sich um eine rein formale Ernennung, die mit keiner festen Anstellung verbunden war, und die dem jungen Herrn viel Geld kostete. Dafür hatte er aber das Vergnügen, immer ein Paar goldene Handschellen und einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Revolver mit sich herumtragen zu dürfen. Den sonderbaren Menschen kannten in New-York sämtliche Geheimpolizisten, weil er sehr häufig, bei jeder noch so bedeutungslosen Verhaftung, den Detektivs große Trinkgelder gab, damit sie ihm nur gestatteten, sich als Hüter des Gesetzes aufzuspielen und die Verhaftung vorzunehmen. Childs größte Freude war, wenn er einen Verbrecher bei der Brust packen und dem Festgenommenen mit einer Stentorstimme zurufen konnte: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!" Mit großer Wichtigkeit holte er dann die goldenen Handschellen aus der Tasche, um sie dem „Sträfling", der oft ein ganz harmloser, wegen irgendeiner Übertretung eingesperrter Bürger war, um das Handgelenk zu legen. Wer so schlau war, Childs in irgendeiner Gesellschaft als einen Detektiv von internationalem Rufe vorzustellen, konnte von dem Polizeinarren jede beliebige Geldsumme verlangen; er durfte sicher sein, daß er sie „geborgt" bekam und nie wieder daran erinnert wurde. Childs hatte aber noch andere Leidenschaften: so lud er von Zeit zu Zeit eine Anzahl Chormädel zum Essen ein und schenkte dem Mädchen, das am meisten aß, eine ansehnliche Geldsumme.

Ich sprach schon von Berufen, die ein Milieu schaffen, das der Anlage des Betreffenden adäquat ist. Es bedarf nicht großen Aufwands an Scharfsinn, um zu erkennen, daß der Lehrer, der Richter, der Offizier das Unterweisen, Entscheiden, Befehlen als tägliche Pflichterfüllung vor sich haben. Für Naturen, die zum brutalen Herrentum neigen, ist hier die Versuchung groß. Überschlägt man die vergangenen Daten der Menschheit oder sammelt man auch nur die Stimmen der Zeitgeschichte, so wird es fast unzweifelhaft, daß in diesen Berufen die meisten Entgleisungen der Art vorkommen. Nur der Klerus, der ein direktes System der Flagellation entworfen und zur

[illegible] Methode. [illegible] „[illegible]“ entnommen ist.

[illegible]

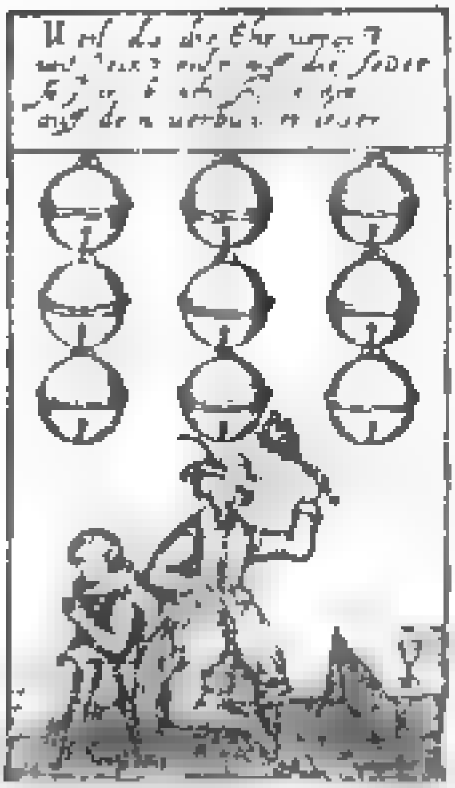
Es ist bei uns eine bekannte Erscheinung, daß sich die Angst-Träume von gymnasial Gebildeten etwa während des Lebensalters zwischen 20 und 50 Jahren regelmäßig auf das Abiturienten-Examen beziehen. Mir selbst ist es gegen meinen Willen so gegangen, obwohl ich den [illegible] mündlichen Teil der Prüfung überhaupt nicht mitzumachen brauchte. Schuld daran war die allmächtige Brutalität eines Direktors, der sich [illegible] zum besondern Objekt seiner [illegible] ausgewählt hatte. Junge Männer mit gutem [illegible], [illegible] prompt zu entrinnen, wurden von [illegible] mit seinen [illegible] gepeinigt. Er verlangte die Genealogie der bei Homer vorkommenden [illegible], wo eine bestimmte Form in den Grammatiken verzeichnet sei, und weshalb der Portier des Hauses das allgemeine Ehrenzeichen besitze. Der Mangel an solchen Verbildungs-Kenntnissen wurde mit der Vernichtung eines halben Lebensalters bestraft. Jeden Montag [illegible] er in der Aula den [illegible] an, wie ein zänkischer Hausdrachen die [illegible] Waschfrau. Er lauerte hinter den Gardinen, ob auch niemand versäumte, den Hut schon vor dem Eintritt ins Portal abzunehmen. Da es die Kulturverhältnisse nicht erlaubten, dies Individuum einfach niederzuschlagen, wurde ich ihn aus meinen Träumen erst los, als ihn eines Tages endlich ein anderer Schlag rührte. Aus der Fülle meines Materials will ich indessen nur noch einen [illegible] Fall geben. Er ist um so wertvoller, als hier die [illegible] bereits hineinspielt (vgl. Seite 151—156).

[illegible]

309. Der brutale Liebhaber. Gemälde von De Bos. 17. Jahrhundert

ihnen durch Suggestion und hypnotischen Schlaf, in den er sie versetzte, kleine Untugenden abzugewöhnen. Er ließ es jedoch nicht dabei bewenden, die Methode nur zu Heilzwecken zu benutzen. Er versetzte öfter Schülerinnen in hypnotischen Schlaf und befahl ihnen dann, ihn zu küssen, zu ihm zu sagen „ich habe dich lieb" und anderes. Manchmal war die betreffende Schülerin nicht in hypnotischen Schlaf, sondern höchstens in einen Zustand von Ermüdung verfallen. Dennoch willfahrten die Schülerinnen, wenn auch mit anfänglichem Widerstreben, seinem Verlangen, und zwar, wie sie selbst bekundet haben, lediglich, weil der Angeklagte ihr Lehrer war, und weil sie im Fall der Weigerung in der Schule böse Erfahrungen gemacht hätten. Im ganzen waren dem Angeklagten fünf Fälle einer derartigen Erziehungsmethode als Vergehen im Amt zur Last gelegt worden. Das Gericht hat dem Angeklagten geglaubt, daß er die Forderungen an seine Schülerinnen nur aus wissenschaftlichem Interesse gestellt habe, um zu sehen, welche Wirkung die Hypnose auf den Willen der Mädchen habe. Das Gericht hat auch angenommen, daß der Angeklagte nicht aus erotischen Motiven gehandelt hat, da er sich auch keinerlei unsittliche Übergriffe hat zu schulden kommen lassen. Trotzdem hat es in dem Verhalten des Lehrers strafbaren Mißbrauch der Amtsgewalt erblickt und auch angenommen, daß sich der Angeklagte der Strafbarkeit seiner Handlungsweise bewußt gewesen ist. Dies hat das Gericht daraus geschlossen, daß der Angeklagte in einzelnen Fällen den Schülerinnen hinterher gesagt hatte, sie sollten niemand etwas erzählen. In seiner gegen das Urteil eingelegten Revision behauptete der Angeklagte, es sei zu Unrecht angenommen worden, daß in dem Hypnotisieren ein Mißbrauch der Amtsgewalt liege. Auch habe keines der Mädchen etwas darüber bekundet, daß er einen Zwang ausgeübt hätte. Auch enthalte das Urteil einen Widerspruch, wenn es sage, es sei anrüchig, daß er sich küssen ließ, aber er habe aus wissenschaftlichen Gründen, ohne erotische Motive gehandelt. Auch sei das kein Beweis für sein Schuldbewußtsein, wenn er, lediglich um unnötige Schwätzereien zu verhüten, die Mädchen zum Schweigen mahnte. Das Reichsgericht hielt indessen das Urteil für bedenkenfrei und erkannte deshalb auf Verwerfung der Revision.

Ich identifiziere den Richter nicht mit dem Gesetz, trotzdem er selber es häufig umgekehrt zu machen pflegt. Atmet auch das Gesetz Grausamkeit, so läßt es doch fast immer notgedrungen genügenden Spielraum, um richterliche Individualitäten herauszuerkennen. Hier liegt ein Ursprung des verschiedenen Strafmaßes. In den meisten Fällen wird ja der Richter das feste Bewußtsein haben, alles Erschwerende und Mildernde gerecht erwogen zu haben. Aber was ist denn Gerechtigkeit? Genuß, warf ich vor kurzem paradox hin. Insofern, als Gerechtigkeit Vergeltung, und Vergeltung unzweifelhaft Genuß ist. Nicht Genuß im groben Sinne, sondern etwa in dem Sinne, wie man den Genuß einer „guten Tat" spürt. Die ganz persönliche Vergeltung, die Blutrache zum Beispiel, ist grober Genuß. Aber der Richter ist eingesetzt, Dinge zu vergelten, die ihn nicht „ganz persönlich" angehn, sondern nur als Mitglied der Gemeinschaft. In diesem Punkt liegt das Gefährliche. Naturen, die dazu veranlagt sind, werden aus dem leisen Genuß der „guten Tat" zu dem groben Genuß der persönlichen Vergeltung gelangen. Sie unterliegen hinterher genau derselben Selbsttäuschung, die wir bei der scheinbaren Wahlfreiheit des Willens überhaupt erkannt haben. Die Stärke der Motive, die im Augenblick der Entscheidung wirkten, läßt sich später nicht im selben Maße in der Erinnerung reproduzieren. Zu allen Zeiten haben die Richter der Kritik begegnet mit der Behauptung: Wir sind unbeeinflußbar, wir urteilen nur nach dem Gesetz. Das ist, subjektiv empfunden, richtig; denn aus jener weiteren Subjektivität,



210. Ehebruch und Buße
Straßburger Holzschnitt

311. Die geistliche Disziplin. Deutscher Kupfer des 17. Jahrhunderts

der im Unterbewußtsein wurzelt, kann eben kein Mensch heraus. Wir sind höchstens in der Lage zu erkennen, daß es eine solche letzte und unentrinnbare Triebkraft gibt. — Inbezug auf das Schwanken des Strafmaßes, das sich mit dem Begriff „Klassenjustiz" allein nicht völlig erklären läßt, lese man folgende Zusammenstellung des „Sourire":

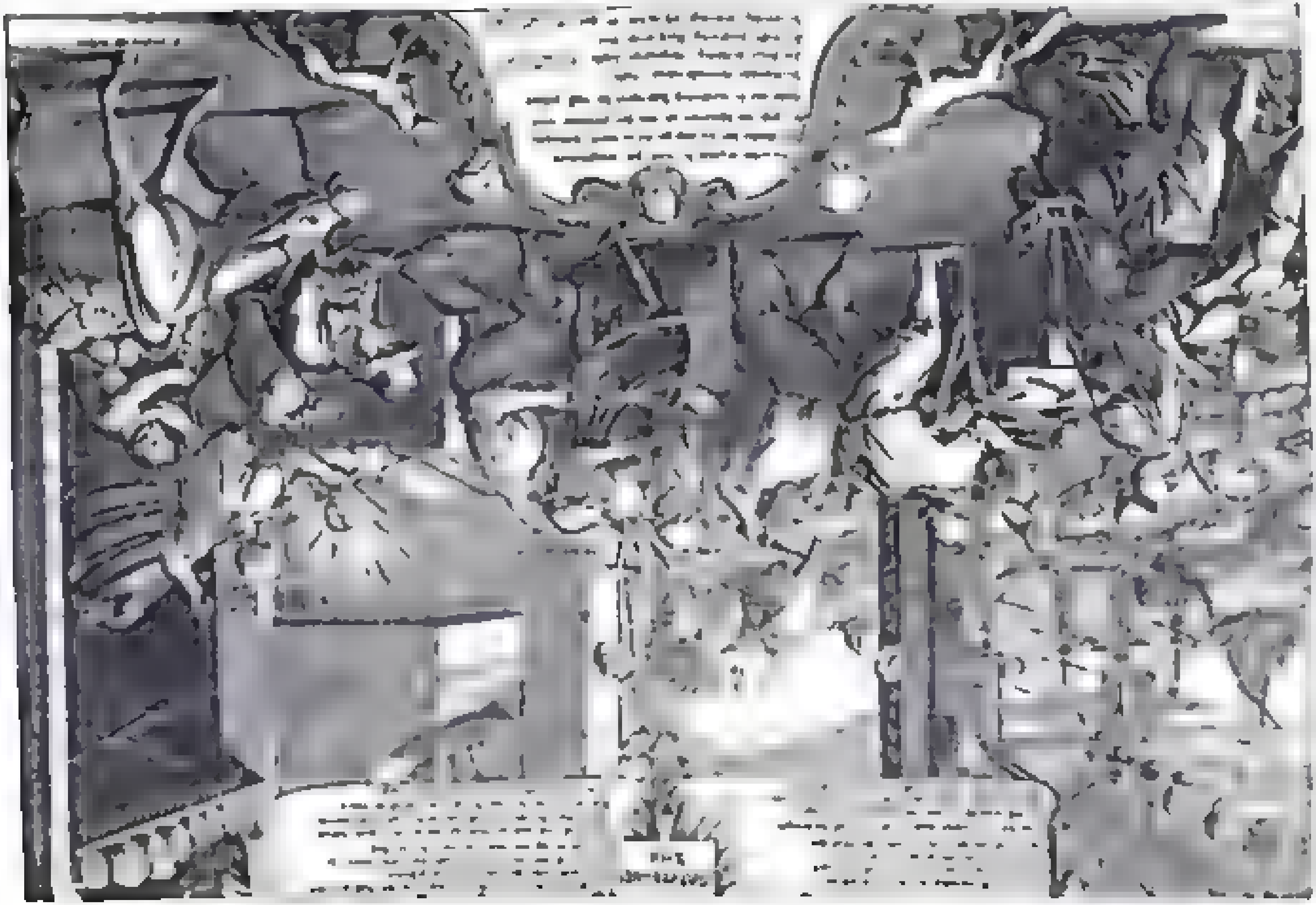
Pariser Schwurgericht, Januar 19.. Der junge X. jagt dem Fräulein B. ein Messer in den Hals und bringt sie in Lebensgefahr. Wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Februar 19.. Frau X. zerschneidet mit einem Taschenmesser den hinteren Gummireifen eines Automobilfahrrads. Drei Monate Gefängnis. —

Strafkammer in Limoges, Oktober 1912. Eine Waschfrau der Prinzipal Jeremonhalt wurde vollständig verbrannt in der Badewanne, wo sie mittels einer Kette festgehalten worden war, und starb daran. Die angeklagte Wäscherin wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Januar 1913. Herr M. wollte seiner Tochter einen Denkzettel geben, riß ihr die Nieren-Zier aus den Augen und trug sie in der Westentasche. Drei Monate Gefängnis. — Pariser Schwurgericht, November 1912. Der Arbeiter F. schneidet in einem Anfall von Eifersucht seiner Frau mit dem Rasiermesser die Nase ab. Wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Juli 1912. Der Mechaniker D. beißt seiner Geliebten im Liebesrausch die Nase ab. Sieben Monate Gefängnis. — Pariser Schwurgericht, Januar 1913. Der Maurer G. erschlägt im Zorn seinen Arbeitsgenossen mit der Mauerkelle. Wird freigesprochen. — Pariser Strafkammer, Mai 1912. Der Ostermeister Z. bearbeitet ein fremdes Kalb mit Fußtritten. Acht Tage Gefängnis. — Pariser Schwurgericht, März 1913. Herr L., der in der Liebe seinen Trost suchte, tötete seinen Gegner durch einen Revolverschuß. Wird freigesprochen. — Pariser Schwurgericht, Mai 1912. Herr G., der sich auf Posten verteidigt, erklärt, als ihm seine Frau davonging: „Ich verurteile sie zum Tode!“ Er tötete den Gatten derselben mit dem Beil. Vier Monate Gefängnis.

Die Liste ist noch viel länger, aber ich glaube wohl, das genügt, und man kann nichts besseres tun, als ein solches Gelächter darüber anzuschlagen, daß die „Würde“ jeder Gerichtsbarkeit zerplatzt! An ihren Fetzen soll sie sich erkennen. Man sehe jetzt unter diesem Gesichtswinkel folgende Zusammenstellung einer Nürnberger Chronik an, wo es ein bischen handgreiflicher hergeht:

1452. Georg Wehner, einem falschen Spieler, und Heinrich Heidenheimer, der eine Jungfrau genotzüchtigt, hat man die Augen ausgestochen. — 1455. Ulrich Schmid, der zwei Kinder genommen, hat man in einen Sack geschlossen und ertränkt. — 1456. Hans Kölbel, Bürger zu Nürnberg, und Lienhard Frey von Landsberg wegen Fälscherei des Safrans und anderer Gewürze mitsamt ihrem gefälschten Gut lebendig verbrannt und die Pirgamerin, so dazu geholfen, lebendig vergraben. Montags nach Pfingsten. — 1458. Ein Knabe hat sich unterstanden, den Almosenstock in St. Johanniskirch zu erbrechen; der Stock ist aber mit Eisenblech so zugerichtet gewesen, daß sich der Täter selbst gefangen. Dem hat man aus Gnaden, wegen seiner Jugend, beide Ohren abgeschnitten. — 1461. Ulrich Gleichenhammer hat man Gotteslästerns halber die Zunge abgeschnitten und die Walburga Kölberin von Feuchten wegen Dieberei lebendig neben dem Galgen begraben.

Aktuelle Beispiele, die uns näher liegen, könnte ich zahlreich geben. Doch will ich auch nicht den entferntesten Anschein einer Polemik erwecken, da ich hier rein psychologisch und allgemein menschlich orientiere. Nur ein paar Züge heiteren Kalibers. Harden erwähnt in seiner „Zukunft“, am Tage eines schöffengerichtlichen Freispruchs habe ein Mitglied der Strafkammer mit weithin vernehmbarer Stimme gerufen: „Ich hätte dem Kerl anderthalb Jahre Gefängnis gegeben!“ — Vor den Potsdamer Schöffen beklagte sich ein Knecht über schlechte Beköstigung bei seinem Dienstherrn mit den für seinen Bildungsstand üblichen und in diesem Fall überhaupt prägnanten Worten: „Das ist kein Essen, das ist ein Fressen!“ Worauf ihn der Vorsitzende mit der Begründung, Menschen fressen nicht, sondern essen, zu sofortigen 24 Stunden Haft wegen „Ungebühr“ verknackte. — Einer hatte die Tochter eines Staatsanwalts beleidigt und wurde dafür 9 Monate ins Gefängnis gesteckt. In der Begründung des Urteils heißt es, nach dem Stendaler „Altmärker“: „Es handle sich im vorliegenden Falle nicht um ein Mädchen der niederen Stände, deren Ehrgefühl nicht so stark entwickelt sei, sondern um eine Dame aus besserer Familie; durch ihre Erziehung und gesellschaftliche Stellung habe sie ein höheres Ehrgefühl, das durch die tätliche Beleidigung des Angeklagten aufs schwerste verletzt wurde.“ Jeder bleibe bei seinem Fach. Ich erlaube mir, es besser zu wissen, wovon die Entwicklung des weiblichen Ehrgefühls abhängt. Ich konstatiere aber als unzweifelhaft, daß sich dieser Urteilsverfasser vorkommenden Falles einem Mädchen der „niederen Stände“ gegenüber anders benehmen würde, als einer „Dame aus besser Familie“. Da haben wir die bewußte Subjektivität mit speziell erotischer Nuance. — Zum Schluß noch ein Bericht aus der „Norddeutschen Allgemeinen“, wozu ein weiterer Kommentar wohl nicht mehr nötig ist.



„Gerichtsdiener! Rufen Sie die Sache gegen Frau Schm... auf," sagt der Vorsitzende in geschäftsmäßigem Ton. Es erscheint, aus der Untersuchungshaft vorgeführt, eine Frau mit abgehärmten Gesichtszügen. Sie hält ein erst einige Wochen altes schlafendes Kind im Arm; durch eigentümlich wiegende Armbewegungen sucht sie das Kind im Schlafe zu erhalten. Angeklagt ist sie wegen verschiedener kleiner Betrügereien und eines Diebstahls, die sie, von ihrem Ehemann in traurigster Lage verlassen, begangen haben soll. Die Betrugsfälle gibt sie zu; auf den Diebstahl an einem Kleide weiß sie sich nicht zu besinnen und weist darauf hin, daß sie damals guter Hoffnung gewesen sei. Mit Achselzucken geht der Vorsitzende über diesen Einwand hinweg. Inzwischen ist das schlafende Kind aufgewacht und gibt leise klagende Töne von sich. Immer lebhafter werden die Armbewegungen der Mutter, um das Kind wieder in Schlaf zu wiegen. Der Vorsitzende wird bei den immer lauter werdenden Klagelauten des Kindes etwas nervös und fragt die Angeklagte, ob sie sich nicht wenigstens kurze Zeit von dem Kinde trennen könne. Diese, welche die geschäftsmäßigen Fragen des Vorsitzenden bisher trotz des Kindergeschreies zu beantworten gesucht hat, bittet um eine kleine Pause, um dem Kind die Brust gewähren zu können. Der Vorsitzende verkündet, daß die Sache auf kurze Zeit unterbrochen werde. Die Angeklagte wird aus dem Saal geführt. Nach kurzer Zeit erscheint sie wieder, diesmal ohne Kind. Die mitleidige Frau eines Gerichtsdieners hat sich dieses angenommen. Es wird zur Vernehmung der Zeugen geschritten. Die Angeklagte ist ganz still geworden und [illegible] da. Ein Beisitzender macht den Vorsitzenden darauf aufmerksam. Es wird festgestellt, daß die Angeklagte in tiefen Schlaf versunken ist. Erst durch Besprengungen mit mehreren Gläsern Wasser kann sie wieder in wachen Zustand versetzt werden. Die gegen sie erkannte Strafe von mehreren Monaten Gefängnis erkennt sie an, bittet nur, aus der Untersuchungshaft entlassen zu werden — ihres Kindes wegen. Der Vorsitzende verkündet die Aufhebung des Haftbefehls. Draußen nimmt das Weib das Kind wieder aus den Händen der Gerichtsdienersfrau in Empfang und verläßt das Gerichtsgebäude."

Es läßt sich hier die Frage nicht umgehen, wie sich die Frauen zu diesem besonderen Typus von „starken Männern" stellen. Mit zwei Worten ist das nicht zu beantworten. Ich muß zunächst auf das zurückkommen, was ich am Eingange dieses Kapitels sagte. Regelmäßig ist in ein und demselben Menschen die Fähigkeit sowohl zu sadistischen wie zu masochistischen Ideen-Assoziationen vorhanden. Nur bleibt es vorläufig unbestimmt, welcher Teil dieses Gefühlskomplexes nach außen in die Erscheinung tritt und wem gegenüber. Ich sagte schon auf Seite 104, es gebe Männer, die dem Weibe gegenüber einem extremen Masochismus huldigen, im übrigen aber die schneidigsten, ja brutalsten Herrenmenschen sind. Ich denke, es muß jetzt soviel klar sein, daß hierin nicht der geringste Widerspruch liegt. Im Gegenteil, wir werden noch weiterhin aus der Kulturgeschichte und anderem psychologischem Material erkennen, daß gerade dieser Doppeltypus die gefeiertste Männlichkeit hervorgebracht hat und biologisch als die Höhe der Männlichkeit zu betrachten ist, die den denkbar weitesten Umfang der seelischen Möglichkeiten in sich erfüllt! Man vergleiche dazu auch das ganze 11. Kapitel über „Unterwerfung", aus dem sich diese Doppeltendenz gleichfalls ergibt. Frauen, die für „brutale Männer" schwärmen, meinen damit immer diese Art. Stümper in der Liebe fassen das in der Regel einseitig auf und meinen, die Sehnsucht der Frauen gehe nach bloßer Roheit. Davon ist gar keine Rede.

In den allermeisten Büchern, die diese Fragen berühren, bekommt man zu lesen, daß bei den Frauen die Liebe oft erst erwache, wenn sie einmal tüchtig vom Mann durchgeprügelt worden sind. Das ist nichts als ein lächerliches Mißverständnis. Es wird da gewöhnlich die übliche Proletarierin als Beweis angeführt, die zur Nachbarin sagt: „Mein Mann liebt mich nicht mehr, er hat mich seit drei Tagen nicht mehr geschlagen!" Ja, damit sagt sie doch nicht, daß ihr die Prügel schmecken, sondern es bezeichnet ein rohes Milieu überhaupt. Nun kann man allerdings von Frauen hören, daß ihre Lustempfindungen in direktem Zusammenhang mit dem Verprügeltwerden stehn, daß sie sogar den Mann zum Zorn reizen, damit er sie prügele. Aber in diesen

ACCOMMODATION LADDER.

Albion, die stolze Schönheit

Politische Karikatur aus der Napoleonischen Zeit, von Th. Rowlandson

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

213. Der Gewissensrat einer königlichen Mätresse. Anonyme englische Karikatur auf die Flagellation

Fällen habe ich immer gefunden, daß der Mann die alleinige Ursache dieses Zusammenhangs war, und daß er nicht primär aus der Psyche der Frau hervorging. Entweder hatte nämlich der Mann seine Aufwallung heftig bereut und war dann so außerordentlich zärtlich zu der Frau gewesen, wie sie es sonst nie erlebte, sodaß sie sich nach der Wiederholung der gleichen Szene sehnte, nur um die Zärtlichkeiten wieder durchkosten zu können. Oder der Mann brauchte den flagellantischen Furor überhaupt, um fähig sein zu können, und die Frau wurde infolge dessen von einem Sturm der Empfindungen durchflutet, der gegen die sonstige Windstille zu sehr abstach, als daß sich bei ihr nicht schließlich eine Kongruenz zwischen Mißhandlung und Lustgipfel hätte festsetzen sollen.

Ist aber der sadistische Teil des Gefühlskomplexes beim Manne derart vorherrschend, daß er allein nach außen in die Erscheinung tritt, so werden sich unbeeinflußte und außerhalb ökonomischen Zwanges lebende Frauen immer ablehnend verhalten.

Es gibt, wie immer im Biologischen, Ausnahmen. Aber es sind und bleiben Ausnahmen. Man darf nicht annehmen, wie gewöhnlich geschieht, daß, wenn man glücklich nach langem Suchen einen Fall gefunden hat, der in die leere Rubrik des vorgefaßten Meinungs-Schemas paßt, daß dann die Rubrik überhaupt erfüllt sei. So halte ich Frauen, die ein völliges Pendant wären zu dem so häufig vorkommenden extremen Masochismus des Mannes, für reine Ausnahmen. Wir sahen schon bei Gelegenheit der Pubertätskrise (Seite 157–159), daß es für Mädchen keine

Standhaftigkeitsleistungen im Ertragen von Schmerzen gibt. Die Frauen behaupten allerdings öfter, sie seien standhafter als Männer. „Ihr solltet mal die Wehenschmerzen ertragen, sagen sie zum Beispiel zu einem, da wärt ihr schon gleich in Ohnmacht gefallen!" Darüber ist natürlich nicht leicht zu urteilen, weil die Vergleichsmöglichkeit fehlt. Ich habe viele klinische Geburten mitangesehen, und es ist mir vorgekommen, als sei diese konstante Behauptung der Frauen auch nur eine nachträgliche Erinnerungsfälschung. Wenigstens meistens. Von der zweiten Geburt an kann die Niederkunft überdies so schmerzlos erfolgen, daß Frauen, die den Abort aufsuchen, erst durch das Wimmern des Kindes darauf aufmerksam werden, was ihnen passiert ist.

Ich gebe im folgenden den Ausnahme-Fall einer Frau, die sich als weiblicher Fakir hätte produzieren können. Die Sache erklärt sich ganz einfach durch richtige, auf sexueller Basis entstandene Hysterie.

Vor einigen Jahren sprach man in Neapel viel von einer jungen Dame, in deren Wohnung die merkwürdigsten Dinge passierten: es erschienen dort ganze Scharen von „Geistern", die den Herren des Hauses Hunderte von Nadeln in den Körper stachen, und zwar so tief, daß sie nur von einem geübten Chirurgen wieder herausgezogen werden konnten; einer Dame fand man in dem Körper dieses Opfers der Geisterwelt sogar eine [illegible]. Bei einer radiologischen Untersuchung fand man in den Händen, in den Armen, in den Beinen, in den Schenkeln, ja selbst in den Brüsten der Dame Näh- und Stecknadeln, zusammen an 115 Stück. Das lebendige Nadelkissen war schließlich so heruntergekommen, daß man ihm etwas der Arterie eines Hundes entnommenes Blut zuführen mußte. Um diese Zeit kam die Unglückliche in die Klinik des Professors [illegible] von der Neapeler Universität zur Beobachtung, und dieser gibt jetzt den [illegible]. Nachdem er bei der Dame alle Anzeichen der Hysterie gefunden hatte, unterwarf er sie dem hypnotischen Schlaf und stellte hierbei an ihr eine vollständige Empfindungslosigkeit fest. Diese Empfindungslosigkeit war so groß, daß man in den Körper der Kranken lange Nadeln hineinstechen konnte, ohne daß sie erwachte oder etwas merkte. Bei einer Wiederholung der Versuche wurde durch genaue Beobachtung ermittelt, daß die Dame auch von selbst, das heißt ohne jede Anregung von außen in einen hypnotischen Zustand verfiel, und daß sie während dieses schlafwandelnden Zustandes automatisch gegen sich selbst zu „wüten" pflegte und beim Erwachen nicht mehr wußte, daß sie sich zum Beispiel Nadeln in den Körper gestoßen hatte. Zwei Monate lang lag sie unter zunehmendem Fieber und immer mehr verfallend in der Klinik; als sie dann über heftige Schmerzen im Unterleib klagte, wurde sie operiert, und man fand in ihrem Körper eine Nadel von überraschender Länge. Man hatte, während sie krank lag, alle Näh- und Stecknadeln aus dem Bereich ihrer Hände entfernt; an eine Hutnadel aber hatte man nicht gedacht, und eine dieser großen Nadeln hatte sie sich dann in den Leib gebohrt. Später verheiratete sich die hübsche Patientin, und die Liebe bewirkte, was kein Arzt hatte bewirken können: der „neue Zustand" heilte die Dame derart ab, daß ihre Hysterie vollständig verschwand, und mit der Hysterie verschwanden auch die anderen Phänomene, so daß die Dame zur Freude ihrer Angehörigen aufhörte, ein Nadelkissen zu sein.
(Nach den „Annales des Sciences Psychiques")

Den bloßen Rohling, der in seiner Frau seine adäquate Partnerin hat, schildert Frank Wedekind in dem Gedicht „Der Prügelheini"

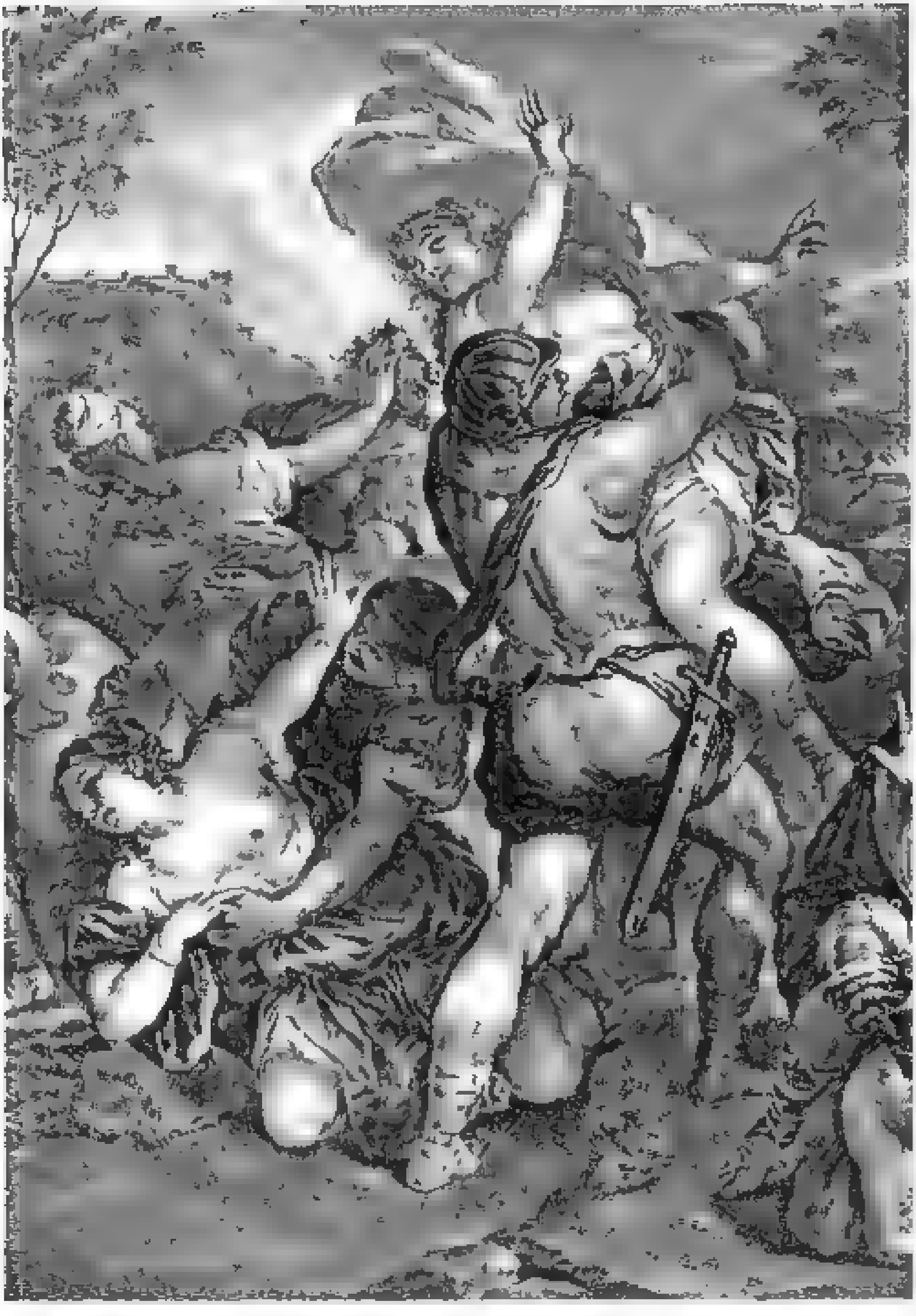
Der Prügelheini, der ist mein Mann,
Der ist eine Menschenplage;
Der prügelt, was er mich prügeln kann,
Die Nächte, sowie die Tage.

Heut' morgen stürzt er noch auf mich los:
„Du bist mir untreu gewesen!
Das steht in Buchstaben riesengroß
Auf deiner Stirne zu lesen!" —

„Bei Gott, mein Heinz, dir blieb ich treu,
Sonst steht mir nichts auf der Stirne. —"
Da schwang er seinen Prügel aufs neu:
„Dich schlag ich wieder, du Dirne."

Und als ich ihm zitternd zu Füßen fiel,
Ich dumme von allen Frauen,
Da warf er mich hin auf die Gartenbank
Und hat mich zusammengehauen.

Ein unbestreitbarer Ausnahmefall ist die Dichterin Dolorosa. Aus ihrem Versbuche „Confirmo te chrysmate" von 1902 stammt das folgende „Hohelied"



214. Der Raub der Sabinerinnen. Kupferstich nach Luca Giordano

[illegible] Der [illegible] plagt die Menschen. [illegible]

So dunkel war die Nacht und alles schlief
Wir wachten nur bei mattem Kerzenschein, —
Und seine weißen Zähne grub er tief
In meine blassen Mädchenhände ein.

Ich war so ahnungsvoll und leidensbang,
So frauensehnsuchtsmüde wie noch nie zuvor.
Das junge Blut in meinen Schläfen sang
So rot und brünstig, wie ein Teufelschor

Das junge Blut in meinen Schläfen schrie.
Und meine Lippen brannten fieberhaft,
Und furchtsam lauscht' ich einer Melodie
Von kranker Lust und kranker Leidenschaft

Wir fühlten, daß die Sünde bei uns war.
Vor Furcht betäubt, schloß ich die Augenlider
Da griff er fest und schmerzhaft in mein Haar
Und zwang mich stark zu seinen Füßen nieder

Und als ich mich in seinem Griffe wand
Und stöhnte unter seinen Peitschenhieben,
Da hat mich seine schöne, feste Hand
Mit einem grausam [illegible] beschrieben

Das schluchzt und singt in mir seit jener Zeit,
Das glüht aus meinen blutigen Wundenmalen,
Das Hohelied der roten Grausamkeit,
Das Hohelied der Schmerzen und der Qualen

Man beachte hier das Spiel mit den Ausdrücken „kranke" Leidenschaft, „kranke" Lust. Sie werden gebraucht wie sonst der Begriff „sündhaft". Als Folie des ganz Besonderen. Es steckt aber nur Krafft-Ebing'sche Weisheit dahinter. Das nächste Gedicht, aus dem gleichen Versbuch, betitelt sich „Le jardin des supplices" in Anlehnung an das gleichnamige Werk von Octave Mirbeau

Ich legte mein schwarzes Gewand von mir
Und löste mit bebenden Fingern mein Haar
Nackt und zitternd lag ich vor dir
Und bot meinen jungen Leib dir dar

Du entfachtest die schlummernden Brände
In mir zur ekstatischen Inbrunst der Liebe
Laß mich küssen, mein Fürst, deine grausamen Hände
Für das heilige Glück deiner Peitschenhiebe!

Laß mich die schmalen Füße küssen,
Die meinen Nacken zu Boden zwangen
Laß mich die harten Stricke küssen.
Die mich quälten wie feurige Schlangen

Laß mich, mein Fürst, deine Peitsche küssen,
Die mir die Lust der Schmerzen sang,
Laß mich den Sand der Erde küssen,
Der mein Blut mit durstiger Sehnsucht trank

Unsre schlummernden Gärten träumten den Traum,
Den göttlichen Frühlingstraum der Natur
Aber wir sahen die Rosen kaum,
Mein Fürst! denn wir liebten die Schmerzen nur

Wie eine Sklavin lag ich vor dir
Und bot meinen Leib den Martern dar,
Und die tiefste Wollust ward dir und mir
Im Garten der Qualen offenbar

1905 veröffentlichte Dolorosa ein zweites Gedichtbuch unter dem Titel „Da sang die Fraue Troubadour". Hier fehlt die flagellantische Note vollständig. Doch schon aus dem Titel geht hervor, daß es sich um dieselbe Gefühlsqualität handelt, eine völlige Umkehrung des Werbungsverhältnisses zwischen Mann und Weib. Als Beleg diene folgende Probe:

Ich stand, den Liebesbrand im Blut,
Des Nachts vor seinem Haus und sann
Und nach des Tages starrer Glut
Brach jäh ein schwarzes Wetter an.

Das Wolkenzelt durchflammten wild
Die weißen, blankgezackten Blitze
Kühl wurde die Luft: nur ungestillt
Blieb meines Blutes rote Hitze

Der Regen rauschte durchs Geäst
In kalten, schweren Fluten nieder
Im bloßen Haupt und ganz durchnäßt
Stand ich und summte Minnelieder

Dolorosa hat aus ihrem Psychischen kein Hehl gemacht. Während sie sich selber für krankhaft hält, halte ich sie nur für eine seltene Spielart. Für die Ausnahme-Erscheinung, die sie darstellt, wüßte ich kein besseres Beispiel. —

316. Die untere Disziplin. Französische [illegible]. 17[illegible]

Es ist zu erwarten, daß sich die Künstler für die einseitige, bloß rohe Nuance des männlichen Sadismus nicht besonders werden erwärmt haben können. Das trifft auch vollständig zu und kann nach dem, was ich über die Funktion der männlichen, weiberhörigen Künstlerseele mehrfach ausgeführt habe, garnicht anders sein. Es ist völlig ausgeschlossen, daß jemand ein eben so reichhaltiges Bildermaterial über „Männerherrschaft" zusammenbekäme, wie wir es hier über „Weiberherrschaft" vorlegen. Hieraus erhellt ferner, daß das Thema dieses Buches in keiner Weise einseitig ist, sondern vielmehr den gesamten Umkreis des psychologisch für die Frage der „Herrschaft" in Betracht Kommenden umschließt. Es gibt in reicher Anzahl, besonders im ganzen Verlaufe der aufblühenden Holzschnitt- und Kupferstichkunst Darstellungen von sogenannten [illegible], meistens Schlachtenbilder und Hinrichtungen bekannter Personen, flugblattähnliche Vorläufer der jetzigen illustrierten Zeitschriften. Auf die Reproduktion dieser nur aktuell gemeinten gegenständlichen Berichte haben wir grundsätzlich verzichtet, zumal sie, als leichter zugänglich, schon

von Hinz und Kunz wahllos veröffentlicht worden sind. Was dann noch übrig bleibt, bezieht sich hauptsächlich auf die Flagellation, und zwar in der Regel satirisch und besonders auf die geistliche Disziplin gemünzt, von der noch gesprochen werden wird.

An dieser Stelle zähle ich nur vier Blätter auf, die die individuelle brutale Rohe illustrieren. Abbildung Nr. 212 ist vielleicht das beste. In der „Weiberhaupt-Schmiede" wird den Frauen der „Kopf verkeilt". Wie die Inschrift besagt, will der Schmiedemeister den armen geplagten Mit-Männern helfen, damit ihnen das Leben mit ihren Frauen weniger sauer werde. — Paboanino gibt eine interessante Variation des Motivs von Adam und Eva. Treis symbolisch ist die Brutalität des Mannes angedeutet, mit der er nach der „verbotenen Frucht" greift (Abbildung Nr. 200). Die „Dressur" von Josfot zielt auf das untertänige Volk, das aus der Disziplin des Klerus in die des Offiziers übergeht (Abbildung Nr. 224). Endlich ein seltsames Blatt von Willette, den wir bereits kennen (Abbildung Nr. 227). Diese „Krokodiljagd" ist einer englischen Familienzeitschrift entlehnt. Willette hat aber eine eigentümliche Korrektur daran vorgenommen, nämlich ein Viereck rechts unten ausgeschnitten und an Stelle des Turködders ein angebundenes Mädchen hineingezeichnet, das Ganze dann an den Herausgeber des „Courrier Français" Calman Levy gesandt (den er scherzhaft als „Kaiman" Levy anredet) und eine bissige Bemerkung über die englischen „peres de famille" und ihre sadistische Jagdleidenschaft hinzugefügt. Die Engländer sind aber diesmal unschuldig an der verwandten Natur Willettes.

* * *

Die Brutalität der Masse. In jeder Masse werden die Willensäußerungen in summierter Stärke in die Erscheinung treten, wobei die Entscheidung zur Tat rascher erfolgt, als beim Einzelnen, und sich mehr der reinen Instinkt-Handlung annähert. Die Massenstimmung bedarf stets der gröberen Impulse, um aus dem flottierenden Zustand der Unentschiedenheit in das Stadium der bestimmten und einheitlichen Empfindungen überzugehn. Schauspieler wissen ein Lied davon zu singen. Oft bleibt das Publikum zum Verzweifeln indifferent an Stellen, wo immer Bewegung einsetzte, und den Akteuren wird verdrießlich und nervös zu Mute. Bis einer eine gelungene Improvisation macht, und die gute Laune über das Haus hereinbricht. Die Komiker, die schon durch eine Gestmaske unfehlbar wirken können, oder die anerkannten Lieblinge des Publikums, die durch die Erinnerung an vergangene Lachsalven oder feuchte Taschentücher wirken, werden daher als unfehlbare Stimmungsmacher teuer entlohnt. Ist die Lawine ins Rollen gekommen, so braust sie in der einmal gegebenen Richtung daher, und niemand kann wissen, was werden wird. Der Einzelne wird mit fortgerissen und ist nur noch unbewußter Impuls-Teil des Ganzen. Im Kriege ist Bajonettangriff und Panik nur „Psychologie der Masse".

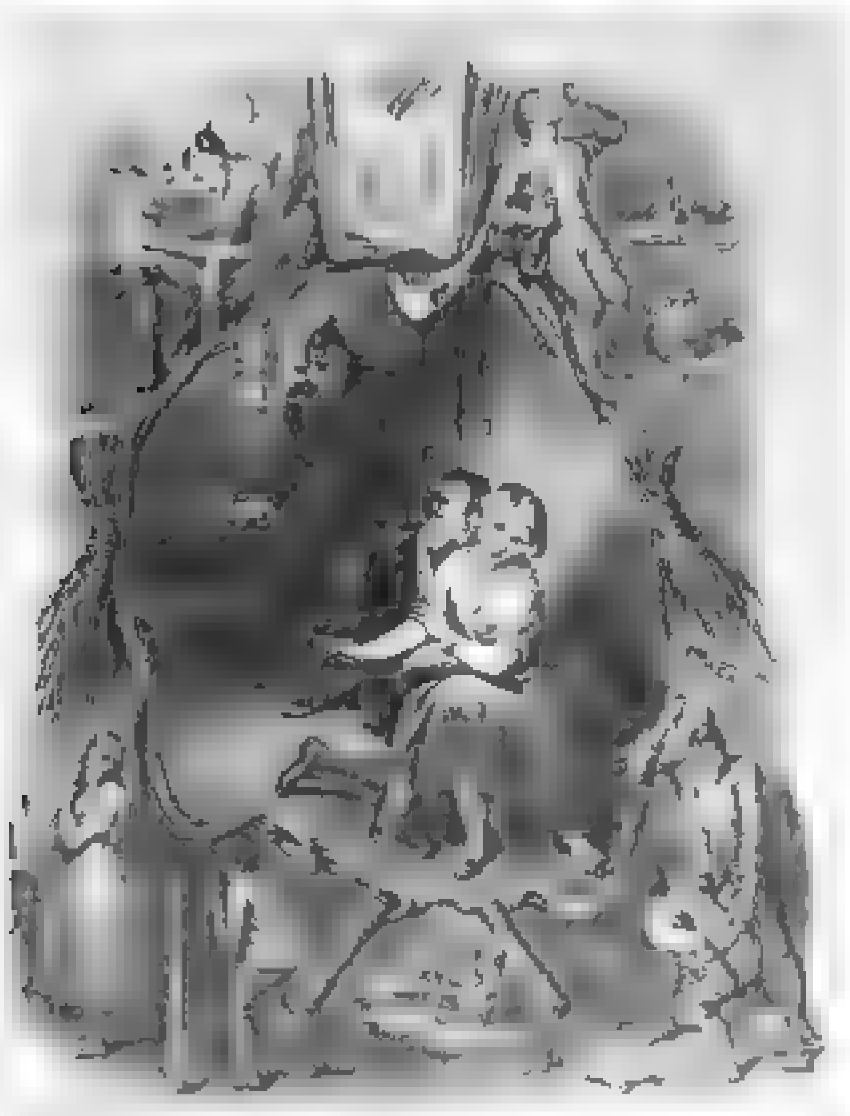
Le Bon unterscheidet besonders die sogenannte „kriminelle" Masse. Er führt als typisches Beispiel die Ermordung des Gouverneurs der Bastille an. Nach dem Fall der Festung bekam der Gouverneur von der äußerst erregten Menschenmenge, die ihn umgab, von allen Seiten Hiebe. Man schlug vor, ihn zu hängen, zu enthaupten oder an den Schweif eines Pferdes zu binden. Er machte sich los und gab einem der Umstehenden versehentlich einen Fußtritt. Darauf machte jemand den Vorschlag, der Getretene solle dem Gouverneur den Hals abschneiden. Dieser, ein stellenloser Koch, meinte, es sei patriotisch, ein Ungeheuer zu vernichten, und schlug mit einem dargereichten Säbel auf den entblößten Hals des Gouverneurs ein. Der Säbel war aber schlecht geschliffen und schnitt nicht. Darauf zog er ein kleines Messer aus seiner Tasche und vollendete damit kunstgemäß die Arbeit. Le Bon meint, eine solche Tat könne wohl „gesetzlich", aber nicht „psychologisch" als Ver-

LES PLAISIRS INTEROMPUS

217 Der wütende Vater. Kupferstich nach einem Gemälde von Fragonard

brechen qualifiziert werden. Nun, darüber zu streiten, ist hier zwecklos, wir würden sonst noch bei Lombroso enden. Vor allem steht dem, ebenso psychologisch betrachtet, das Streben nach Vergeltung entgegen, das den ewigen Kreislauf der kriminellen Rache bedingt.

Sainte-Beuve hatte die „Salambo“ Flaubert's einer ausführlichen Kritik unterzogen und von der „Würze sadistischer Poesie“ gesprochen, die in dem Werk enthalten sein sollte. Flaubert, der zur Vorbereitung des Romans die sachlichsten Altertums-Studien getrieben hatte, ließ das nicht stecken und antwortete im Dezember 1862 in einem längeren Brief, worin er unter anderm folgendes sagt: „... Wenn Sie meinen, ich hätte beim Begräbnis der Barbaren Martern erfunden, so ist das nicht richtig. Hendrich (Carthago seu Carth. respublica 1664) hat Texte zusammengestellt, um zu beweisen, daß die Karthager die Leichen ihrer Feinde zu verstümmeln pflegten, und Sie wundern sich, daß die Barbaren, die besiegt, verzweifelt, erbittert sind, ihnen nicht das gleiche zurückgeben, nicht einmal ein gleiches tun, und nicht nur dieses Mal? Muß ich Sie an Madame de Lamballe erinnern, an die Mobilgarde von 48, an das, was gegenwärtig in den Vereinigten Staaten geschieht? Ich bin im Gegenteil nüchtern und sehr milde gewesen. Und da wir einmal daran sind, uns die Wahrheit zu sagen, so will ich Ihnen offen gestehn, verehrter Meister, daß die ‚Würze sadistischer Poesie‘ mich etwas verletzt hat. Alle Ihre Worte sind schwerwiegend. Und ein solches Wort von Ihnen wird, wenn es gedruckt ist, fast zum Schandfleck. Vergessen Sie, daß ich auf der Anklagebank des Zuchtpolizeigerichts wegen Vergehens gegen die guten Sitten (Madame Bovary) gesessen habe, und daß die Dummköpfe und Böswilligen sich Waffen aus allem schmieden? Wundern Sie sich also nicht, wenn Sie eines Tages in einem verleumderischen Blättchen, wie es deren gibt, etwa Folgendes lesen: ‚M. G. Flaubert ist ein Schüler de Sade's. Sein Freund, sein Pate, ein Meister der Kritik, hat es ihm selbst deutlich genug gesagt,



Die bösen Buben. [illegible]

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Die Verleumdung. Symbolik des weiblichen Sadismus

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind ‚Die Weiberherrschaft'

Französische Lithographie nach einem Gemälde von Ad. Yvon

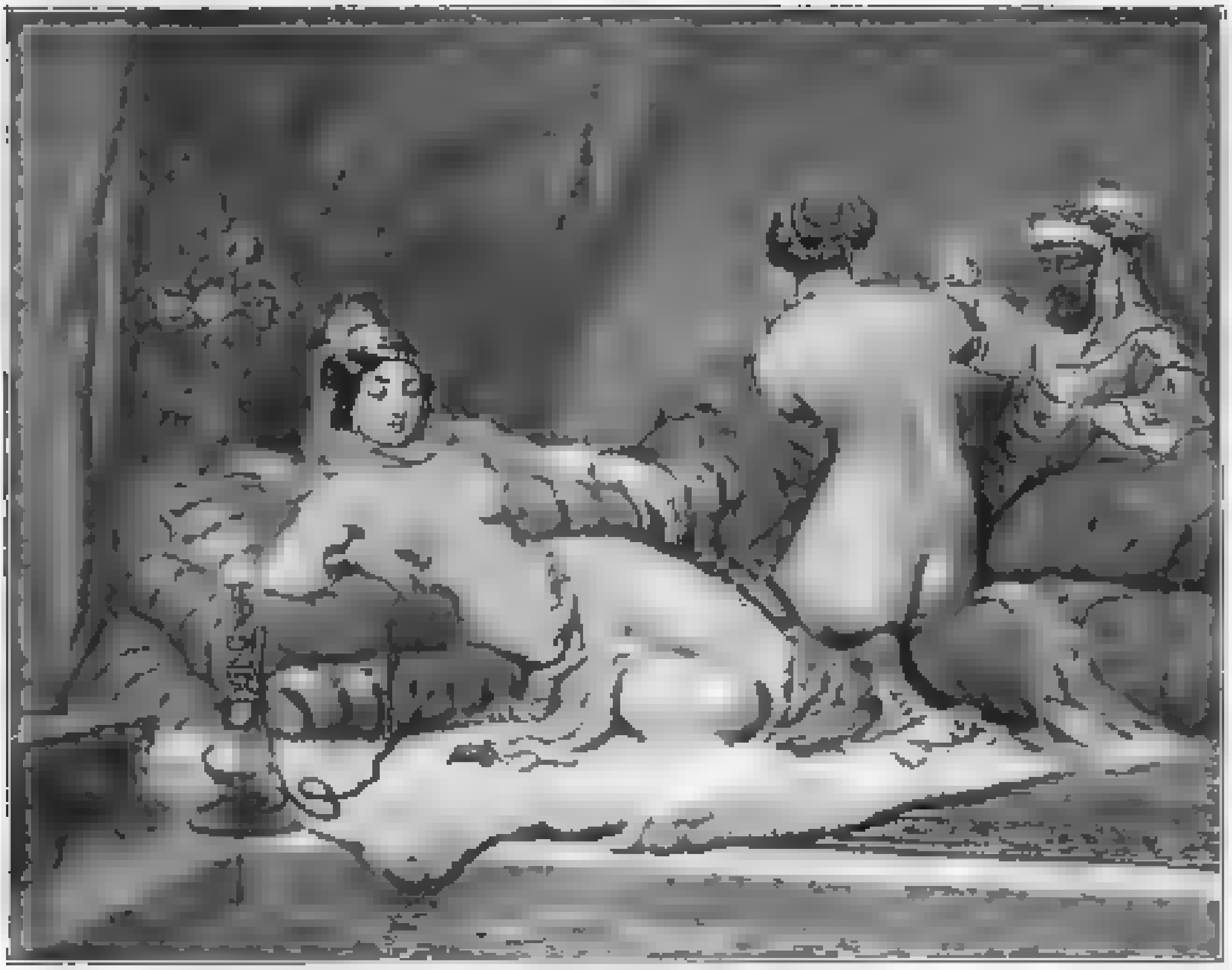
Albert Langen, [redacted]n[redacted]

THE
JOHN CRE[illegible]
LIBRARY.

179. Schülerrache. Karikatur von Schrödter. [illegible]

wenn auch mit jener Feinheit und spöttischen Gutmütigkeit, die usw." Was sollte ich antworten und tun? Die Stelle des Romans, die die Brutalität der antiken Massen so gut zeichnet, ist diese:

> Um das Volk zu blenden, hatte Hamilkar am Tage nach dem Siege die zweitausend Gefangenen, die man auf dem Schlachtfelde gemacht hatte, nach Karthago gesandt. Sie kamen in langen Reihen zu je hundert Mann an, die Arme auf dem Rücken an eine eherne Stange gebunden, die ihnen im Nacken befestigt war. Auch die Verwundeten liefen blutend mit; die Reiter hinter ihnen trieben sie mit Peitschenhieben an.
>
> Nun befahlen die Alten (Senatoren) die Hinrichtung der Gefangenen, wiewohl der Suffet ihnen geschrieben hatte, sie sollten sie nicht töten. Er gedachte die Besten in sein Heer einzustellen und dadurch andre zum Abfall zu veranlassen. Doch der Haß war stärker als alle Ausbedingungen. Die zweitausend Barbaren wurden in den Mappalien an Grabsteinen gebunden, und Krämer, Küchenjungen, Sticker, ja sogar Weiber, die Witwen der Gefallenen mit ihren Kindern, alle, die wollten, kamen und töteten sie mit Pfeilschüssen. Man zielte langsam, um ihre Qual zu verlängern, hob und senkte die Waffe abwechselnd, und die Menge drängte sich heulend herum. Gelähmte ließen sich auf Bahren herbeitragen. Viele brachten zur Vorsicht ihr Essen mit und blieben bis zum Abend, andre die ganze Nacht da. Man schlug Zelte auf, in denen getrunken ward. Mehrere hatten gute Einnahmen durch das Verleihen von Bogen. Dann ließ man alle die mit Pfeilen gespickten Leichen aufrecht stehn, wie rote Statuen, die auf den Gräbern standen, und die Erregung ergriff selbst die Leute von Malqua, die von der Urbevölkerung abstammten und in Dingen des Vaterlandes sonst gleichgültig waren. Aus Dankbarkeit für die Vergnügungen, die es ihnen bot, nahmen sie jetzt an seinem Glücke Anteil, fühlten sich als Punier, und die Alten fanden es sehr geschickt, daß sie so durch die Rache das ganze Volk verschmolzen hätten. Der Segen der Götter fehlte nicht, denn aus allen Himmelsgegenden flogen Raben herbei. Sie kreisten mit lauten, heiseren Krächzen durch die Luft und bildeten eine ungeheure Wolke, die sich beständig um sich selbst drehte. Man sah sie von Clypea, von Rhades und vom Vorgebirge Hermäum aus. Manchmal zerriß sie plötzlich und zog ihre schwarzen Kreise in die Weite; ein Adler war mitten hineingeschossen und flog dann wieder auf. Auf den Terrassen, den Kuppeln, den Spitzen der Obelisken und den Giebeln der Tempel saßen hier und da große Vögel, die Fetzen von Menschenfleisch in ihren geröteten Schnäbeln hielten.
>
> Allen kam derselbe Gedanke. Sie (die Söldner) stürzten sich in wildem Getümmel auf die gefangenen Karthager. Man legte sie an einer ebenen Stelle platt auf den Boden. Schildwachen bildeten um sie einen



110. Serail. Lithographie nach Guérard. 1832

Kreis, und man ließ die Weiber hinein, zu dreißig und vierzig auf einmal. Um die kurze Zeit, die man ihnen gewährte, auszunutzen, liefen sie unentschlossen bebend von einem zum andern, dann beugten sie sich über die Körper der Armen und schlugen sie aus Leibeskräften, wie Wäscherinnen, die Wäsche klopfen. Die Namen ihrer Gatten heulend, zerrissen sie sie mit den Nägeln und stachen ihnen mit ihren Haarnadeln die Augen aus. Dann kamen die Männer und marterten sie, von den Füßen, die sie an den Knöcheln abschnitten, bis zur Stirn, aus der sie Kränze herausschnitten, die sie sich auf den Kopf setzten. Die Esser der unreinen Speise waren von grausamer Erfindungsgabe. Sie vergifteten die Wunden, indem sie Staub, Essig und Topfscherben hinein[illegible]taten, andre standen hinter ihnen und warteten, bis das Blut rann, und sie freuten sich, wie Winzer um die dampfenden Bottiche . . .

Daß die Schilderung Flaubert's keine sadistische Lüsternheit, sondern nur dürre Tatsächlichkeit enthält, ließe sich aus der Geschichte und Ethnologie der nordafrikanischen Völker leicht belegen. Leider gestattet mir der beschränkte Raum immer nur Stichproben aus einer Unsumme von aufgehäuftem Material zu geben. Setzen wir daneben gleich eine Stelle aus den „Erinnerungen eines sechsten Ulanen an 1870/71" von Heinr. Ziehn, einem mitteldeutschen Landtagsabgeordneten.

Der 15. Oktober war der Tag fürchterlichster Vergeltung für den Ort Varize, wie auch für Sivry. Es wurde vom Rittmeister von Steckhausen, und wie den übrigen Truppen auch, der Befehl gegeben. Ihr wißt, wie sich diese Dörfer gegen uns vergangen haben. Es soll ein Exempel statuiert werden, und es wird alles, was vor die Lanzen kommt, erstochen oder erschossen, einerlei ob alt oder jung, ob Mann oder Frau. Da kommt aus dem Ort heraus eine zirka 65 Jahre alte Frau mit einem Säugling auf dem Arm auf mich

zu, gewaltig schimpfend und den Durchlaß fordernd. Ich brachte es aber wirklich nicht fertig, gerade diese alte Frau mit dem Kind zu erschießen, durchlassen durfte ich sie aber auch nicht, also setzte ich ihr die Lanze auf die Brust, sie zurücktreibend. Da kommt aus dem brennenden Ort heraus mein schon mehrfach erwähnter Rekrutenleutnant v. Langermann mit zwei Mann gesprengt, mich anrufend: „Nun, Ziehm, warum erschießen Sie die Frau nicht, sie schimpft doch fürchterlich auf Sie," und als ich etwas entgegnen wollte, sagte er: „Nun, dann befehle ich Ihnen, die Frau zu erschießen." Da natürlich half alles nichts. Der Schuß krachte, streifte aber nur einen Arm der Frau. „Kannst nicht schießen," sagt einer seiner Leute, welcher damals mit bei Leutnant Fleischer gewesen war. Ein Krach, die Frau fiel tot vornüber, das Kind flog im Bogen auf den Acker, wo es schrecklich weinend liegen blieb. ... Einer wollte den daliegenden Säugling mit dem Bajonett durchstechen mit den Worten: „Das Wurm wird einmal gerade so schlecht wie die andern," ein anderer nahm auf meine Bitte das Kind und trug es hinter einen zirka 100 Meter entfernten Schober, wo ich es, so lange ich noch blieb, weiter weinen hören konnte ..

Ferner einen von sehr vielen Berichten über amerikanische Lynch-Fehme.

Die Vollstreckung des Lynchurteils gegen den Neger George White, der, wie bereits gemeldet, am Montag in Wilmington (Delaware), nicht weit von Philadelphia und New York entfernt, lebendig verbrannt wurde, gestaltete sich zu einem wahren Volksfest, bei welchem namentlich die Teilnahme zahlreicher Frauen zu bemerken war. Die elektrischen Bahnen trugen dem Andrange des Publikums durch Einlegung von Sonderzügen Rechnung. Bei der Verbrennung Whites wurde eine Grausamkeit an den Tag gelegt, die selbst bei Lynchgerichten ungewöhnlich ist. Nachdem White von der Volksmenge aus dem Gefängnis ... worden war, welches die Polizei unter Benutzung von Schläuchen vergeblich gegen ... wurde er an den Ort geführt, wo er sein Verbrechen verübt hatte. Hier wurde ein Scheiterhaufen errich... halten, bis das inzwischen entzündete Feu... Gesicht nach unten in die lodernden F... geworfen. Als die ihn fesselnden Stri... gebrannt waren, gelang es White i... Augenblick, mit mächtigem Sprun... Scheiterhaufen zu entkommen. Er ... doch sofort wieder ergriffen, von ne... gefesselt und in die Flammen zurück... während die versammelte Menge se... gebrochenen Versuch, sich zu retten, ... und Spottrufen aufnahm und dazu an... bemerkte eine Katzenmusik veranstalte... Dies dauerte solange, bis White kein... zeichen mehr von sich gab. Dann ... die Zuschauer den Ort der Handlung ... lautem Johlen und setzten ihr Treibe... noch auf dem Heimwege fort, wobei ... benahmen, als kehrten sie von einer ... Landpartie zurück.

Dem ideellen Bedürfnis der M... Psyche entsprechen der Kriminal-Ro... des Kolportage-Handels. Die ... Serie dieser Art von Novellistik beg... etwa mit Schillers „Geisterseher", E... T. A. Hoffmanns „Fräulein von Scuder... dem „Neuen Pitaval" von Hitzig ... Häring, Laskers „Auge der Polizei", d... „Mystères de Paris" von Eugène Su... ferner den englischen Autoren Bulw...

Wilkie Collins, Edgar Allan Poe, in Rußland mit Dostojewsky's „Raskolnikow", Gogol usw. Das pure Geschäft wirft sich dann auf das neue Gebiet. Sobald ein Roman der betreffenden Leserschicht gefällt (was psychologisch von Interesse ist), werden seine Fortsetzungen endlos, und die Bände gehn den Autoren ab wie Bandwurmglieder. Einzelne haben es auf 200—300 Bände gebracht. Folgende Zusammenstellung zeigt die spezielle Note der Produktion, wobei ich wiederholen möchte, daß ich aus den erwähnten Gründen der sozial unschädlichen Spannungs-Auslösung nicht zu den unbedingten Gegnern dieser Literatur gehöre. Über die künstlerische Seite der Hintertreppen-Unterhaltung verliere ich kein Wort. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, was verurteilende Berichte meist übersehn, daß es um so schwerer hält, einer Produktion künstlerisches Gepräge zu verleihn, je extremer ihre sadistische oder masochistische Tendenz ist.

In Karl Mays Roman Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde, Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft — erschienen in 109 Lieferungen, 2612 Seiten — werden 2291 **Menschen getötet**. Davon werden erschossen rund 1600, skalpiert 240, vergiftet durch Gift oder Gase 119, erstochen 30, mit der Faust niedergeschmettert 61, ins Wasser geworfen 16, dem Hungertode preisgegeben 8, hingerichtet 4, den Krokodilen lebend zum Fraß vorgeworfen 1, an einem Baum über dem Krokodilteich aufgehängt (zwei Männer und eine Frau) 3, durch Gift wahnsinnig gemacht 3, durch Aufschneiden des Bauches getötet 2, den Ratten zum Fraß vorgeworfen ... geblendet und auf ein Floß gebracht 1, lebend in die Erde gegraben 1, erdrosselt ...
... als Sklaven nach Afrika verkauft 2, durch Faustschläge betäubt ...
... betäubt 12, durch Fußtritte verletzt 30, geknebelt 10,
... eine Frau gezüchtigt 1, Frauen verführt 4,
... bis zum Wahnsinn gekitzelt 2, am
... 1, einem Manne ein Loch in den Kopf
... schnitten und die Kopfhaut abgezogen 1,
... ndung und Leichenraub 8, Selbstmorde 6,
... raub 2, Meineid 1, eine genau be-
... Operation 1, Heilung eines
... bruches durch Fußtritte 1.

... Die **öffentliche Volks-Unterhaltung**
... gleichfalls unter dem Banner
... Impulse und groben Massen-
... ungen. Ich stelle eine Szene aus
... bekannten Berliner Zelten-Restaurants
... eine „Sensation" aus den Vereinigten
... nebeneinander

... Wer den Geschäftsbetrieb der professio-
... en Ringkämpfer auch nur einigermaßen
... der weiß, daß der „unbesiegte und un-
... bare Weltmeister" kein anderer ist als der
... nehmer, von dem der jüngere Nachwuchs
... abhängig ist. Wehe dem, der
... werfen wollte. Er hätte, solange der
... der wirtschaftlich Mächtige ist, zum
... Male ein Ringkampf-Engagement an
... deutschen Varietébühne gehabt. Und
... dann einmal das solche Spiel gar zu
offenkundig ist, die Entscheidung offensichtlich
vertagt oder vermieden wird, dann kommt
es in Anbetracht der moralischen Qualitäten
derer, die sich an derartigen Darbietungen ergötzen können, zu solchen Greuelszenen, wie

223. Englische Scheinheiligkeit. Zeichnung von W. [illegible]. 1849

[illegible]

224. Dreyfus

Zeichnung von [illegible]. Aus der „Assiette au beurre". 1902

Kabeln zertreten und verbogen, und es gelingt den Menschen sogar, noch ehe Sicherheitsmannschaften zur Stelle sind, unter [illegible] Zählen, in ruhiger Arbeit, als seien sie eine wohlorganisierte Abbruchkolonne, einen großen Teil des schmiedeeisernen Gitters niederzubrechen, das das Lokal gegen die Straße absperrt. Als dann endlich, endlich, zu Pferde und zu Fuß ein paar Schutzleute herankamen, hatten die Hauptunruhestifter längst das Weite gesucht.

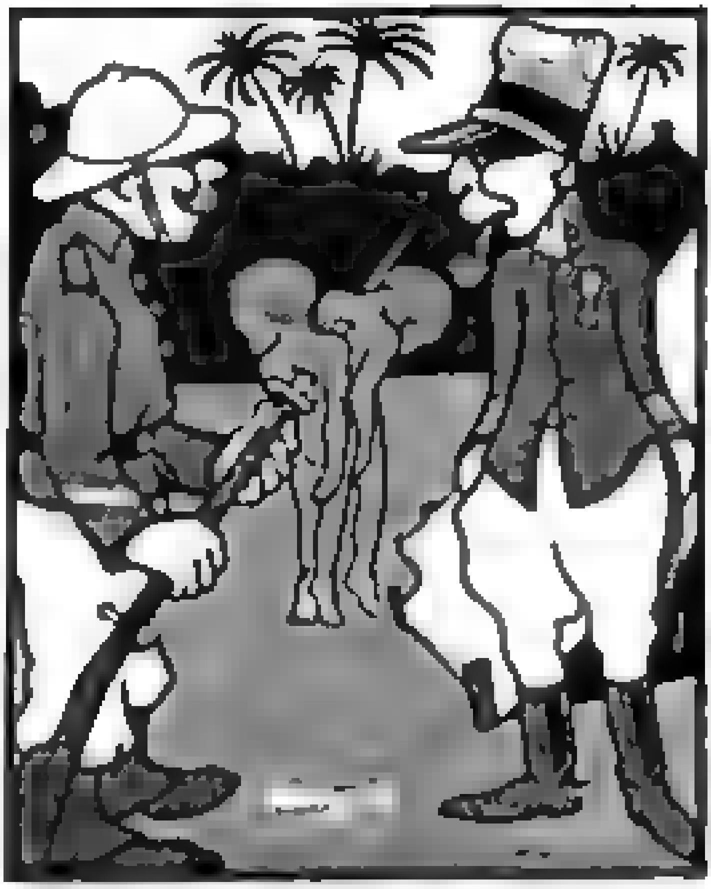
Das aufregende Schauspiel, das wohl je einer [illegible] Menge geboten wurde, konnten vor kurzem einige 30000 Menschen in Waco (Texas) genießen, indem sie einer absichtlich herbeigeführten Eisenbahnkatastrophe beiwohnten. Das Terrain, auf dem diese seltene „Vorstellung" veranstaltet wurde, war ein Teil der Strecke Missouri-Texas-Kansas. In einem Umkreis von 3 bis 4 km lagerten sich die Zuschauer in fieberhafter Erwartung schon mehrere Stunden vor dem Herannahen des „schauerlich-schönen" Moments. Zwei Züge, von denen jeder aus einer Lokomotive und sechs Wagen bestand, wurden in einer Entfernung von 10 englischen Meilen [illegible] aufeinander losgelassen. Die Lokomotivführer, zwei verwegene Burschen von 26 und 28 Jahren, retteten sich von den, dem Untergang geweihten Maschinen, nachdem sie die Hebel auf die höchste Fahrgeschwindigkeit gestellt hatten, durch einen Sprung, den sie schon längere Zeit vorher geübt haben sollen. Nach kurzer Zeit [illegible] die beiden Kolosse mit atemberaubendem Tempo einander entgegen. Je näher sie sich kamen, desto wahnsinniger wurde das Tempo, mit dem sie in ihr Verderben rollten. Wenige Minuten vor dem Zusammenstoß hatten sie eine Schnelligkeit von [illegible] Kilometer in der Stunde erreicht. Als man die beiden Lokomotiven mit ihrem rollenden Anhang wie zwei [illegible] Ungeheuer [illegible] von [illegible] Rauchwolken herankommen sah, [illegible] sich manche der Umstehenden von einer [illegible] Angst ergriffen, daß sie [illegible]. Einige der Verwegensten traten womöglich noch etwas näher, später aber [illegible], daß es ihnen [illegible]. Die Zuschauer [illegible] Mund und Augen den furchtbaren Augenblick. [illegible] das [illegible] Donnern der heranrasenden Züge. Da erscholl plötzlich ein [illegible] Mark und Bein durchdringender Ton, und in der nächsten Sekunde erfolgte der Zusammenstoß mit einem [illegible] Krach. [illegible] Auch die übrigen [illegible] waren binnen wenigen Sekunden in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt worden. Um dem grausigen Schauspiel einen [illegible] Abschluß zu geben, wollte es das von den Menschen [illegible] Unglück, daß ein Dampfkessel explodierte, wodurch zwei Zuschauer getötet und mehrere andere schwer verletzt wurden.

Eine passende Abbildung zu diesem Abschnitt, den wir, wie gesagt, absichtlich mager illustrieren, um nicht von oberflächlichen Schnüfflern als [illegible] verdächtigt zu werden, ist Nr. 225. Der „Kolonialgreuel" von Jossot gleicht auf ein Haar den vorhin geschilderten Taten deutscher Soldaten im letzten Krieg gegen Frankreich. Nur entrüstet man sich in allen Ländern mehr über die Spießung eines Neger-Säuglings, als wenn dieselbe [illegible] gegen den rassenverwandten Nachbarn gerichtet wird. Denn [illegible] das [illegible] Wort: à la guerre comme à la guerre!

Die Flagellation. Über die psychischen Zusammenhänge habe ich gesprochen. Es bleibt hier übrig, Einzelbelege dazu zu geben, wie sich bestimmte Berufsklassen dazu verhalten oder verhalten haben. Der individuelle Sadist, der keine Gelegenheit hat, von Berufs wegen zu schlagen, ist leicht zu erkennen:

Ein recht sonderbarer Kauz ist in der Person des Handlungsgehilfen R. von der Polizei festgenommen worden. R., der erst im 20. Lebensjahre steht, ist von eigenartigen Freudengenüssen besessen. Er pflegte Kinderspielsäle aufzusuchen und forderte kleine Knaben auf, sich zu bücken. Er versetzte ihnen dann Hiebe und als Belohnung und Schmerzensgeld gab er den Knaben Geld in Höhe von 10 bis zu 50 Pfennigen. Die Sache kam jetzt zur Kenntnis der Polizei, die dem seltsamen Treiben des jungen Menschen ein Ende bereitete.

Auch über die russischen Gefängnisaufseher dürfte kein Zweifel obwalten.



325. Kolonialgreuel

Zeichnung von Jossot. Aus der „Assiette au beurre". 1902

In den russischen Gefängnissen für eine Armee von beinahe zweihunderttausend Menschen, eine Armee, welche im Laufe von wenigen Jahren so stark geworden ist, und nicht die Hälfte davon hatte man vor dem Strafgesetzbuch zu verzeichnen. Es ist eine Tat, daß wohl gegen hunderttausend Menschen nur wegen politischer Vergehen, meist sogar nur wegen ihrer politischen Anschauungen eingesperrt sind. Petersburg hat ein [illegible] eine Anzahl von Gefängnissen in Gefängnissen, und den letzten beiden Jahren [illegible] und damit ein [illegible] Volk [illegible] was es innerhalb der [illegible] nach Rußland kam. „Im Gefängnis" — erzählt einer der Geplagten —, „als ich in die Verbrecherabteilung kam, lenkte [illegible] mein Name die besondere Aufmerksamkeit des Hauptaufsehers [illegible] auf sich. „[illegible], du Bestie, was für Augen hast du da?" Er schlug mich [illegible] und rief: „[illegible]! Schweig du da!" Man griff mich gewaltsam heraus und trug mich in einen [illegible] Raum hinab. Dort warf man mich in eine Zelle, befahl mir, mich nackt auszuziehen und begann mir die Haare abzuschneiden. Ich erklärte, daß ich kein Zuchthäusler, sondern nur zu Festungshaft verurteilt sei, darauf warf man auf meinen Hals [illegible], gab mir [illegible] Leinwandhose und [illegible] und stieß mich zum Zuchthäusler. Dann gab man mir einen [illegible] Kittel, ein [illegible] Sträflingskleid und Sandalen und warf mich in einen [illegible] kalten und dunklen Kerker. Hier hoffte ich endlich Ruhe zu finden, aber nach etwa einer Viertelstunde erschien der Hauptaufseher [illegible] mit zwei anderen Aufsehern und las mir die Gefängnisbestimmungen vor. Nach jedem Satze richtete er an mich eine Frage. Als ich einzuwenden wagte, daß ich den Bestimmungen nachkommen werde, daß ich aber nicht wisse, warum ich jetzt schon geschlagen werde, da begann man mich von neuem ohne Gnade zu schlagen und mir so viele Faustschläge zu versetzen, daß ich blutete. [illegible] Dann warf man mich auf die Knie vor [illegible] und befahl mir, ihn um Verzeihung zu bitten. Verwundet stammelte ich: „Ich werde nicht mehr", worauf die Aufseher sich entfernten, nachdem sie mich zuvor mit einem Fußtritt auf den Rücken [illegible] hatten. Noch immer war es nicht zu Ende. Denn nach [illegible] Stunden kam noch ein Aufseher und befahl mir [illegible], wie ich mich zu verhalten habe, wobei er mir dreimal mit einem [illegible] Schläge versetzte. Nach zwei Stunden vernahm ich vom Korridor her großen Lärm. Jemand schrie, weinte und bat um Gnade. Durch das Guckloch sah

226. Die Reitgerte

Zeichnung von Forain. Aus dem „Courrier français“. [illegible]

ich, wie man den Kameraden Lupsky, der nur mit einem Hemd bekleidet und barfuß war, nach einer anderen Kerkerzelle schleppte. Erbarmungslos schlug man ihn auf dem Wege. Dasselbe geschah mit drei anderen. Lupsky fiel infolge der Schläge immer wieder auf den eisernen Fußboden und stieß immer an die Wand an. Die gleiche Prozedur machte man mit den anderen dreien, die in die unterirdischen Zellen geschleppt wurden, durch. Nachdem die Aufseher mit ihnen fertig waren, kehrten sie zu mir zurück und mißhandelten mich so grausam, daß ich das Bewußtsein verlor und erst nach einiger Zeit mich erholte ...“

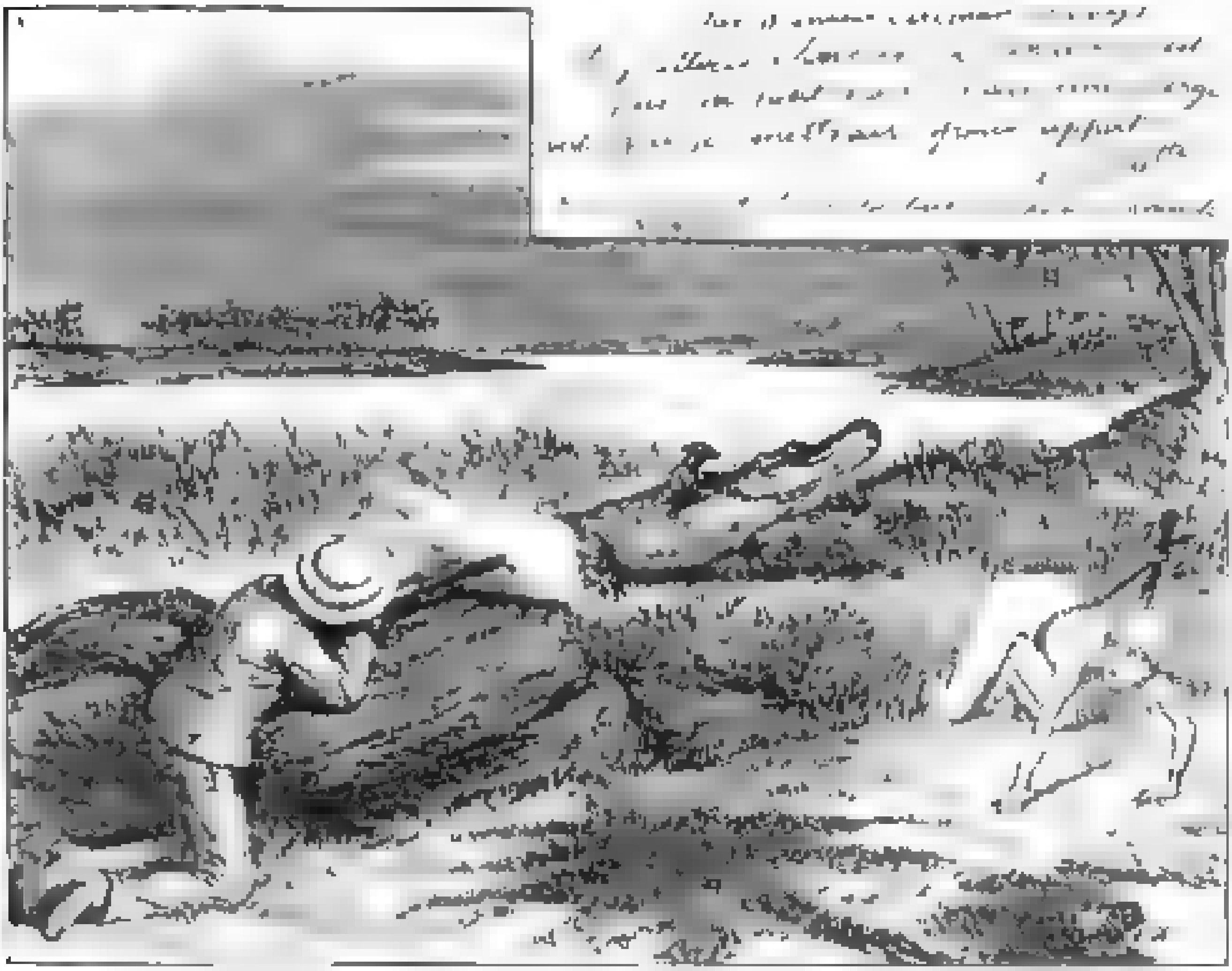
Schwieriger aber wird die Frage beim Lehrer und Offizier. Vor mir liegen ganze Stöße von Berichten über Soldaten- und Schülermißhandlungen. Viele Selbstmorde als Folgeerscheinungen sind darunter. Mielischin zieht vorüber und die Blohmesche Wildnis Coslanders und wie die Affären alle heißen. Und täglich liest man neue Meldungen. Dabei ist hier Deutschland keineswegs in der Welt voran. Von andern Ländern wird schnell ein Aktenschrank voll. Also es ist schwierig zu sagen, wo im einzelnen Fall die Übergriffe beginnen, oder richtiger wann die ersten Anfänge eines begleitenden Vorlust-Stadiums beim Exekutor zu konstatieren sind. Die Stärke der Züchtigung ist dafür nicht im geringsten ausschlaggebend. Es kann jemand so veranlagt sein, daß er aus würdigen Vermahnungen, drohend erhobenen Fingern, allenfalls einigen leichten Kopfnüssen oder Zupfen am Ohrläppchen und den dazu gehörigen eingeschüchterten oder eifrigen Mienen der Kinder, ohne daß es jemand auch nur ahnt, eine gewisse Vorlust gewinnt, die hernach ideell in ihm weiter arbeitet. Jedenfalls kann man nie wissen. Kostbar ist in dieser Hinsicht eine naive Äußerung des „Vorwärts“ unterm 3. August 1911. Es wird da gegen die Kriegshetzer polemisiert und eine Säbelrasselei der „Deutschen Tageszeitung“ zitiert, zum Schluß aber hinzugefügt: „Eine Frivolität sondergleichen! Wir sind Gegner der Prügelstrafe, aber wenn jenen Skribifaxen, die nach reichlichen Diners solche Kriegshetze betreiben, mit der Klopfpeitsche der edelste Teil ihres Körpers exemplarisch bearbeitet würde, hätten wir nichts dagegen.“ Also, wie gesagt, man kann nie wissen. Selbst der humanste Friedensfreund kriegt plötzlich nicht nur Halluzinationen von Diners, sondern auch von stimmungsvollen Klopfpeitschen auf edlen Körperteilen ... Ich lobe mir diese Ehrlichkeit und sehe den Widerspruch nur darin, daß man aus dem Weindurst der eigenen Seele heraus den andern Leuten Wasser vorpredigt. Dem Erzbischof von Canterbury passierte übrigens kürzlich dieselbe logische Entgleisung. Man hatte im englischen Unterhaus einen Antrag eingebracht dahingehend, daß die wegen Kuppelei und Zuhälterei verurteilten Männer von Amts wegen ver-

Die Ballkönigin. Karikatur von F. Bac. Album 1902

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

geprügelt werden sollten. Das Unterhaus hatte den Antrag abgelehnt. In einer Protestversammlung erklärte der Erzbischof, er sei zwar ein Gegner usw. (wie oben), aber . . . — und außerdem sei der Einwand, die Prügelstrafe erniedrige einen Menschen, nicht stichhaltig, denn ein Mensch, der so niedrig handle wie ein Zuhälter, könne nicht mehr degradiert werden, als er es selbst schon getan habe.

Da die Flagellation, wie man sieht, andauernd ein Gegenstand der öffentlichen Diskussion ist, und zwar der polemischen Diskussion, habe ich mich nach reiflicher Überlegung entschlossen, hier auf die Beibringung von aktuellem Material betreffend Lehrer, Offiziere und Geistliche gänzlich zu verzichten und nur historische Belege der Vergangenheit zu geben. Abgesehn davon, daß das aktuelle Material, wenn es eingehend dargestellt werden sollte, einen dicken Wälzer für sich allein füllen könnte, hat dies Material in gewissem Sinne etwas Irritierendes in sich, das ich vermeiden möchte. Es ist wie mit der Darstellung eines schönen Weibes: ihr Portrait aus dem 17. Jahrhundert macht einen mehr sachlichen Eindruck als ihre heutige Photographie nach dem Leben. Und obwohl ich stets sachlich zu sein vermag, möchte ich doch hier keine anderen Dokumente bringen, als solche, die auch vor jedermanns Augen nichts als sachlich wirken müssen. Also, wie's die Juristen benamsen: nicht nur das subjektiv, sondern auch das objektiv Unantastbare.



227. Die Krokodiljagd. Französische Zeichnung von [illegible]. Aus dem „Courrier Français". [illegible]

Die auffälligste Erscheinung der Vergangenheit ist die Brüderschaft der Flagellanten, die sich vom 13. bis 15. Jahrhundert auf den öffentlichen Straßen sehen ließ. Mit Kreuz und Fahne voran zogen sie durch die Dörfer, überall angestaunt und mit Glockengeläut empfangen. Von Rom aus ließ man sie begreiflicherweise gewähren, bis sie zu eigenmächtig wurden und nicht mehr Ordre parieren wollten. Dann rückte die Hierarchie schließlich mit Scheiterhaufen gegen sie vor, während die letzten Fanatiker der Flagellation den Klerus für den Antichrist erklärten und alle Sakramente durch die einzig wahre Bluttaufe der Geißel ersetzen wollten. Die Chronik Alberts von Straßburg hat uns eine Schilderung des Treibens hinterlassen, das im Pestjahre 1349 besonders lebhaft einsetzte (vgl. hierzu die Abbildung Nr. 196). Zweihundert Menschen, heißt es da, kamen auf einmal aus dem Schwabenlande nach Speyer, einen Hauptanführer an ihrer Spitze, und außerdem noch zwei Unteranführer, deren Befehlen sie unbedingten Gehorsam leisteten. Als sie Nachmittags um ein Uhr über den Rhein gesetzt hatten, stürzte das Volk haufenweis herbei, um sie zu sehen. Sie markierten dann auf dem Erdboden eine Kreisbahn und stellten sich selbst mitten hinein. Die Kleider zogen sie aus und behielten bloß eine Art von kurzem Hemd an, das ihnen statt der Beinkleider diente und von der Mitte des Leibes bis auf die Füße reichte. Dann gingen sie im Kreis hinter einander her und legten dabei die Hände kreuzförmig übereinander. Danach warfen sie sich zu Boden; einer stand auf und gab seinem Nachbar einen Schlag mit der Peitsche, worauf es dieser mit seinem Nachbar ebenso machte, und so fort. Endlich schlugen sie auf sich selbst los. Es wird betont, daß die Geißeln Knoten hatten und mit vier eisernen Nägeln durchflochten waren. Unter Psalmengesang ging das eine Weile. Dann warfen sie sich wieder zu Boden, heulten und schrien, rutschten auf den Knien und fingen wieder von vorn an. Die Speyerer waren denn auch bald begeistert. Sie beherbergten die Flagellanten bei sich, schenkten ihnen Wachsfackeln und seidene, purpurgemalte Fahnen. Hundert Bürger ungefähr ließen sich in die Sekte als Mitglieder einschreiben, mußten aber strikten Gehorsam geloben. Das ganze Gebahren, das noch dazu den Anschein der Gottwohlgefälligkeit für sich hatte, mußte auf die Massenpsyche außerordentlich irritierend wirken. Es kann nicht Wunder

228. Léopold im Kongo

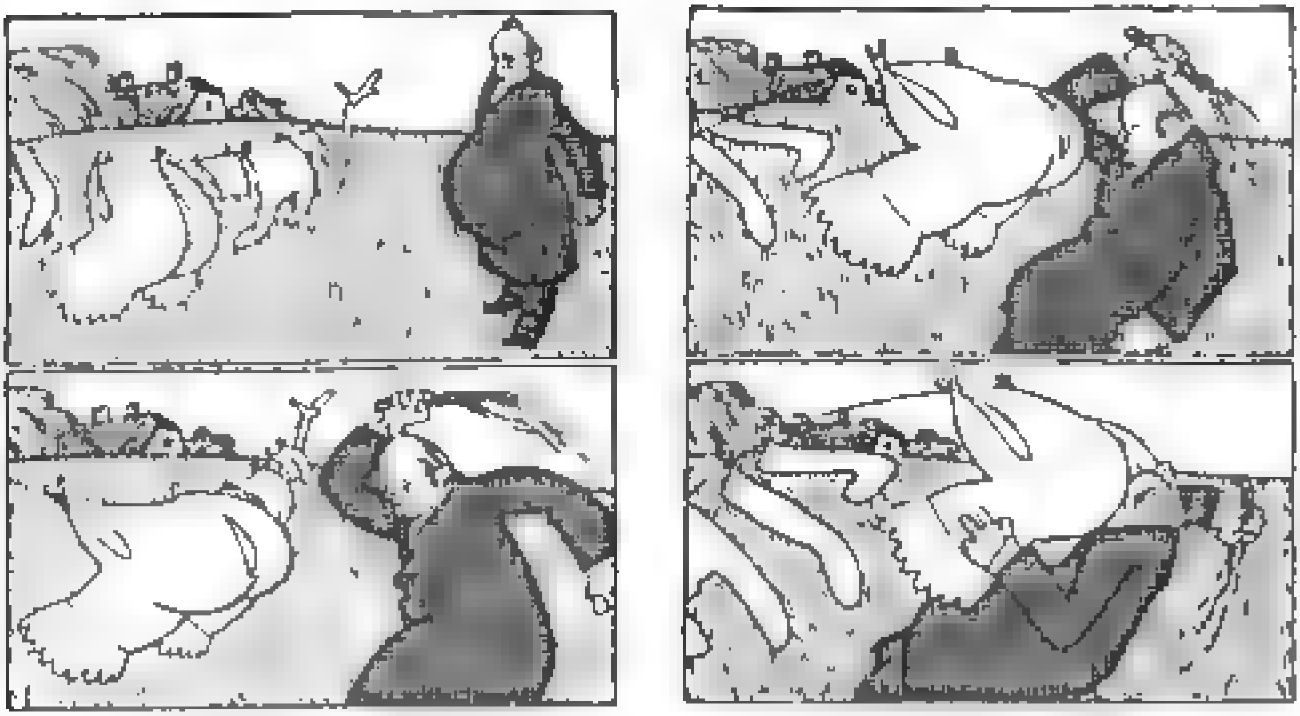
Karikatur von D'Ostoya. Aus der „Assiette au beurre". 1904

229. Standhaftigkeitsprüfung junger Indianer. Zeichnung von F. Kupka. 1904

nehmen, daß sich nach dem Abzug der Flagellanten aus Speyer an zweihundert Knaben zu einer besonderen Geißlerrotte organisierten und die Ekstase der Erwachsenen gehörig nachäfften. Unter dem Einfluß solchen Schaugepränges muß man sich derart realistische Darstellungen der Geißelung Christi entstanden denken, wie sie Abbildung Nr. 197 zeigt.

Daß die religiöse Form der Flagellation nur die Abdrängung des Sexualtriebes in eine bestimmte Richtung bedeutete, erkennt man am besten aus der sehr bald entstandenen Unterscheidung in die obere und die untere Disziplin. Die eine betraf nur Gesicht und Schultern, die andre das entblößte Gesäß. Der gelehrte Kommentator der Geschichte der Flagellanten des Abbé Boileau, ein Engländer, weiß persönlich von seinen Reisen in katholischen Ländern her, daß sich die Frauen auch außerhalb der Klöster stets der unteren Disziplin bedienten. Ihre frommen Beichtväter hatten ihnen das angeraten, weil die obere ihnen leicht gefährlich werden und ihren „schönen" Busen ruinieren könnte. Diese Rücksicht auf den Busen ist bemerkenswert, zumal wenn die frommen Beichtväter dann die untere Disziplin eigenhändig vornahmen mit weniger himmelwärts als viel-

33*



230—233. Der Sittlichkeitsapostel. Zeichnungen von [illegible]. Aus dem „Simplicissimus"

mit sehr aufmerksam abwärts gerichteten Blicken. Das Bordell in Ehren. Es ist ein Bordell. Aber die innere Disziplin im Beichtstuhl ist — nein, ich will ja nur von der Historie reden, also die innere Disziplin im Beichtstuhl war die infamste Sexualheuchelei, die es je gegeben hat und die nur Vertreter der allerlüsternsten Menschenklasse, nämlich Vertreter des katholischen Klerus, aushecken konnten. Es ist leicht, hierüber Satiren zu schreiben und zu stechen, und in der Tat ist die Anzahl der satirischen Kupfer auf diesem Gebiet bis zum Überdruß komplett. Wir geben nur fünf Blätter Nr. 208, 211, 213, 215, 216, die für sich selber sprechen. Der moderne „Sittlichkeitsapostel" aus dem „Simplicissimus" (Abbildung Nr. 230—233) ist von derselben Couleur, wirkt aber entschieden noch komischer.

In mechanischer Hinsicht repräsentieren die Mitglieder der Flagellanten-Sekten den gemischten Typus, indessen sind die rein Aktiven und die rein Passiven ebenso unter den Klerikalen vertreten gewesen. Cyprianus erzählt lobend vom Bischof Caesarius von Arles: „Dieser heilige Mann ließ es sich unaufhörlich angelegen sein, daß keiner seiner Untergebenen, er mochte frei sein oder ein Sklave, wenn er irgend einer Verfehlung wegen gegeißelt werden mußte, mehr als neununddreißig Streiche erhielt; hatte ja einer etwas Schlimmeres begangen, so gestattete er nur, daß er nach Ablauf einiger Tage erst wieder gegeißelt würde." Dies Lob eröffnet einen weiten Horizont auf die Gepflogenheiten der Aktiven. Aus der Zeit Karl Martells berichtet die Biographie eines Heiligen folgende Episode: „Ein gewisser Lifrannus, damaliger Prior eines Klosters, wollte in die Kapelle des heiligen Albinus, des Märtyrers, eine hölzerne Treppe einbauen lassen. Nachdem die Zimmerleute den Platz vermessen hatten, wo die Treppe angelegt werden sollte, führte er sie in den

Wald, wo sie einen entsprechenden Baum fällten, ihn auf einen Karren luden und zum Kloster führten. Als sie ihn aber an Ort und Stelle bringen wollten, ergab sich, daß er ein Stück zu kurz war. Über dies Versehen geriet der Prior so in Harnisch, daß er die Zimmerleute auspeitschen ließ." Die Peitsche des Herrn Abtes regierte bereits im vierten Jahrhundert souverän. Palladius, Bischof von Hellenopolis, erzählt uns, auf dem Berge Nitria in der ägyptischen Thebais hätten dicht bei der Kirche drei Palmbäume gestanden und an jedem dieser drei ein Kantschu gehangen. Je nach ihren Vergehen stellten sich die Mönche gleich an der betreffenden Palme zurecht, umarmten den Stamm und empfingen ihren numerus, der jedenfalls non clausus war. Die eine Palme galt den Verstößen gegen die Regel, die andre dem Diebstahl, die dritte dem übrigen Rest aller Verschuldungen. Die besondere Diebstahlspalme läßt tief blicken. Wo sollten Mönche sonst stehlen, als aus der Proviantkammer — wenn sie nicht satt zu essen kriegten. Bis zum 15. Jahrhundert hatte sich die Gärung der religiösen Flagellation so weit geklärt, daß das Wesen der Prozedur ziemlich durchsichtig geworden war. Es war sozusagen der Normalpegel am erotischen Flutmesser abzulesen. Nämlich, es galt als das vornehmste, sich oder andre zu Ehren der Jungfrau Maria zu flagellieren. Offenbar ging man von der Annahme aus, daß die Himmelskönigin aus ihrem Fenster so lächelnd auf diese Szenen herabschaute wie die spanischen Damen auf die Flagellations-Ständchen ihrer Verehrer. Ein Franziskaner, Namens Bernhard de Bustis, durfte es sich herausnehmen, auf offenem Markte einen Theologieprofessor übers Knie zu legen, weil dieser die unbefleckte Empfängnis Mariä angezweifelt hatte. Und die Zuschauerinnen, die sich mit der beleidigten Weibgottheit solidarisch fühlten, zollten ihm mehr als Beifall. Der Exekutor hat sein ganzes Werk, in dem er die Sache erzählt, zu Ehren der Jungfrau Maria geschrieben (Opus mariale) und dem Papst Alexander VI. gewidmet. Er spricht darin von sich selber: „Er bemächtigte sich seiner und legte ihn über die Knie. Denn er war außerordentlich kräftig. Nachdem er ihm sein Kleid heruntergezogen hatte, fing er an, diesem Prediger, weil er sehr unehrerbietig von dem heiligen Tabernakel Gottes gesprochen hatte, mit der geballten Faust sein eigenes viereckiges nacktes Tabernakel (quadrata tabernacula quae erant nuda!) zu bearbeiten; der Prediger pflegte nämlich keinerlei Unterbeinkleidung zu tragen. Und da er bei seinen Lästerungen der heiligen Jungfrau den Aristoteles libro priorum zitiert hatte, so widerlegte ihn nun der Franziskaner auf seinen posterioribus, worüber alle Anwesenden sich männiglich erfreuten. Ja, eine gewisse fromme Frau geriet darüber in solchen Enthusiasmus, daß sie ausrief: Herr Prediger, geben Sie ihm bitte von mir aus noch viere dazu! Und eine andre sogleich: In meinem Namen auch noch vier!

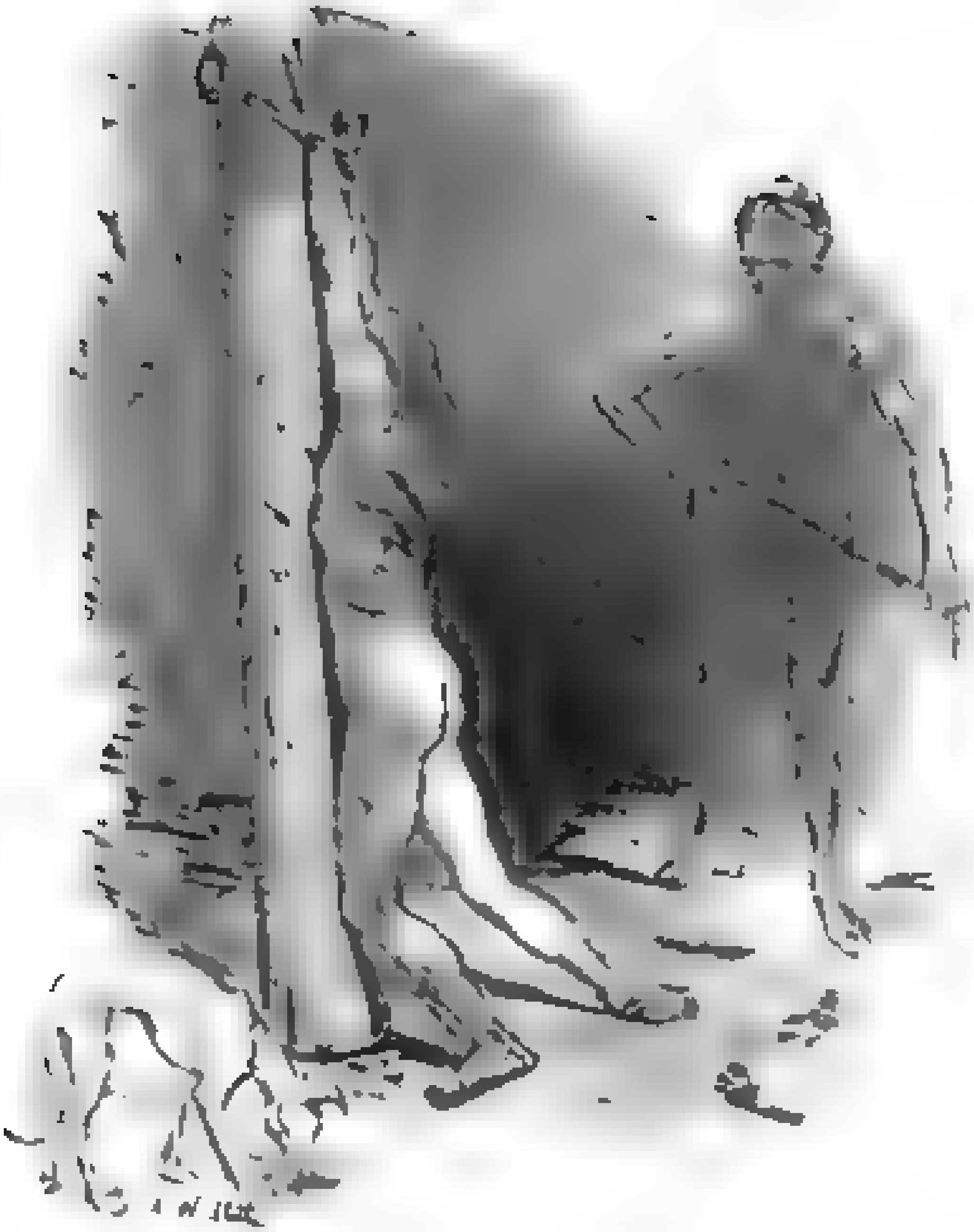
234. Flagellant. Zeichnung von Aubrey Beardsley

Und so begehrten eine solche Menge von Zuschauerinnen ein Ähnliches, daß er, wenn er allen hätte willfahren wollen, den ganzen Tag nichts andres würde zu tun gehabt haben."

Die Passiven schwelgten ganz besonders bei Auferlegung der hundertjährigen Buße. Man rechnete zum Beispiel auf jedes Jahr dreitausend Streiche, was immerhin ein ganz ansehnliches Konto ist. Macht aber in Summa dreimalhunderttausend Streiche! Selbst der Kardinal Damianus, der in dieser Beziehung durchaus als leistungsfähig gelten konnte, bemerkt dazu: „Nicht nur Männer, sondern auch Frauen der vornehmsten Geburt suchten diese Art von Purgatorium mit einer solchen Begierde, daß man sie kaum erklären kann." Die richtige Erklärung durfte er freilich nicht geben, falls er sie gehabt hätte. Ein andrer kirchlicher Autor aber erzählt gar von dem heiligen Rodolphus, dem Bischof von Eugubio, „daß dieser heilige Mann sich sehr oft eine Bußübung von hundert Jahren auferlegt und sie in zwanzig Tagen durch unaufhörlichen und heftigen Gebrauch der Ruten vollbracht habe, ohne die übrigen gewöhnlichen Bußmethoden dabei zu vernachlässigen. Jeden Tag, wo er in seine Zelle eingeschlossen war, sagte er den ganzen Psalter wenigstens einmal her, falls er es nicht zweimal schaffen konnte, währenddem jede seiner Hände mit einer Rute bewaffnet war, mit denen er sich unaufhörlich durchhieb."

Die Abbildungen Nr. 198, 199, 204 und 234 führen uns die passiven Asketen vor; woran sich das ironische Blatt von Willette (Abbildung Nr. 222) anschließt, das einen kühnen Griff hinter die Kulissen des modernen Pariser Lebens wagt. Von Willette stammen noch zwei weitere Blätter, die künstlerisch sehr hoch stehn. Die „Kriegsbeute" (Abbildung Nr. 236) ist ein Blatt voll von dem brutalen Sinn der Antike, die dem Sieger erlaubte, seinen Rachedurst bedingungslos zu löschen. Und Abbildung Nr. 223 persifliert die „englische Scheinheiligkeit", die Bibel, Alkohol, Patriotismus und Flagellation in traulem Verein zeigt. Ein erdrückendes Dokument dafür, wie das Instinktive auch bei Prüderie und Frömmigkeit gedeiht und welche unwahren und peinlichen Formen es dann annimmt.

235. Hungersnot und Kodak in Indien. Zeichnung von A. Willette. [illegible]



156. Kriegsbeute. Zeichnung von H. Zille

Zum Schluß sei noch eine Episode erwähnt, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Boston abspielte und wobei die Prüderie überdies mit [illegible] vergolten wurde. Der Befehlshaber eines dort liegenden Kriegsschiffes hatte sich in einem Bostoner Gasthaus einquartiert und ließ es sich einfallen, einen schönen Sonntag zu einem gemächlichen Spaziergang zu benutzen. Er kam damit aber nicht weit. Denn bald verhaftete ihn in dieser streng puritanischen Stadt ein Polizist wegen grober Entheiligung des Sonntags durch eben diesen Spaziergang. Am Tag darauf ward er vor den Friedensrichter gebracht, der es nach seiner Meinung gnädig mit ihm machte und ihn zu einer Geldstrafe verdammte. Unserem Kapitän schien das Ganze doch zu starker Tobak. Er zahlte nicht. Worauf man ihn unverzüglich wegen Ungehorsams gegen die Obrigkeit dazu verurteilte, eine Stunde im Stock zu sitzen, und das Urteil auch sogleich und ohne Milderung voll-

zog. Während er da saß, erteilten ihm die Magistrats-Personen und Geistlichen eine Menge von Ermahnungen, den Sabbat künftig besser zu ehren und überhaupt ein biblisches Dasein zu führen. Der Kapitän, gerechte Wut im Herzen, tat sehr bekehrt und düpierte die Frömmlinge so gut, daß sie mit gefalteten Händen dem Himmel dankten für die Rettung des verirrten Schäfleins. Kurz, bis das Schiff Ordre zur Rückfahrt bekam, war der Kapitän in den Versammlungen der eifrigste Beter, sodaß die zwölf vornehmsten Stadtherren seine letzte Einladung an Bord annahmen. Da gab's das bekannte reichliche Diner, die Bouteillen leerten sich, und die heiligen Männer gingen gänzlich aus dem Leim und johlten und spektakelten wie die verruchtesten Heiden. Nun hielt der Kapitän den Augenblick für gekommen, seinen neuen Glaubenseifer in die Tat umzusetzen. Auf einen Wink von ihm drang eine Abteilung der Schiffsbesatzung ein, ergriff die zwölf heiligen Männer, und band sie an Händen und Füßen fest. Die wurden ob so unsanfter Behandlung augenblicks nüchtern, und hatte vorher ihr Lachen und Johlen das Schiff durchhallt, tat es jetzt ihr Jammern und Schreien und Umbarmherzigkeitflehen. Aber das half ihnen nichts. Sie wurden aufs Verdeck geschleppt, fast ganz entkleidet und von dem Bootsmann und einigen seiner Gehilfen aufs Nachdrücklichste davon überzeugt, daß das Gesetz Moses noch volle Geltung habe. Von ihrem Schimpfen und Fluchen nahm man keine Notiz. Der Kapitän versicherte ihnen nur, daß das, was er jetzt tun ließe, vollkommen mit ihrer eigenen Lehre übereinstimme. Auch er wolle nur das Heil ihrer Seele, wie sie das der seinigen an jenem Sonntag bezweckt hatten, und er würde sich selber für einen Verbrecher halten müssen, wenn er ihnen nur den kleinsten Streich erließe. Erst als die frommen Männer am ganzen Körper ziemlich zerschlagen waren, ließen die kräftigen Seemannsfäuste von ihnen ab. Der Kapitän machte ihnen sein höflichstes Kompliment und bat sie, ihn in ihr Gebet einzuschließen. Dann setzte man die Herren in ein Boot, salutierte ihnen bei ihrem kläglichen Abzug und lichtete fröhlich die Anker

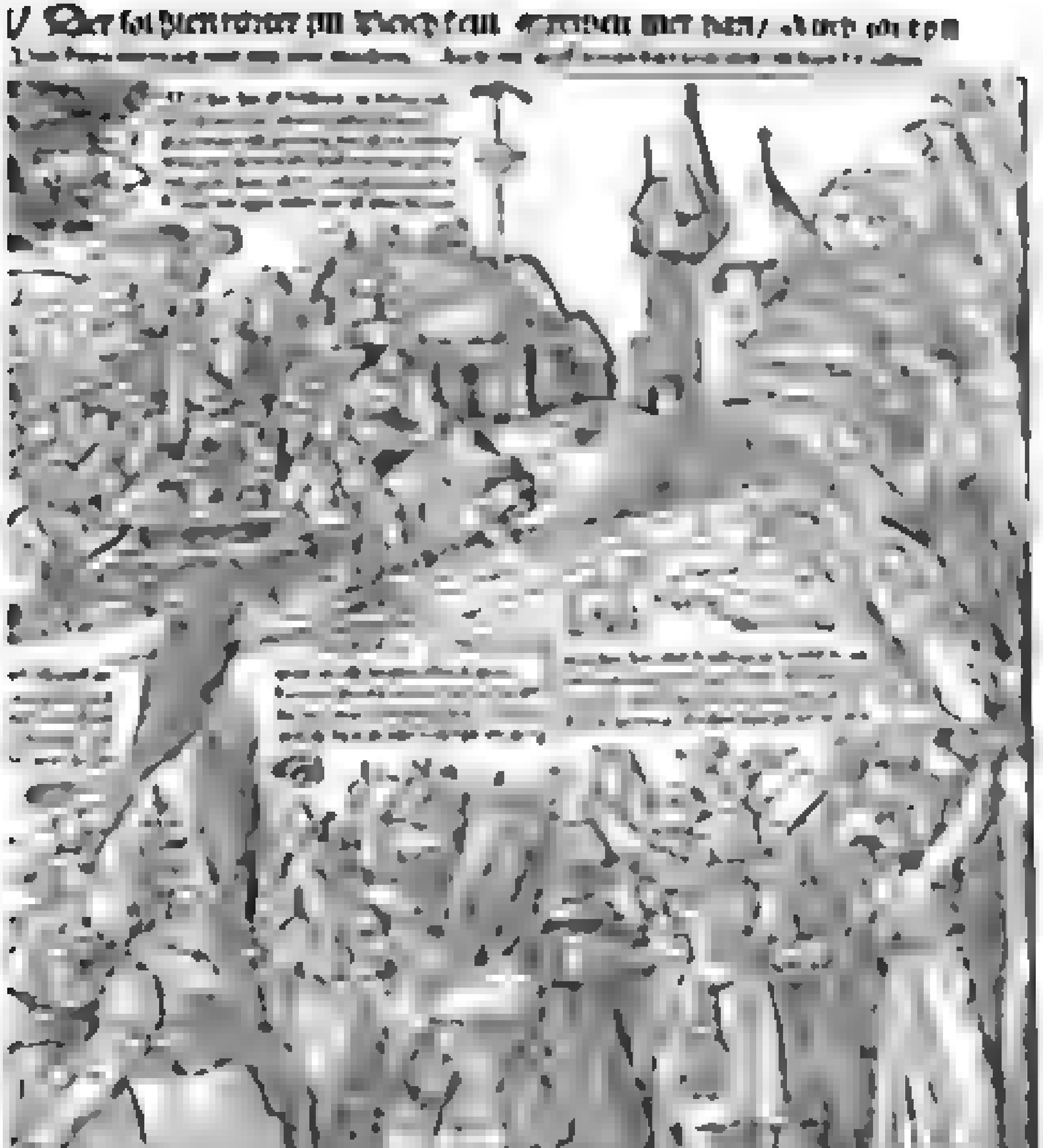
237. Der Herr und Gebieter

Französischer Kupfer. Um 1780

JOHN CR

vñ halt in eyner Sulñ / Wölches weyb hat ein verspielten liederlichē man

Die Erziehung zum braven Eheman



1. Satirisches Flugblatt vom Jahre 1550

T.
JOHN CRE
LIBRARY

238. Die apokalyptische Reiterin. Anonyme Buchillustration

VII

Das herrische Weib

Im vorigen Kapitel hatten wir gesehn, daß Sadismus und Masochismus eine einheitliche und untrennbare innere Gefühlsrichtung darstellen. Daß, von außen betrachtet, oder in die Tat umgesetzt, eine dieser beiden Komplementärsachen zu überwiegen pflegt. Daß das Brutale im Mann, wenn es sich im gewöhnlichen Leben zeigt, dem Weib gegenüber der gegensätzlichen Qualität Platz machen kann. Daß die stets und nur brutalen Männer vom Weibe ebenso abgelehnt werden,

wie sie die Bild-Rahmen am angenehmsten sind. Daß das Weib nur ausnahmsweise und unter besonderen Milieu-Bedingungen Prügel begehrt.

Ich sage absichtlich Prügel. Denn für die bloß hautreizende Form der Flagellation, die ich auf Seite 139/41 erwähnte und die jedesmal vor der Grenze des wirklichen Schmerzbeginns Halt macht, für diese kann jede beliebige Haut, ob männlich oder weiblich, empfänglich sein oder empfänglich — gemacht werden. Das hat mit inneren Anlagen fast garnichts zu tun. Aber die sogenannte natürliche Geschlechtshörigkeit des Weibes, die mit einer Sehnsucht nach Unterdrückung und Mißhandlung einhergehen müßte, existiert in Wirklichkeit nicht, sie lebt nur in der Wunschvorstellung unterrichtlich beeinflußter Untersucher, die die geschichtlich entwickelte Zwangslage der Frau fälschlich für ihre natürliche Seelenveranlagung halten. Krafft-Ebing windet sich wie ein getretener Regenwurm, um den Masochismus des Weibes zu beweisen. „Als feststehend kann wohl angenommen werden," sagt er, „daß eine Neigung zur Unterordnung unter den Mann beim Weibe bis zu einem gewissen Grade als normale Erscheinung sich vorfindet." Tut sie auch. Nämlich da, wo der Mann der Stärkere ist. Im Intellektuellen. Aber nicht im Sexuellen. Nun aber windet sich der Regenwurm noch heftiger. „Beobachtungen von Masochismus des Weibes beizubringen, dürfte dem ärztlichen Beobachter schwer fallen." Warum? Weil's keine zu machen gibt? Ih wo! weil „Schamgefühl" und „Sittsamkeit" beim Weibe „naturgemäß" dem Durchbruch „perverser Triebe" unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Wenn er „naturgemäß" sagt, heißt das schon immer: wie komm ich bloß aus der Verdrückung raus! Also wir hören hier nebenbei wieder was ganz Neues: die Erziehungsprodukte Schamgefühl und Sittlichkeit, die bekanntlich mit dem Hemd zugleich abgelegt werden, falls sie nicht (wie bei den Mohammedanerinnen) auf der untern Gesichtshälfte kleben oder (bei den Chinesinnen) im Krüppelfuß stecken, diese Erziehungsprodukte, von denen der Mensch bei der Geburt keine blasse Ahnung hat, vermögen angeborenen Instinktanlagen unüberwindliche — Hindernisse —? Wischiwaschi! Sollen wir uns wirklich

238. Der gehaltene Ehekrüppel. Deutscher Kupfer um 17..

240. Der Ehemann als Karrenhund. Deutscher Holzschnitt. Um 1525

mit solch erstklassigem, ja mehr als das, psychiatrischem Nonsens aufhalten? Wenn wir überdies noch weiter hören, der Mann sei bloß zu kulant und nutze die Sachlage (nämlich den „naturgemäßen" Masochismus des Weibes) nicht geschlechtlich aus, er nehme höchstens ihre Mitgift oder lasse sie auf dem Feld für sich ackern . . . Genug!

Also weil es keine gibt (von den paar Ausnahme-Erscheinungen abgesehn), deshalb ist es unmöglich, auf Seiten der Frauen ebenso viel Fälle von ausgeprägtem Masochismus zusammenzustellen, wie auf Seiten der Männer. Das Weib ist innerlich, in ihrer Ideen-Assoziation, beider Komplemente fähig und muß es sein, weil, wie ich an einem Beispiel im vorigen Kapitel bereits ausführte, ohne das Nachtasten des Gegnerischen das eigene Empfinden inkomplett und qualitätslos bleiben würde. Aber was bei ihr nach außen in die Erscheinung tritt, was sich in die Tat umsetzt, ist ebenso oft der sadistische Teil, wie beim Mann der masochistische. Die Umwerbung in der Tierwelt zeigt, daß das Weibchen heiß umbuhlt wird mit ungeheurer Mühsal und mit einem Kräfteverbrauch ohne gleichen. Nicht aber das Männchen. Ja, das Männchen ist oft nur Mittel

zum Zweck. Die Drohnen sind nur dazu da, die eine Königin zu umschwärmen, sie zu Verkehr zu verleiten, und derjenige Drohnenmännchen, das zur Befruchtung angenommen wurde, stirbt unmittelbar nach der Umarmung, während die Königin [illegible] seinen Leichnam der Seite schleift und ihren Weg fortsetzt. Die übrigen Drohnen werden dann später, da die Königin mit Sperma gesättigt ist, als unnütze Fresser abgestochen. Wenn auch der Bienenstaat und ähnliche Institutionen im Tierreich eine extrem einseitige Ausbildung erfahren haben, so möchte ich doch fragen: wo kommt denn Ähnliches zu Gunsten einer Hervorhebung der M ä n n c h e n vor? Wir sehen im Tierreich immer nur Tendenzen im Sinne des Matriarchats. Diese Tendenz der Übermacht des Weibchens geht bis zu der abstrusen Tatsache, daß bei der im Meer lebenden Gattung Bonellia viridis das zwerghafte Männchen als Schmarotzer im Genitalschlauch des Weibchens lebt.

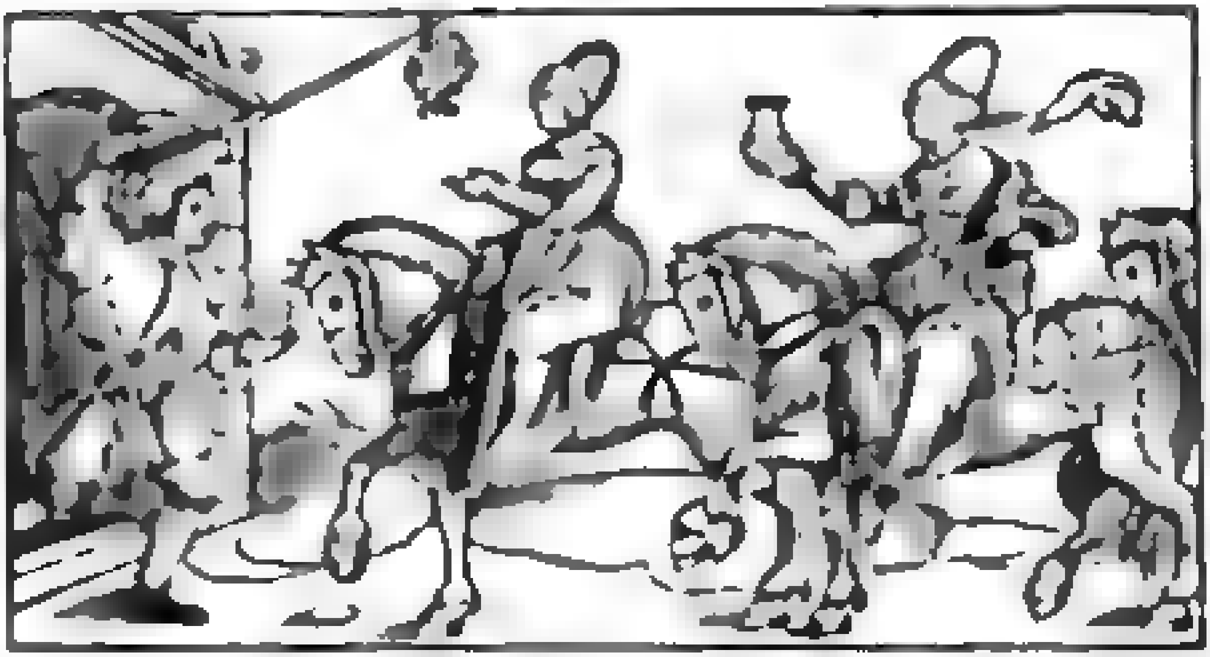
Auch Erscheinungen, die wir menschlich als „geschlechtliche Grausamkeit" bezeichnen würden, zeigen sich im Tierreich immer auf Seiten des Weibchens. Bei den Spinnen scheint es dem Männchen stets geraten, sich nach vollendeter Umwerbung schleunigst aus dem Staube zu machen, denn das gesättigte Weibchen packt es sonst und verspeist es als gute Beute — falls dies nicht schon w ä h r e n d der Umwerbung geschieht. J. H. Fabre d'Aragon hat zahllose Fälle von so „grausamen" Hochzeitsfeiern aus dem Insektenreiche ermittelt. Wenn wir weiter von der „Erhaltung der Art" reden wollen, so ist es klar, daß dabei das Leben eines Männchens unwichtig ist neben dem eines Weibchens. Ähnlich dezimiert sich die männliche Hälfte der Menschheit in den Kriegen und in den gefährlichen Betrieben der Lohngewinnung, während der weibliche Teil in Sicherheit bleibt. Eine hübsche Beobachtung hat kürzlich jemand bei Staren gemacht:

Daß der Pantoffel nicht bloß in der Menschenwelt, sondern auch in der Vogelwelt eine Rolle spielt, konnte [illegible] kürzlich an einem Starpärchen beobachten, das seinem Fenster gegenüber in einem an einem Baume befestigten Starkasten wohnte. Der Herr Starmatz kam wohl nicht rechtzeitig nach Hause, wenigstens schrie die Gattin, die wahrscheinlich gerade nicht von den Kindern weglonnte, um zu futtern, [illegible] nach ihm aus. Die Gattin [illegible] den Kopf aus dem Neste, [illegible]. Endlich kam der Herr Gemahl und wollte sich offenbar entschuldigen, aber sei es nun, daß die Frau Gemahlin keine [illegible] Laune oder Herr Starmatz schon des öfteren derartige Geschichten gemacht hatte — wütend und [illegible] fuhr sie auf den [illegible] und [illegible] ihn mit Schnabelhieben, die er auch geduldig hinnahm, ob im Gefühl seiner Schuld oder weil er ein Pantoffelheld war, vermag ich nicht zu sagen. Kleinlaut begab er sich auf einen [illegible], [illegible]. Doch der Zorn der Gattin war nicht so rasch verflogen, noch ein paarmal fuhr sie [illegible] aus dem Kasten und auf ihn los, und jedesmal gab es etwas ab. Was sie sagte, verstand ich natürlich nicht, jedenfalls kam es auf eine wortreiche Gardinenpredigt heraus. Am anderen Morgen herrschte wieder in der Ehe wieder Friede und Eintracht. „Gerade wie bei uns" meinte ein Freund, als ich ihm das erzählte. Hoffentlich sprach er nur im Namen der Gattung, denn er war ebenfalls verheiratet.

K i n d h e i t. Auch beim Weibe zeigt sich schon in der Jugend, was ein besonderes Häkchen werden will. Aus der längeren biographischen Schilderung einer Dame entnehme ich folgenden Passus:

Ich träumte niemals. [illegible] Jahr kann ich die [illegible], die Träume vom Herrschen. Herrschen mit [illegible] Gewalt über Leib und Seele. — [illegible] — Ich träumte vom Herrschen. Ich lebte auch nach Herrschen. — Mein Träumen und Sehnen wurde [illegible]. — Und ich habe geherrscht. [illegible] — Wie groß und stark und doch wie [illegible]. — Aber [illegible]. — [illegible] Die Peitsche, die [illegible] [illegible] — Ich [illegible]. — Aber [illegible]

Doctor Symon.



241 Doctor Simonn. Deutsches Flugblatt. Um 1525

[illegible] meiner Träume.

Eine andere Dame geht näher auf den sogenannten ersten Jugendeindruck ein, der natürlich eine nachhaltige Wirkung nur hinterlassen kann, wenn eine angeborene Anlage zu solcher starken Wirkung prädestiniert. Welcher Mensch hätte in seinem Leben nicht eine Szene, wie im Nachstehenden geschildert, mit angesehen! Aber nur bei einem Teil der Menschen wird gerade eine solche Szene unauslöschlich in der Erinnerung haften und eine führende Rolle in der Phantasie spielen. Würde man die später als erotisch erkannten Jugendeindrücke von hunderttausend Menschen sammeln können, so würde man gleichzeitig einen Begriff bekommen von der ins ungeheure gesteigerten Variabilität der Anlagen.

Ich war vielleicht fünf Jahre alt, als ich einen Tages [illegible] entfernte die Wäsche und schlug die Kleine heftig mit der flachen Hand. Ich schaute wie gebannt hin, von einem unerklärlichen Gefühl ergriffen, dem ich mich in voller Wollust hingab, ohne eine Erklärung dafür zu finden. Eine andere Erzieherin, die allein auf der Bank zurückgeblieben war, [illegible] ganz meine Aufmerksamkeit. So tief war jener Eindruck, daß mir die Personen noch heute greifbar vor Augen stehen. Seitdem schwärmte ich nur davon, Erzieherin zu werden. Kurze Zeit darauf überredete mich ein nur um zwei Jahre älterer Knabe, daß ich mich von ihm auf das bloße Gesäß schlagen ließ, und zwar führte er diese Exekution im Salon meiner Eltern aus. Ich schluchzte sehr, [illegible] und übersteigert, und als ich mich nach dem ersten Schlag umdrehte und zufällig mein Bild im Spiegel erblickte, machte ich der Zeremonie sogleich ein Ende. Was den Jungen dazu angetrieben, weiß ich nicht. Er hatte mir davon vorgeplaudert und sich bei der ganzen Sache nur nach Wissen verlegt. Seitdem brauchte ich nur Kinder weinen zu hören und sofort drängte sich mir immer die gleiche Gedankenverbindung auf. Ich erinnere mich noch vieler heftiger Eindrücke dieser Art, die alle hier zu erzählen zu weit führen würde. Ich war ein sehr zurückhaltendes Kind, das am liebsten seinen eigenen Träumereien nachhing; die Unterhaltungen, die meine Mitschülerinnen auf der [illegible] Menagerie sehr fesselten, ließen

41. Elisabeth von England im Staatskleid
Kupferstich von Crispin de Passe

243. Die energische Hausfrau. [illegible]

[illegible] Liebe, in deren Mittelpunkt der Mann steht. Es war eine große, glückliche [illegible]

114. Der Gehörnte. Kupfer von H. Liefrinck

daß der höchste Reiz zwischen zwei Menschen nicht ewig dauern kann, selbst wenn ihre Verbindung auf sicherem Grunde fortbesteht. Und da holte ich eines Tages wieder das alte Gerümpel hervor, aber neu aufgeputzt und verschönt.

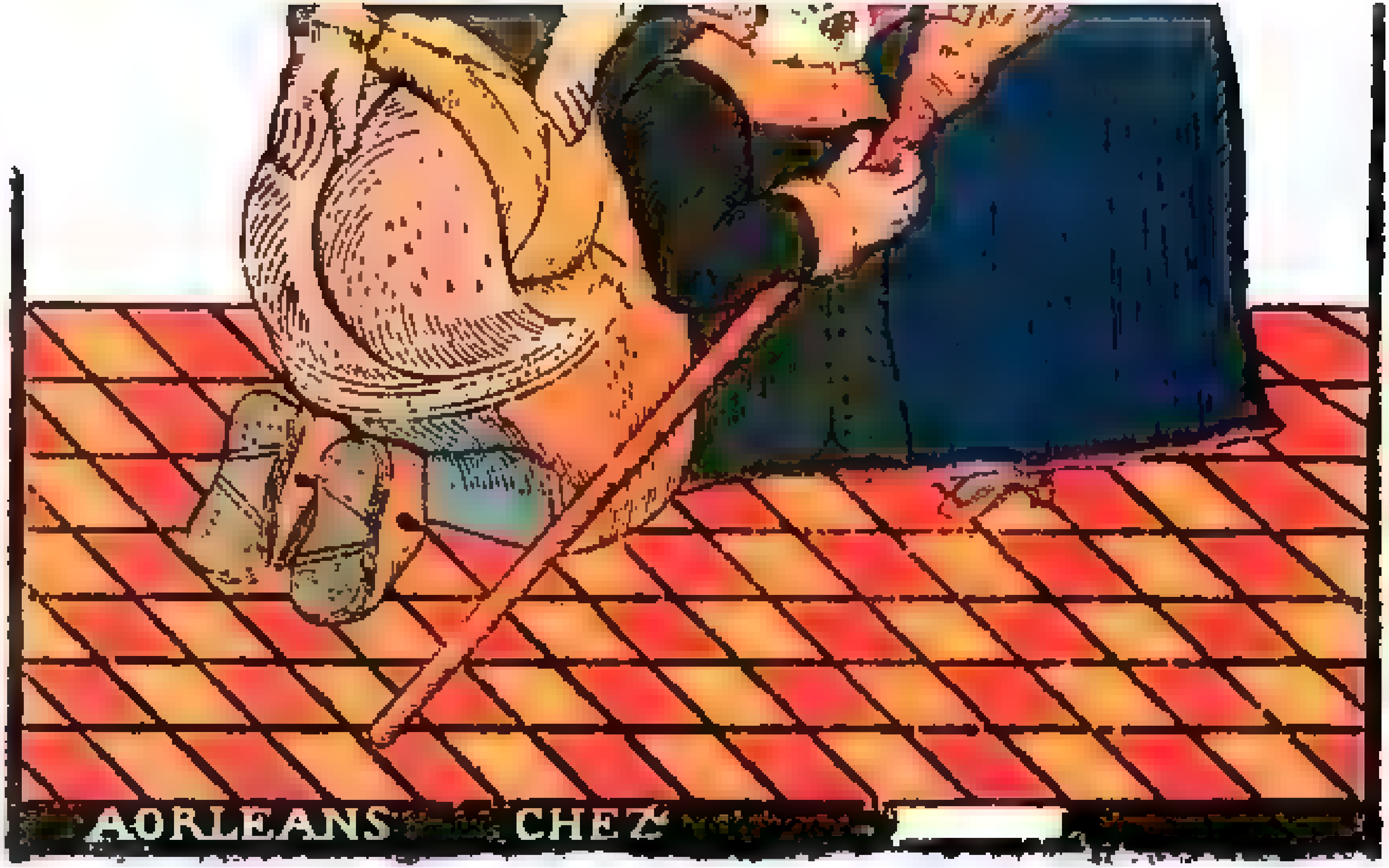
Wie eine junge Herrin frühzeitig in ihrem Hochmut bestärkt werden kann, ersieht man aus folgender Zeitungsnotiz:

Ein pommerscher Landlehrer hatte liberal gewählt. Da es aber doch auch für die Behörde nicht wohlgetan ist, offen parteilich zu erscheinen, so wurde die Sache anders aufgefaßt. Ein Regierungsvertreter erschien mit Kreis- und Lokalschulinspektor auf der Bildfläche. Dem Lehrer wurde vorgeworfen, die ganze Gemeinde sei gegen ihn. Auf die Erwiderung, das ganze Dorf mit Ausnahme der Frau Gutsbesitzerin Wunder, sei auf seiner Seite, versicherte der Regierungsvertreter, für die Behörde sei diese Dame der Inbegriff des Dorfes. Als dem Lehrer weiter vorgeworfen wurde, er grüße die Tochter der gnädigen Frau nicht, erklärte er, daß er nur die etwa zehnjährige jüngste Tochter nicht zuerst grüße, da die noch ein Kind sei. Da erwiderte der Pastor, daß er auch diese Tochter zuerst grüße. Superintendent und Regierungsvertreter beeilten sich zu erklären, sie würden dasselbe tun.

Wenn die Frauen altern, wächst auch ihre Sehnsucht nach einer erneuten Wärme der Jugend (vgl. Abbildung Nr. 49). Sie können es schwer ertragen, daß andre an ihre Stelle nachrücken und die Zügel der Herrschaft eher übernehmen, als sie sie noch selber aus den Händen lassen möchten. Die Künstler haben das Thema vom Jungbrunnen oft behandelt. Wir geben hier einen „Backofen der Jugendschönheit" (große farbige Beilage), ein Flugblatt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Legende unter dem Holzschnitt erzählt Wunderdinge von einer Zauberinsel, auf der die Sache vor sich geht. Der Ofen wird mit Zimt und Nelken und ähnlichen teuren Spezereien

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

LECOLE DES MARY
Dans letat ou je suis à present
JE VOUS DEMANDE PARDON



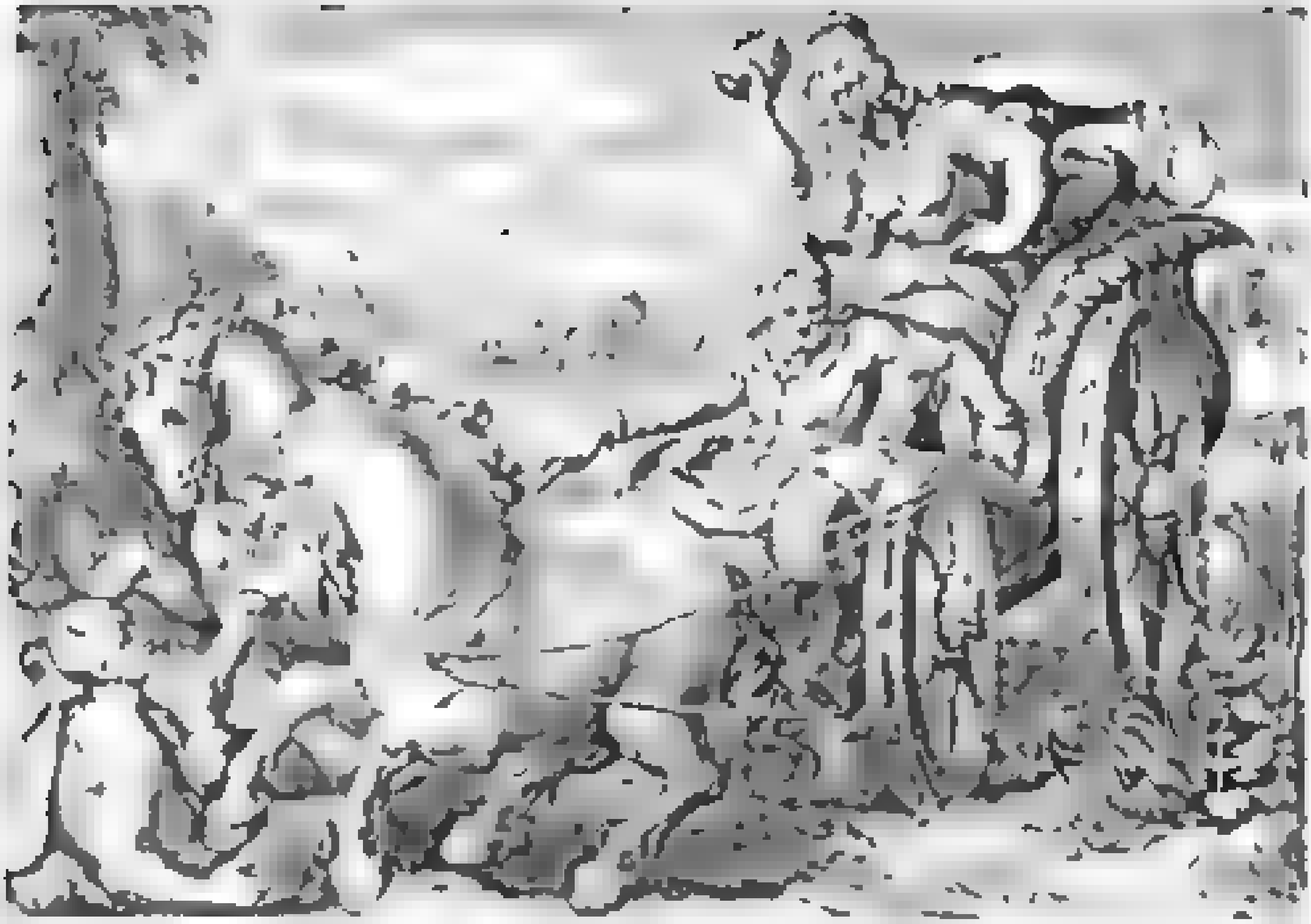
Die Schule der Ehemänner

Französisches Flugblatt um 1650

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind: Die Weiberherrschaft

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.



245. Das brutale Weib. Kupferstich von De Gheyn. Um 1600

gehängt, und die Weiber werden wieder „ganz schön wenn (?) fast gar, kriegen Augen als goldfarbe dar" und leben schließlich „über acht oder neun hundert jar", weil sie so überhaupt nicht genug kriegen können vom Leben. Bei den Männern scheint das Baden nicht anzuschlagen. Ein späteres Flugblatt von Paulus Fürst (Abbildung Nr. 258) stellt eine „Künstliche Weiber-Mühl" dar, so recht nach dem Traum der alten Weiber „Aus neuem Schrot und Korn!" Hier ist gleichfalls enormer Zulauf! Alte lassen sich „wider ganz schön und sauber Mahlen und heraus Reitten". Junge Galans warten schon auf sie, wie sich dabei versteht.

* * *

Die Machtbewußte. „Die Lust des Mannes wäre nur ein gottloser Zeitvertreib und nie erschaffen worden, wenn sie nicht das Zubehör der weiblichen Lust wäre. Die Umkehrung dieses Verhältnisses zu einer Ordnung, in der sich eine ärmliche Pointe als Hauptsache aufspielt und, nachdem sie verpufft ist, das reiche Epos der Natur tyrannisch abbricht, bedeutet den Weltuntergang, auch wenn ihn die Welt bei technischer, intellektueller und sportlicher Entschädigung nicht fühlt und nicht Phantasie genug hat, sich ihn vorzustellen", sagt Karl Kraus. „Zubehör", denkt auch die Machtbewußte von den Männern, falls sie überhaupt darüber erst nachdenkt, was nicht ihre Sache zu sein pflegt. „Wenn ich an die Liebe denke", schreibt Marie Madeleine, „so sehe ich immer ein Weib auf hohem Thron. Und um sie herum Hügel von Toten und Verwundeten! Kinderleichen und tote Greise, verröchelnde Männer und sterbende Frauen, Jünglinge, die ihren letzten Kampf

[illegible]. [illegible]. Kupferstich von [illegible]

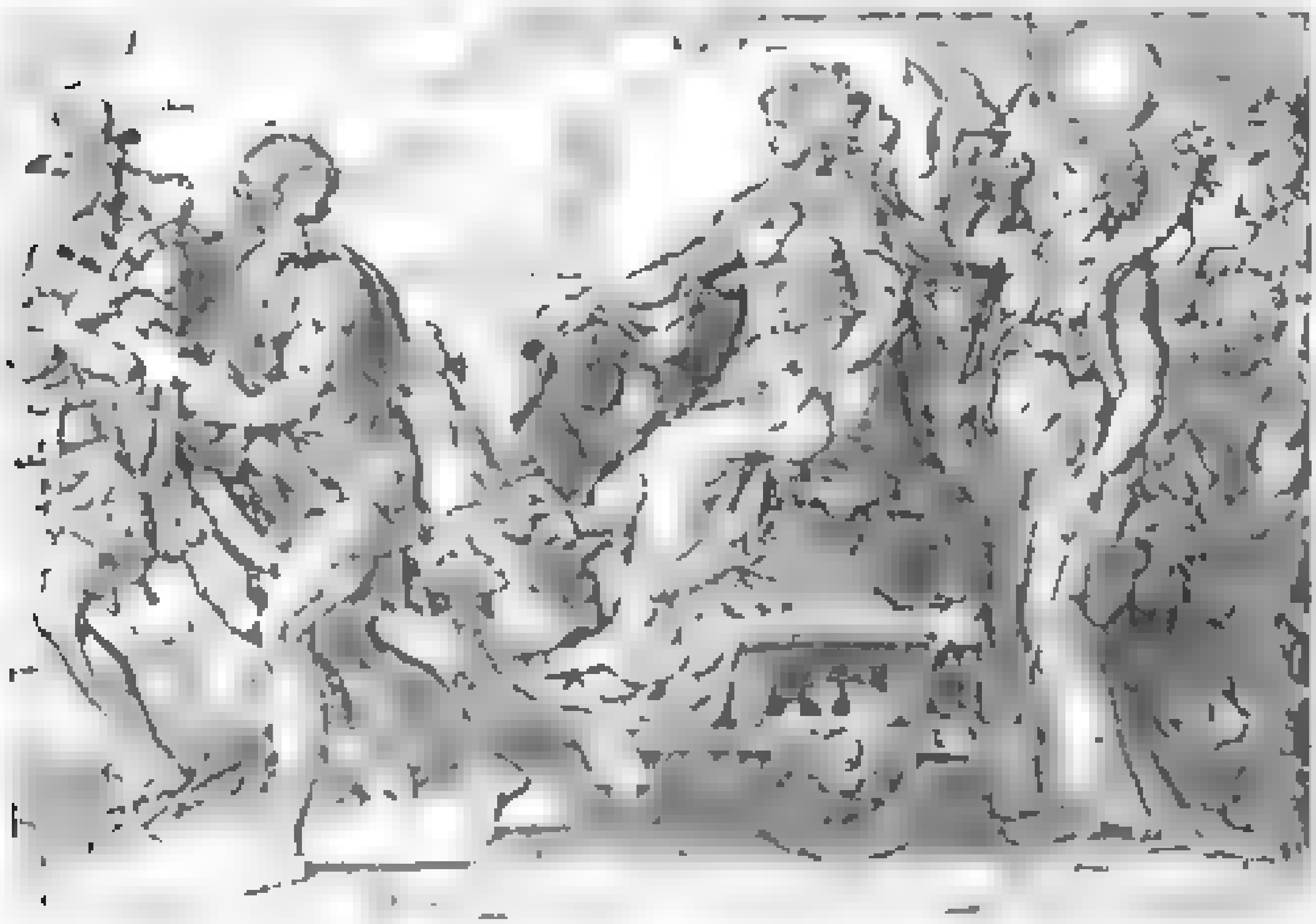
Nymphen und Mädchen in ihrer Todesnot! Und alle die brechenden Augen sind anbetend emporgerichtet zu dem Weibe auf dem hohen Thron, zu dem Weibe mit den abgrundtiefen Augen und dem Siegerlächeln." Marie Madeleine geht weit in der Idee.

Man sollte meinen, der Magistrat von Riga hätte die Vorstellung vom Zubehör erfaßt gehabt, als er vor zwei Jahren eine Männerverleihanstalt eröffnete. Indessen handelte es sich dabei nur um das Kaffeetrinken unter erschwerenden Umständen. Die dortigen Cafetiers hatten nämlich beschlossen, mit der Spießigkeit endlich mal aufzuräumen und fortan keine anständige Dame ohne Herrenbegleitung mehr in ihr Lokal zu lassen, sondern nur noch die unanständigen mit Begleitung. So erkannte man die Tugend am Mokka und dem ausgeliehenen Mittrinker.

Substanzieller sind schon die Kaufgesuche, die auf einen einigermaßen solventeren Deckhengst abzielen, wie dieses, das in einer konservativen Provinzzeitung zu lesen stand: „Für eine mir sehr bekannte schwerreiche junge Dame suche ich einen aktiven Offizier, gleich welcher Gattung, zwecks Heirat, nicht allzu sehr verschuldet. Große Vermittlungsgebühr sofort bei Hochzeit, später mehr." Sie kauft dem Mann ihrer Wahl dann einen Trauring auf den Finger, der auf der Außenseite die Inschrift trägt: „Wir heißen dein Eigen" (vorrätig bei NN, Deutschlands größtem Spezialgeschäft, alle Weiten am Lager).

Wie die Angelegenheit verläuft, schildert schon Mercier 1782 in seinem Tableau de Paris

Cléon trifft Damis, begrüßt ihn, umarmt ihn, erfaßt ihn fast und sagt: Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen. Ich heirate ein junges Mädchen, eben aus dem Kloster, die sozusagen noch keine Mannsperson außer mir gesehen hat. Auf ihrer Stirn ist der Stempel der Sanftmut und Güte. Die Unverdorbenheit, die Naivität, die Bescheidenheit selber. Sie fürchtet sich, die Augen aufzuschlagen, weil ihr alles bewundernd nachschaut. Wenn sie spricht, ergießt sich lieblich die Röte über ihr Antlitz. Diese Ängstlichkeit ist ein neuer Reiz, weil ich dessen sicher bin, daß sie aus der Schamhaftigkeit kommt, und nicht aus der Mittelmäßigkeit des Geistes. Passiert ein Unglücksfall, gleich ist sie gerührt, und wenn man davon erzählt, wird ihr ganz schwach zu Mute. Wie süß, wenn sie Tränen vergießt über das Elend, das es in der Welt gibt. Man kann unmöglich gefühlvoller, zarter, liebenswerter sein. Sie wird nur leben, nur atmen für mich. Sie wird ihren Pflichten nachhängen, und kurz ich bin der glücklichste Ehemann. Cléon heiratet. Nach sechs Monaten trifft er denselben Damis und sagt kein Sterbenswörtchen von seiner Gattin. Damis erfährt schließlich, seit der Engel verheiratet ist und sich nicht mehr zusammenzunehmen braucht, ist aus der Bescheidenheit Stolz, aus der Zaghaftigkeit Hochmut geworden. Wenn sie errötet, so nur aus Zorn oder Hohn. Schon haben sie getrennte Gemächer. Sie verkehrt mit der Marquise, der Baronin, der Präsidentin. Ihre Grundsätze sind von oben herab und voll Verachtung. Sie verlästert ihren Gatten, bei dem geringsten Widerspruch ist sie außer sich und stellt ihn als eifersüchtig, brutal und filzig hin. Um drei Uhr Nachmittags steht sie glücklich auf und geht um sechs



247. Das Kapital als [illegible]. Französischer Kupferstich von M. [illegible]. Um 17[illegible]

18*

Uhr Morgens zu Bett. Ihre Ausgangszeit ist fünf Uhr Abends. Man sagt, sie sei umschwärmt und in der Freiheit des Tempers liebenswürdig. Genau weiß man's nicht, wer ihr Liebhaber ist, und gerade dieser Umstand bringt ihren Gatten in Verzweiflung. Es bleibt ihm nur der Wunsch, sie möchte wirklich einen haben, denn dann könnte er wenigstens durch ihn ihr allerhand begreiflich machen lassen, was ihr Vermögen betrifft, diesen Hauptpunkt, der doch heutzutage das Wichtigste ist. Auf allgemeinen Festen redet sie auch zu ihrem Gatten das Wort und lächelt ihm von weitem zu. Aber zu Haus vergehen ganze Wochen, ohne daß sie ihn sieht oder spricht. Alle Damen bekennen, ihre Lebensführung sei „dezent" und ihr Gatte könne sich „glücklich" schätzen, eine so verständige Frau zu haben . . .

Die Machtbewußte braucht sich nicht zu sorgen, wie sie Eindruck macht. Sie macht ihn, ohne es zu bemerken oder zu wissen. Flaubert schildert, wie Matho von der Erscheinung der Salambo besessen ist:

So weinte Matho im Dunkeln. Die Barbaren schliefen. Spendius gedachte, wie er ihn so sah, der Jünglinge, die ihm einstmals mit goldenen Gefäßen in den Händen [illegible]. Mitleid ergriff ihn und er sprach: Sei stark, Herr! [illegible] wie ein Jüngling! Demütigt es dich nicht, daß ein Weib dich so leiden macht? — Bin ich ein Kind? gab Matho zur Antwort. [illegible] Der Sklave unterbrach ihn: Wenn sie nicht des Hamilkars Tochter wäre . . . — Nein, schrie Matho. Sie hat nichts mit den anderen Töchtern der Menschen gemein. [illegible] Und doch [illegible] sie daher, und dann blieb sie stehen. — Er stand offenen Mundes und gesenkten Hauptes [illegible]. — Aber ich will sie haben! [illegible] ich möchte sie schlagen. Was tun? Ich habe Lust, mich zu verkaufen, um ihr Sklave zu werden. [illegible] O, die Steine müssen erbeben unter ihren Sandalen und die Sterne sich neigen, um sie zu sehen.

Wie die Machtbewußte mit den Verehrern umspringt, weiß das Folklore jedes Landes zu erzählen. Das arabische hat diese Fassung:

Die vornehme Dame und ihre vier Liebhaber. In Kairo lebte eine junge Dame, die ihren Gatten über alles liebte [illegible]. Als sie eines Tages vom Bad heimkehrte, kam sie an dem Tribunal des Kadi vorüber [illegible]. Der Kadi sah der Dame schönen Wuchs und leichten Gang [illegible]. Die Dame versprach [illegible] und schlug ihm vor, noch am selben Abend zu ihr zu kommen. Er versprach es voller Freude. Während nun die Dame ihren Weg fortsetzte, wurde sie noch von drei anderen Männern angesprochen, die ihr alle denselben Vorschlag machten, wie der Kadi. Sie ging auf alle ein und bestimmte allen denselben Abend und dieselbe Stunde wie dem Kadi. Der erste der drei Verehrer aber war der [illegible], der zweite der Präsident der [illegible] und der dritte ein reicher Kaufmann. — Zu Hause erzählte die Dame ihrem Gemahl, was ihr begegnet war, und bat ihn, ihr zu erlauben, die [illegible] der vier alten Männer mit einer List zu bestrafen. Die Strafe, die ich mir ausdachte, sagte sie, wird uns beide sehr unterhalten und uns außerdem noch viel einbringen, denn die vier Liebhaber werden nicht mit leeren Händen kommen. — Der Mann wußte, daß er sich auf seine Frau verlassen konnte und willigte ein. Die Frau bereitete nun gleich ein vortreffliches Essen, zog ein sehr [illegible] Gewand an, setzte sich auf den Diwan und erwartete den Besuch. — Gerade, da man das Gebet verkündete, kam der Kadi und klopfte. Die Frau ließ ihn ein und empfing ihn mit einem Kranz [illegible]

Kurtz und Doch Figürliche Beschreibung Der newen und alten haarres von anfang bis zum ende.

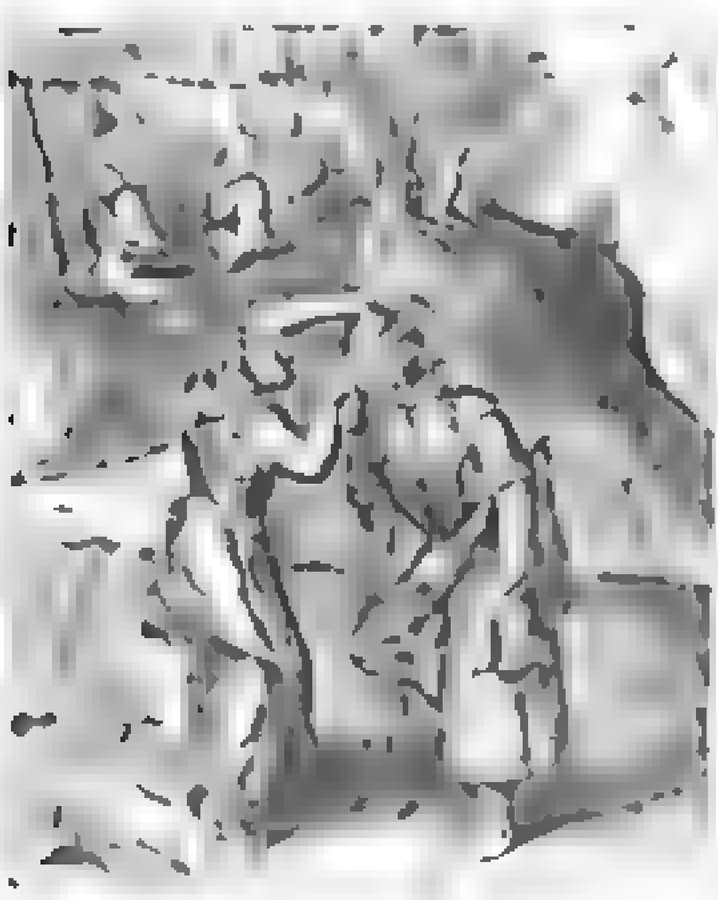
[illegible]

bereitet war, und nachdem man gegessen hatte, gaben sich die beiden lachend verliebte Zärtlichkeiten, die den armen eingesperrten und vor Angst zitternden Teufeln nicht entgingen. Der Gatte war jung, schön und stark und der Liebe seiner Frau gar wohl gewachsen. Die heiteren Umstände versetzten beide rasch in einen solchen Zustand, daß sie bald halbnackt auf dem Sofa beieinanderlagen. Das glückliche Paar nahm schließlich eine Stellung ein, die es den Vieren in der Kammer möglich machte, alles das zu sehen, was sie angeregt hatte. Nachdem sich die beiden so allen Freuden der Liebe überlassen hatten, fingen sie nach einiger Zeit der ruhigen Erholung ein Gespräch an, so laut, daß die in der Kammer es gut hören konnten und kein Wort verloren.

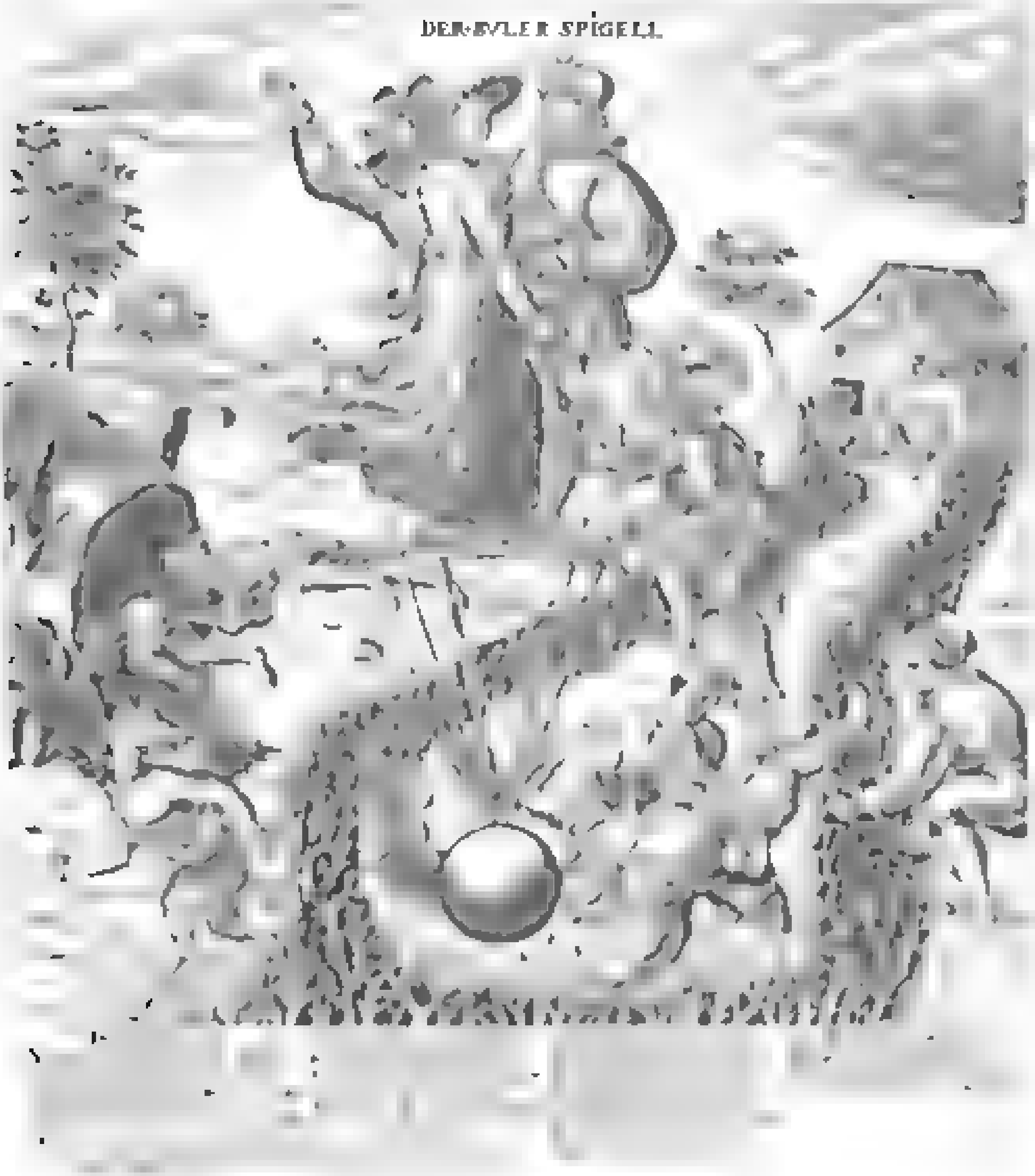
Licht meiner Augen, begann der Mann, hast du nichts auf diesem Wege vom Bade zurück Lustiges erlebt, das du mir erzählen könntest?

Vier alte Kerle fand ich, sagte die Frau, die ich gern mit nach Haus genommen hätte, damit wir an ihren komischen Gesichtern Spaß haben. Aber ich fürchtete, es würde dich langweilen. Wenn du aber willst, so bestelle ich sie auf morgen! — Die vier Liebhaber, die vor Angst halbtot waren, bekamen wieder etwas Hoffnung, denn sie hielten, was die Frau da sagte, für irgend eine Erfindung, daß sie sie los bekäme. Aber die Hoffnung wurde bald zunichte.

[illegible]



[illegible]



250. Die [illegible]

[illegible]

Koot of/du bist alleen/ Den ick vā herten meen. Nyemandt liever dan dy/ Dats God bekent eñ my.

[illegible]

Der Männerkauf. Flugblatt auf die Macht des Reichtums. 16. Jahrhundert

Digitized by Google

157 Selbst der Teufel zieht den Kürzeren. Flugblatt des 17. Jahrhunderts

den die Macht! — Makart's „Königin von Cypern" (Abbildung Nr. 147) sitzt bleichwangig auf dem Sammet-Podest und die huldigende Landung schwillt mit Wohlgerüchen, Flammengewirr und Geigenakkorden zu ihr hinan. Und Gautier's tizianische Schönheit wälzt einsam im „heißen Schlaf" ihre kraftvollen Wölbungen auf dem nächtlichen Linnen (große farbige Beilage). Immer strahlt sie das gleiche Fluidum ihrer Macht aus.

Amor ist gefesselt vor ihrem Lager. Mouligneau (Abbildung Nr. 282) läßt sie von ihrem ersten Siege träumen, der noch in ihren Fingerspitzen nachvibriert, und ihre Augen sehen einen Pfad, der mit Rosenblättern bestreut ist. Bei Moses Haughton (Abbildung Nr. 281) rauben sie dem kleinen Liebesgott die Pfeile und tun sie lachend ins eigene Haar. Prudhon zeigt sie uns kühl bis ans Herz hinan (Abbildung Nr. 105), Amor flattert wie ein gespießter Schmetterling.

Spät erhebt sich Mirós Chloe (Abbildung Nr. 302), die „Trägheit" gähnt, unausgeschlafen vom gestrigen Getümmel, auf Emma Bassager's Lithographie (Abbildung Nr. 304), schon greift sie wieder nach dem unterhaltenden Buch und überläßt den Fuß der geschäftigen Alten (vgl.

farbige Beilage von A. Guillaume: „Pédicure und Coiffeur"). Wie lange wird es dauern, bis sie wieder kokett auf das Tigerfell des Divans sinkt (Abbildung Nr. 110).

Pompös ist „Adieu, die stolze Schönheit" auf dem Kupfer von Rowlandson (vgl. farbige Beilage); sie erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit tue, wie ihre wehenden Hutbänder besagen. Eben stürmt der kleine Admiral mit dem Feldgeschrei „Tod oder Sieg" an ihrer Brustwehr empor. Aber auf dieser Jakobsleiter wird er wohl nicht in den Himmel gelangen. Kann ein Weib pompöser sein, als Elisabeth von England (Abbildung Nr. 242) oder Marie von Frankreich in ihren Staatskleidern (vgl. die doppelseitige Beilage in Schwarz). Die starre Linie des Pomphaften zeigt auch Beardsley's „Dame mit der Reitpeitsche" (Abbildung Nr. 105) und seine „Helena" bei der Toilette (Abbildung Nr. 109). Pompös gibt sich auch die kutschierende Dame auf der Berliner Lithographie von 1860 (vgl. farbige Beilage), ihr Groom platzt vor Hochmut, daß er ihr dienen darf, und sie beachtet nicht einmal die untertänigen Grüße der Reiter im Hintergrunde, sondern zuckt mit der Peitsche nach ihrem Traber.

Wenn sie verführen will, wechselt der Reigen rascher. Auf der Krähwinkliade (Abbildung Nr. 137) ist der Herr Leutnant einfach an ihr „hängen geblieben". Dem Jupiter drapiert sie sich schlangenartig (Abbildung Nr. 35), dem Odysseus als Sirene (Abbildung Nr. 125), und dem alten Schwerenöter Antonius tanzt sie in seinem Kellergewölbe eine berückend lasziv(?) Kabarett-Gaukelei (vgl. die große farbige Beilage „Versuchung eines unheiligen Antonius von heute" nach einem Aquarell von Adolf Willette, 1910). Dem süßen „Pagen Cherubim" gegenüber zieht sie als gereifte Almaviva wiederum ganz andere Saiten der Koketterie auf (Abbildung Nr. 287), bald steckt er denn auch mitten drin in den „Verführungsnöten" (vgl. farbige Beilage).

Die Tändelei der jungen Ehe ist oft bedenklich, wenn sie nachweist, wie ihm wohl der „Kopfputz" stehe (Abbildung Nr. 277). Lady Hamilton vermag sich vom Postulieren noch nicht zu trennen, während der Gatte schon mit dem Lichte auf sie wartet (Abbildung Nr. 206). Beim „Lever der gnädigen Frau" ist der Gemahl erschöpft (vgl. große Beilage in Schwarz nach Pietro Longhi), Adonis sinkt schlafmatt dahin (Abbildung Nr. 6), der Liebhaber ist „kaputt" (Abbildung Nr. 158), während sie frischer als je in den Morgen hineinstrahlt. Doch ein Nichts genügt, und die „Tyrannin" läßt ein Unwetter heraufziehen (Abbildung Nr. 757 nach Hogarth).

Sie „führt ihm die Hand" (Abbildung Nr. 121), zeigt ihm das „Vorbild des Liebhabers" (Abbildung Nr. 119), und wenn der Übermut sie kitzelt, bekommt er „Nasenstüber" (Abbildung Nr. 144). Oder sie erzieht ihn zum „gelehrigen Pudel" (Abbildung Nr. 1?2) und springt ihm mit einem „Hopla-Sprung!" auf den Kopf (vgl. Beilage von Maurice Neumont). Wie sie die Männchen einfängt, weiß das Wiener Caricaturen-Album von 1881 mit saurem Familienblatt-Humor zu erzählen.

Anweisung zum Fang und zur Zähmung der Männer. Im wilden Zustand lebt, so behauptet ein ungenannter Sachverständiger, der Mann zumeist in Rudeln, die gewöhnlich abends zur Tränke ziehen. Der Männer Lieblingsunterhaltung wird Tarok genannt, manche beschäftigen sich auch mit Kegeln und Billard. Ein reges Interesse zeigen sie für die Frauen. Sie bemühen sich aber, im besten Licht zu erscheinen. Der Mann apportiert die Dinge, die man fallen läßt, trägt ohne Murren jede Bürde, die man ihm aufladet, wie Schirme, Mäntel, Körbe usw., und zeigt sich in jeder Stunde als treuer Begleiter. Da tritt auch die für den Fang geeignete Zeit ein. Jetzt muß die künftige Herrin trachten, das Tierchen durch alle ihr zu Gebote stehenden Künste mit allmählich festeren Banden an sich zu knüpfen und kann, wenn es dauernd gefesselt ist, kann ihm ein Ring als Zeichen der Zähmung — nicht durch die Nase, sondern an den Finger gesteckt werden als Mahnung der steten Anhänglichkeit. Den besten Fang erzielt man durch Kesseltreiben, das geschieht, indem man Kränzchen und Bälle veranstaltet. Hier werden gar viele Bekanntschaften gemacht, viele gehen auch von

selbst in die Falle und sind dann auf immer der Freiheit verlustig. Versteht sich die Herrin auf Liebkosungen, Schmeicheleien und hauptsächlich auf gutes Futter (letzteres ist die Hauptsache), so wird sie ganz gut mit dem Männchen auskommen. Körperliche Züchtigung tut selten gut, gewöhnlich genügt der Anblick eines Pantoffels. Bleibt der Mann bis lange in die Nacht aus, so nützt eine Gardinenpredigt. Jüngere Exemplare sind meist leichter einzufangen, als alte. Nützt die erste Jagd nichts, so unternimmt man eine zweite und dritte: der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Satirischer geben sich die Kupfer des 16. Jahrhunderts. Auf Abbildung Nr. 91 schaut der Philosoph mit der Schellenkappe, der den Rummel kennt, zum Fenster herein und souffliert belustigt: „Mitt Füß tretten Handt drucken vnnd Lachen Kan Ich sie alle drey zu Narren Machen". Im Buhlerspiegel (Abbildung Nr. 250) sieht man die „Gefahr der Umwerbung". Über den Dornverhau führt eine unsichere Seilbrücke zu der Dame hinauf, und nichts ist leichter, als der Absturz, bevor man an's Ziel gelangt. Und wenn's erreicht ist, fällt man geschwind in die große Narrenkappe hinein, die wie ein teuflisch offenes Maul alle Männlein einschluckt. Auf dem holländischen Kupfer von 1700 (Abbildung Nr. 241) zieht sie dem Ehekrüppel eigenhändig die „Narrenkappe" über die Ohren.

243. Der Weibernarr. Kupferstich. Um 1700

Der Mann im vorgerückten Lebensalter ist auch der Gegenstand des allgemeinen Spottes auf dem ersten einer Serie von Hahnrei-Bildern (Abbildung Nr. 244). Das Hörner-Emblem hat etwas Grob-Sinnfälliges, sodaß sich feinere künstlerische Wirkungen schwer damit erzielen lassen. Wir sahen schon früher bei Gelegenheit eines Hogarth'schen Stiches (Abbildung Nr. 52), daß eine perspektivische Täuschung dazu benutzt wurde, das Gehörn aus dem Haupt des Ehemanns herauswachsen zu lassen. Weniger geschickt verwendet diesen Trick ein Nürnberger Kupfer von 1810 (Abbildung Nr. 275): sein oder nicht sein, das ist hier die Frage. Die Zeichnung von A. Guillaume (Abbildung Nr. 296) führt die Ideen-Assoziation vollständig aus; Madame geht wirklich „auf die Jagd" und bringt die Krone gleich fertig präpariert mit. Frou-Frou läßt sie in einem Titelblatt (Abbildung Nr. 305) „auf dem Geweih" sitzen, während sie bei A. v. Salzmann sinnig „ihr Heim schmückt" (Abbildung Nr. 310). Das figurenreichste Blatt ist die farbige Beilage „Das Ordensfest der Hahnreie vor dem Thron J. M. der Untreue", ein Kupfer etwa aus dem Jahre 1812. Da werden die Herrschaften

254. Die Hausherrin. Deutsches Flugblatt. Um 1650

aus allen Ländern dekoriert. Die meisten sind still ergeben in ihr Schicksal. Bemerkenswert ist, daß auch einigen Frauen das Gehörn wächst. Die Empire-Dame vorn rechts tröstet ihren entsetzten Biedermann damit, daß sie auf ihr eigenes Haupt verweist. Auge um Auge, Geweih um Geweih.

Wenn die Machtbewußte spöttisch aufgelegt ist, hat sie andre Nuancen. Dem „Kampf um das Weib" schaut sie bei Giorgio Ghisi mit höhnischem Lächeln zu (Abbildung Nr. 206), Amor schläft und regt sich nicht, der Sieger im Kampf wird keinen Dank von der Dame begehren dürfen. Mit ausgesuchten „Tantalusqualen" peinigt sie den Ärmsten bei Grandville (Abbildung Nr. 141), und wie Held Menelaus „seine schöne Helena wiederbekommt", weiß eins der besten Blätter von Honoré Daumier zu erzählen (vgl. farbige Beilage). Die Dorfhähne, die sich um ihre Gunst raufen, erfrischt sie mit einem „kühlen Guß" aus ihrem Himmel (Abbildung Nr. 286), und sie kichert vor Vergnügen, wenn der Ehemann, der den Liebhaber ertappen wollte, nun dafür Schläge bekommt und dessen noch zufrieden ist (Abbildung Nr. 261).

Zur Abwechselung spielt sie die Starke, wenn den Männern schwach zu Mut wird.

In einer Theaterplauderei des „Fremden-Blattes" wird eine Unterhaltung mit der bekannten dramatischen Sängerin Edith Walker wiedergegeben und dabei auch ein ergötzlicher Vorfall erzählt, den die Künstlerin vor einigen Jahren in San Francisco erlebte. Dieses Erlebnis gab sie in einem Hamburger Hotel zum besten, als sie, inmitten einer größeren Gesellschaft, sich zum Diner begab. Auf dem Weg zum Speisesaal wollte ihr ein Diener den Pelz abnehmen. „Um keinen Preis trenne ich mich von meinem Pelzmantel", rief Miß Walker, „er ist mir so teuer, wie mein Augapfel!" Und zu uns gewendet, fügte sie hinzu: „Sie begreifen doch, warum?"
„Keine Ahnung," erwiderten wir. „Diesen Nerzmantel" sagte die Künstlerin, „hab ich mir während des Erdbebens von San Francisco aus meinem Hotelzimmer geholt, das ich bereits glücklich, allerdings im Nachthemd, verlassen hatte!" „Ja, wissen Sie," fuhr Miß Walker fort, „daß ich diesen Pelz noch besitze, das be-

[illegible]

Oder sie übergeht den Korpskommandanten und zeigt damit, daß sie gesellschaftsfähiger ist, als der Beleidiger annahm.

[illegible]

Auf der Insel Man war es dem beleidigten keltischen Mädchen früher leichter gemacht, Beleidigungen zu rächen. Die keltischen Stämme neigten ja überhaupt sehr zu mutterrechtlichen Zuständen, wie wir später noch sehen werden. Also das beleidigte Mädchen lud den Schuldigen vor Gericht. Wurde der Klage stattgegeben, so führte man den Betreffenden auf den öffentlichen Hinrichtungsplatz und stellte ihn der mit einem Schwert, einem Strick und ... einem Ring bewaffneten Klägerin gegenüber. Sie hatte dann das Recht, ihn zu köpfen, zu hängen oder sich als Gatten mit nach Haus zu nehmen. Der Verurteilte soll allerdings auch ein Wahlrecht gehabt haben, aber da wird ihm die Wahl manchmal sehr schwer geworden sein.

Das [illegible] wird leicht brutal, wenn sie die soziale Überlegenheit auf ihrer Seite weiß. Victor Hahn erzählt folgende Episode aus den sechziger Jahren: „Fräulein Z. ... [illegible] die Vertraute der [illegible] Kaiserin und eine sehr fromme Dame, hatte in Kissingen ein Blumenbouquet bestellt und der Gärtner, ein ehrsamer Bürger, überbrachte es ihr. Kaum hatte sie es entgegengenommen und einen Blick darauf geworfen, so schleuderte sie es dem Gärtner vor die

253. Morgenaudienz. Kupfer nach einem Gemälde von [illegible]

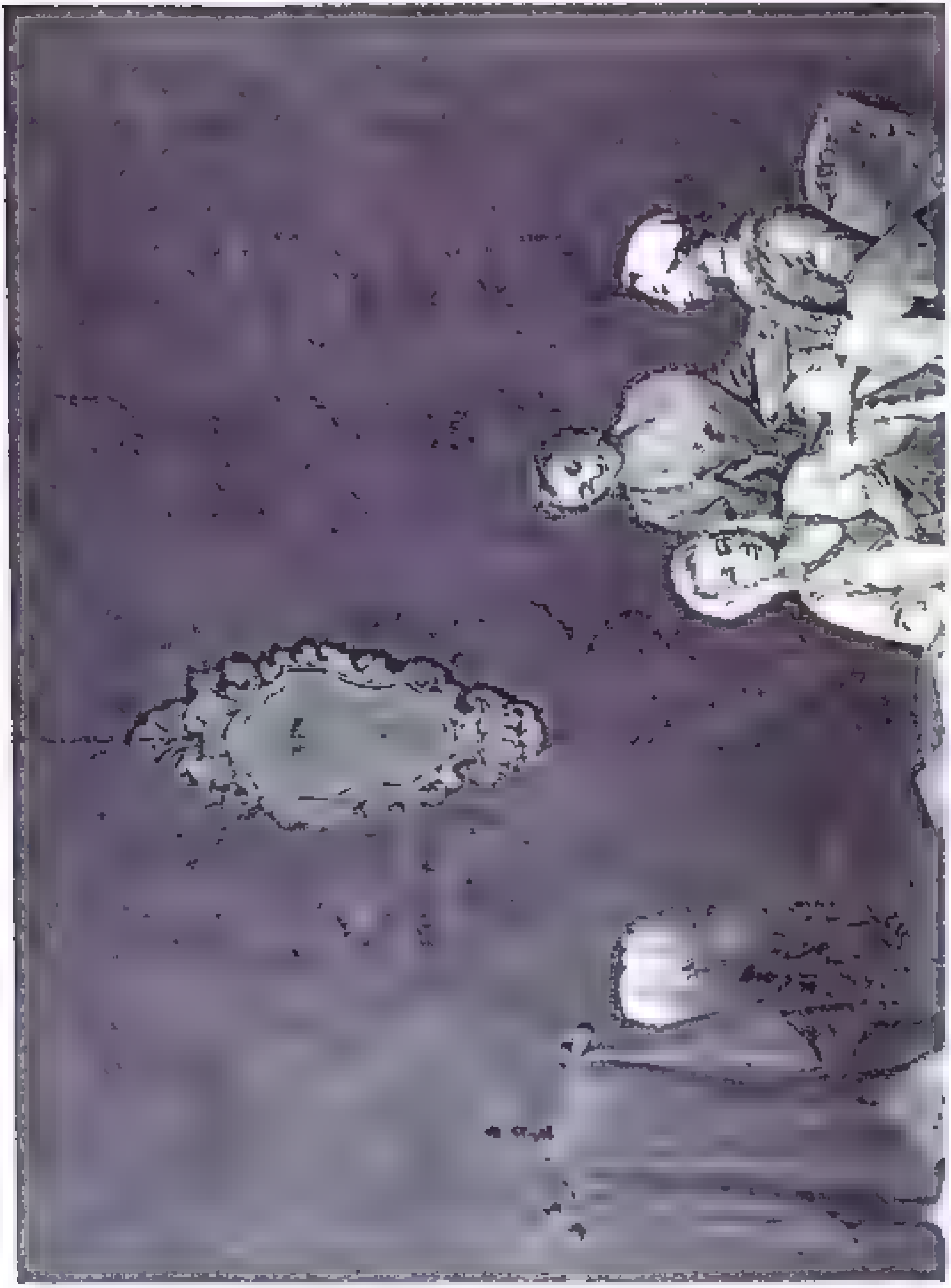
Füße und rief: Ist das ein Bouquet? Sie Schwein, Sie! Dies würde in Rußland etwas ganz Gewöhnliches sein, so redet man die niedern Leute an, nur mit dem Unterschied, daß man sie zugleich duzt, und der russische Gärtner hätte die erzürnte Dame sicherlich mit unterwürfigen Worten zu begütigen gesucht, seine Schuld demütig bekannt und womöglich ein besseres, wenigstens ein andres Bouquet gebracht — worauf die Dame ihm vielleicht noch ein Trinkgeld darauf gegeben hätte. Allein so verstand es der Gärtner von Kissingen nicht . . ."

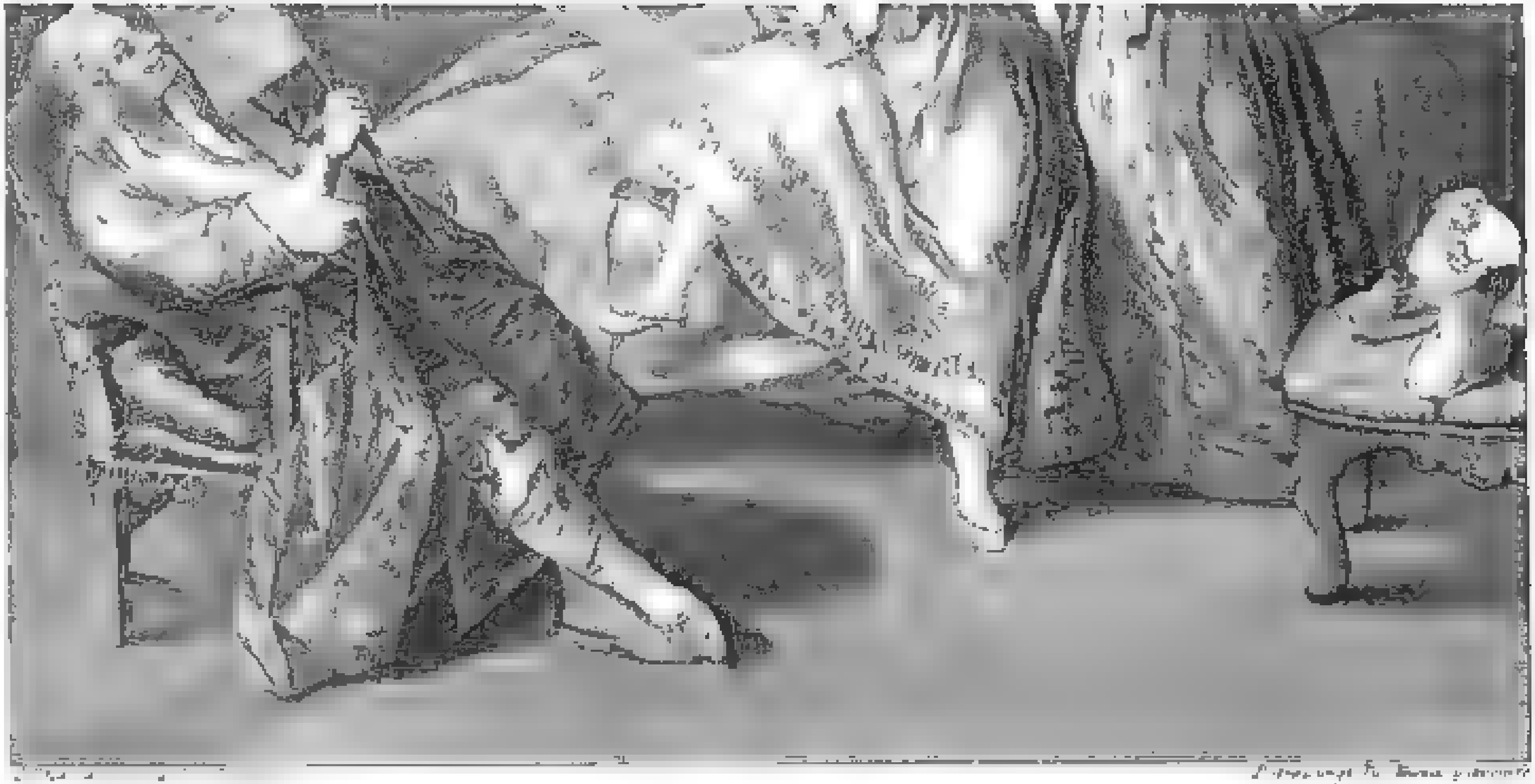
Das „starke Geschlecht" zeigt ein köstliches Blatt von Christophe (Abbildung Nr. 61). Der Hirsch ist unter ihrem Feuer zusammengebrochen und sie hat ihm eben mit dem Fänger den Rest gegeben. Stolz tritt sie mit dem Fuß auf die Beute und streift sich den Ärmel wieder herunter. Da wird „ihm" schlecht, wie er das Blut rieseln sieht: Nachbarin, Euer Fläschchen! — Den „gezähmten Kriegsgott" legt sie bei Willette übers Knie und verabreicht ihm mit ihrem üppigen Haar eine gehörige Tracht (Abbildung Nr. 294). — Wilder tobt das „wüste Weib" Britannia mit ihren Ministern umher, die nicht Ordre parieren wollen (Abbildung Nr. 265); und die „Verleumdung" rast, ein Sinnbild des weiblichen Sadismus, mit gellendem Geschrei durch die nächtliche Stille und würgt mit Schlangen Hals und Glieder ihrer Opfer (vgl. große Beilage in Schwarz und Gelb nach einem Gemälde von Hoorn). — Wie sich das Thema von der Machtbewußten im konkreten Fall novellistisch gestalten läßt, zeigt folgende, psychologisch sehr interessante Erzählung von Arthur Schubart, die ich etwas gekürzt wiedergebe. Sie erschien 1909 in der Münchener „Jugend" unter dem Titel „Der Vampyr".

256. Sie ist der Machthaber. Französisches Flugblatt. [illegible]

Heut sein's vierzig Jahr seit dera Nacht, wo mir die G'schicht da passiert is. Aber weiß, mir is alls no so genau im Gedächtnis wie wann's erst

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.





Das Lever der gnädigen Frau

Italienischer Kupferstich von Pietro Longhi aus der Mitte des 18. Jahrhunderts

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

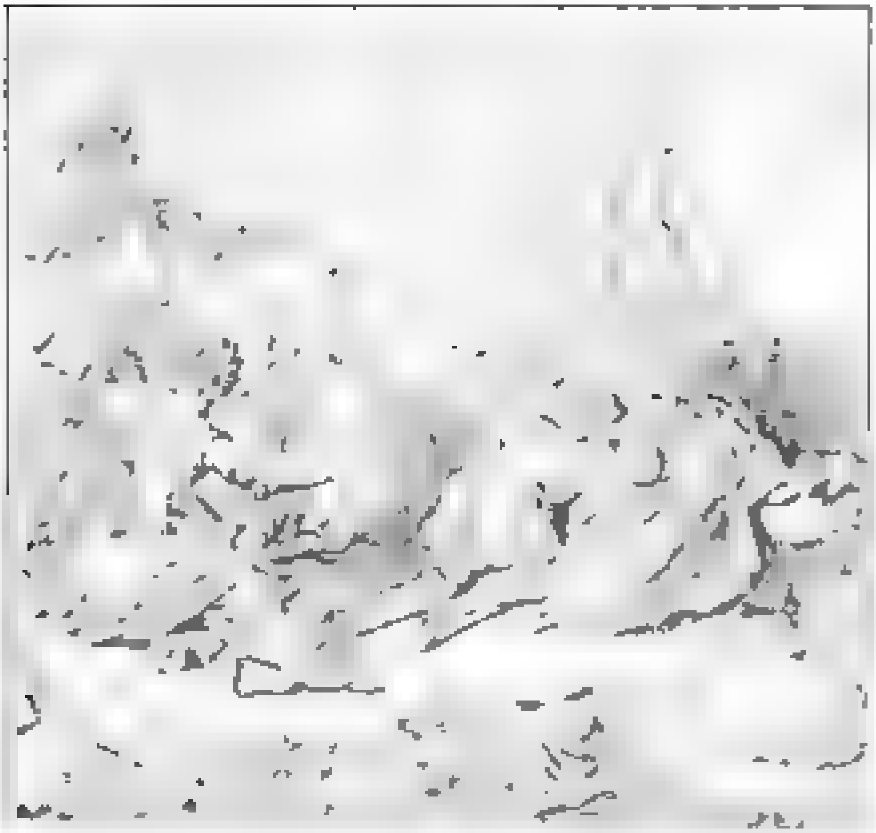
257. Die [illegible]. Kupferstich von W. Hogarth

[illegible]

258. Die Toilette der Venus. Kupferstich von Duflos nach einem Gemälde von Boucher

schaut dabei ihrn Mann a so an, wie wann dieser Red' eahm golt'n hätt'. ... Na nimmt s' mer mei Butterbrot aus der Hand, beißt davon ab, gibt mers z'ruck und sagt: Da ... jetz hast an Andenk'n. — I hab net gleich gwußt, wie sie's gmeint hat, bis i na ihre Marderzahnln hab abdruckt gsehn in mein Brot. Da hats wieder glacht und hat gsagt: Schad, daß 's net lebendi is so a Brot, da wär's noch viel besser! ... Z'erst han i mer denkt, bei der is 's net richti im Oberstübl, aber wie i die Augn hab gsehn, die wo s' dabei gmacht hat, da is mer a Liecht aufgangen. Grad a so grausam hat s' gschaut wie vorher, wie s' ihrn Hund hat verprügelt. Des is fei Abenteuer net', han i denkt und hab s' auch net spinna, g'rad is des meiner Lebtag net. Der ihr Mann möcht i net sei', da wär mer Angst.

— In der Früh na san mer zu dritt z'erst auf'n Hahnfalz. — Wann nur mei Frau schießt, hat der Siemandl allweil gsagt, und hat si gfreut mit ihrn Pelz, den wo die Frau do ... hat umghabt. Aber na, der Hahn hat net mögn denselbigen Tag. ... Den andern Morgn um zwei san mer wieder auf'n ... Der Siemandl hat's scho bald nimmer dermacht, mitsamt dem, daß er denselbn Pelz von der Frau nimmer tragn hat. ... Na, der Hahn hat halt wieder net gfalzt. ... Kommt ja diesam vor, daß s' allzamt verschweign im ganzn Revier, du weißt net warum. ... Ich hab's satt! hat der Konsul gseufzt und hat sich glei niederglegt, wie mir heim kommen san. D' Frau aber hat d' Lippen z'sammbissn und d' Stirn dazu grunzelt und hat zu mir gsagt: Jetzt muß er erst recht her, der Kerl, und wenn ich zehn Nächt drauß' gehn muß. ... Allen geh i net mit der, han i mer denkt. I hab scho gspürt, daß 's Reden nimmer gholfn hat mit mir. Wann s' mi angschaut hat, is s' mer ganz damisch worn, wie wann i an starkn Wein trunken hätt. Und sie hat's bald auch g'merkt, wie's in mir ausgschaut hat, weißt, ... 's is a teils gwen, wo und des kann ja überhaupts d' Weiber glei los, wann s' wo a Feuer ham glegt. — Du verschlafst mer gut auf dem Hahn' denk mer i, wie i mi niederleg denselbign Abend. Aber weißt, schlafn han i net könnt. Allweil hab i des Weib vor meiner gsehn mit ihrn seltsamen Gschau und hab ihr Lachen in die Ohrn ghabt und den scharf Riechwasser gschmeckt, des wo s' in ihrn Tüchl hat drin ghabt. Umanand han i mi gwurln und kei Aug hab i zutan könnt und heiß und kalt is s' mer ummandt gwen, wie wann i Fieber hätt ghabt in die Adern. Nur a Fieber is 's über mi kommen, ... san'. So hat s' mi verhert ghabt derweil in dene zwei Tag. I schäm mi heut no, wann i dran z'ruckdenk, aber schön is 's do gwen, arg schön! ... Aber redn ham i s' net, han i mer allweil vorgsagt und hab de ihrn Blick net verwendt von der Uhr, ob 's denn no net bald Zeit wär zum Wecken.



259. Gesellschaftsspiel. Nachzeichnung von [illegible]. 1718

Da auf amal geht d' Kammertür auf. D' Frau steht da und fertig zur [illegible] und sagt: Auf, Bursch! Der Hahn muß fallen! — Aber gnä Frau! Soll i 'hn net wecken? Wir zwei so allein drauß im Holz ... des kennt si na de Leut' net schicken, han i gsagt wie im Traum und hab nur grad a so gwürgt an die Wort ... Den laß nur schlafen, Bursch! Was sich schickt, weiß ich schon selber! Du hast zu folgen! Mach weiter jetzt, marsch! Gibt s' mer zur Antwort und geht aus der Stubn.

Wie i s' einhol drunt'n im Angarten drauß, dreht sie si um und sagt: Gel, Walpurgis is heut? — Ja wirkli! Da dran hätt i net denkt! sag i, und dabei hat's mi kalt überlaufn. Hast Angst vor mir, Bursch? lacht d' Frau ganz spöttisch, ich hab gmeint, du scheust dich vor nix und vor niemand?! — Is auch a so, sag i ganz frech, aber gheuer is 's mer nit gwen dabei. — Na, Alois, sagt s' und schaut mi recht

jetzt bleibst du da, ich spring allein an" sagt s' und is weg. I steh no ganz damisch und hätt gar net gwißt, ob i tram oder wach, wann mer 's Blut net wär abigloffn.

Da fallt a Schuß, der Hahn poltert ab und glei drauf hör i d' Stimm von der Frau: „Daher Bursch, daher!" Wie i zuwikomm, schlagt der Hahn im Schnee umanand, d' Frau aber steht daneben, klatscht in d' Händ und schaut so grausam dabei, daß 's mer ganz anders is worn. Wie s' mi gwahr wird, ruft s': „Apport! Bursch! hörst, apportiern sollst mer den Hahn!" — „Naa, des tu i net, i bin koa Hund net, daß Sie's grad wissn!" „Na wart, Trops!" faucht s' wie a Katz und ... schlagt mi mit ihrer Peitsch übers Gsicht.

Da han i nimmer an mi halten könna. Mir is 's gwen, wie wann mer all des inwendig Feuer wär aufigfahren zum Kopf. Rot und blau is 's mer worn vor die Augn ... pack han i d' Frau, niedergworfn in 'n Schnee und ... no ja ... den hätt i sehn mögn, der wo 's mit dreiazwanzg Jahr anders hätt gmacht als wie i ... Ganz narrisch bin i gwen ... Sie is still gwen dran, han i mer denkt, geht's, wie's mag ... Sie aber hat si net gwehrt, naa, grad allweil gstreichelt hat s' mi mit ihre klein kalte Handerln und grad glei tan mit mir und aufgseufzt dazwischen: „Endlich amal a Mann, endlich!"

No weißt, wie mer des Schwerb gmacht, han ... und im Abigehn han i gsagt: „Was is 's no, schießn mer morgn nochmal an Hahn mitanander?" — Da hat s' mi angschaut, wie wann ihr grausst hätt vor meiner und Augn hat s' gmacht so feindl. und kalt, wie wann s' mi durch und durchstechn wollt und na hat s' gsagt ganz verächtli: „Nein, Bursch! Schwarzbrot ißt man nur mal zur Abwechslung!"

Leider muß ich mich des beschränkten Raumes halber mit einem so ausführlichen literarischen Beispiel begnügen, sonst würde diese Arbeit leicht den vierfachen Umfang erreichen, wollte ich mehr, als nur Stichproben, aus meinem Material geben. Das Benehmen des Ehemanns ist klar, er ist von Natur der willige Untertan seiner Frau, die ebenso von Natur die Herrschsucht im Blute hat. Bemerkenswert ist, daß auch der trotzige Bauernbursch der Faszination unterliegt. Daß sie auf seine Schultern steigt und so zur Jagd reitet, scheint phantastisch. Aber wir haben bereits in Abbildung Nr. 168 einen italienischen Kupfer aus dem Jahre 1550 gesehn, der genau dieselbe Szene darstellt. Ich werde auch ethnologische Belege dafür bringen, daß ein solches Reiten auf Männern in Wirklichkeit vorkommt.

* * *

Der anbetende Mann. Im vorigen Kapitel war ausgeführt worden, daß dem herrischen Manne die komplementäre Ergänzung auf weiblicher Seite fehle. Eigentlich sollte es ja gar keiner weiteren Worte darüber bedürfen, daß die Anbetung des Weibes etwas Natürliches und Selbstverständliches ist, die Anbetung des Mannes aber eine regelwidrige Sache. Aber wenn man sich etwas an den Schuhsohlen abgelaufen hat, findet man hinterher, daß es lebensfremden und gelehrt tuenden Perücken total unbekannt ist. Wären nicht diese Haarbeutel mit ihrem schwülstigen Phrasenunfug und würden sich nicht die „Gebildeten" vor ihrem diktatorischen Schnarren verlegen ducken und sich von diesen Popanzen der Liebeswissenschaft ruhig beschimpfen lassen, ich hätte mir wahrlich die Mühe sparen können, dies Buch zusammenzustellen. Und wer sich von den am Irrenhausgeschäft beteiligten Jesuiten-Patres der medizinischen Fakultät einen Grenzpfahl setzen läßt, jenseit dessen die Pathologie der Anbetung des Weibes beginnen soll, der sehe nur zu, daß ihn nicht die gesündesten, schönsten, temperamentvollsten Weiber zu allererst auslachen oder ihm entsprechende Nasen drehn. Willst du genau erfahren, was sich ziemt ..., bitte! Die Zöpfe haben ja davon keinen blassen Dunst.

Vielleicht ist gerade einer von diesen ausgezeichneten „Seelenärzten" an der Arbeit, um zu beweisen, daß **Knut Hamsun** „zwar nicht eigentlich geisteskrank, aber doch geistig krankhaft" sei, weil er in den „Mysterien" einen Mann folgendermaßen reden läßt:

„Und Dagny würde siegen ... Wie mächtig sie war, dieses Geschöpf! Er begriff den armen Menschen, der nicht ohne sie leben wollte, den mit dem Stahl und dem letzten Wein, er wunderte sich nicht mehr über

LE COCU BATTU ET CONTENT

261 Geschlagen und zufrieden. [illegible]

[illegible] Die erboste Gattin

Porzellangruppe aus dem 18. Jahrhundert

ihn; der Krumme hatte es aufgegeben, und was hätte er sonst auch zu tun gehabt? ... Wie ihre blauen Samtaugen funkeln werden, wenn nun auch ich denselben Weg gehe! Aber ich liebe dich, liebe dich auch dafür, nicht nur um deiner Tugenden willen, sondern auch für deine Bosheit. Du quälst mich nur allzusehr mit deiner Überlegenheit, weshalb duldest du, daß ich mehr als ein Auge habe? Du solltest das andre nehmen, ja alle beide, du solltest dich nicht drein finden, daß ich in Frieden auf der Straße gehe und daß ich ein Dach über dem Kopfe habe. Du hast Martha von mir gerissen, ich liebe dich trotzdem, und du weißt, daß ich dich trotzdem liebe, und du hohnlachst darüber, und auch darum liebe ich dich, weil du hohnlachst. Kannst du mehr verlangen? Ist das nicht genug? Deine langen weißen Hände, deine Stimme, dein helles Haar, deinen Geist und deine Seele liebe ich wie nichts andres, und ich kann mich nicht bergen davor, und ich weiß mir nicht mehr zu helfen, der Herr helfe mir! Ja du magst mich herzlich gern noch mehr verhöhnen und über mich lachen; was tut das, Dagny, wenn ich dich liebe? Ich sehe nicht ein, daß es weder davon noch dazu tut; meinetwegen magst du tun, was dir einfällt, und deshalb bist du in meinen Augen doch ebenso schön und ebenso liebenswert, das gestehe ich willig ein. Ich habe dich auf irgend eine Weise enttäuscht, du findest mich elend und schlecht, du hältst mich zu allem Schlimmen fähig; wenn ich meinem [illegible] durch irgend einen Betrug abhelfen könnte, so würde ich es sogar tun! Ja und was weiter? Wenn du es sagst, so ist es für mich auch so, und ich versichere dich, daß meine Liebe zu dir anfängt zu jauchzen, wenn du es auch sagst. Selbst wenn du mich geringschätzig ansiehst, oder mir den Rücken kehrst, ohne auf eine Frage von mir zu antworten, oder wenn du auf der Straße versuchst, mich einzuholen, um mich zu demütigen, auch dann zittert mein Herz dir vor Liebe entgegen. Du magst mich verfluchen, ich betrüge keinen von uns jetzt, aber es ist mir auch gleichgültig, ob du wieder [illegible], es verändert mein Gefühl nicht, so ist es. Und wenn ich einmal einen Diamanten fände, so müßte er Dagny heißen, weil schon dein Name allein mich heiß macht vor Freude. Soweit gehe ich sogar, daß ich deinen Namen unablässig hören möchte, ihn nennen hören von allen Menschen und Tieren und allen Bergen und Sternen, daß ich taub wäre für alles andre und nur deinen Namen hörte in meinem Ohr wie einen endlosen Ton, Tag und Nacht, mein ganzes Leben hindurch. Ich möchte einen neuen Eid finden dir zu Ehren, einen Eid zum Gebrauch für alle Völker auf Erden, nur dir zu Ehren. Und wenn ich dadurch sündigte und Gott mich warnte, so würde ich sagen: schreib es auf für mich, ich bezahle es mit meiner Seele, wenn die Zeit gekommen ist und die Stunde schlägt ...

Verdächtig dürfte auch sein, was Selma Lagerlöf im „Gösta Berling" vorbringt

(Der Bauermann Christian Bergh beschimpft die Majorin beim Festmahl. Plötzlich kommt er zur Vernunft.) Ich bin betrunken, schreit er auf, ich weiß nicht, was ich sage. Ich habe nichts gesagt. Vierzig Jahre lang bin ich nichts gewesen als ihr Hund und Sklave, ihr Hund und Sklave, weiter nichts. Sie ist Margarete Celsing, der ich mein ganzes Leben lang gedient habe. Ich sage nichts Böses über sie. Sollte ich der schönen Margarete Celsing etwas Böses nachsagen? Ich bin der Hund, der ihre Tür bewacht, der Sklave, der ihre Lasten trägt. Sie darf mich mit Füßen treten, sie darf mich schlagen. Ihr seht ja, daß ich dulde und schweige. Ich habe sie vierzig Jahre lang geliebt. Wie könnte ich ihr etwas Böses nachsagen? Und ein merkwürdiger Anblick ist es, wie er sich nun ihr zu Füßen wirft und sie um Verzeihung anfleht. Und da sie auf der andern Seite des Tisches sitzt, rutscht er auf seinen Knien um den Tisch herum, bis er ihren Platz erreicht; da beugt er sich nieder, küßt den Saum ihres Gewandes und benetzt den Fußboden mit seinen Tränen. Auch der Held Gösta Berling selber hat solche Anwandlungen. Es heißt von ihm in bezug

THE
JOHN CRE[illegible]
LIBRARY.

Im Vorhof der Ehefreuden. Anonymer Farbstich um 18[illegible]8

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

Das Ordensfest der Hahnreie vor dem Thron J. M. der Untreue   Farbiger Kupfer um 1815

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

263. Und Abends wird gerauft. Italienischer Kupfer nach einem Gemälde von F. Majotto. Um 1775

auf die Gräfin Dohna. Er begehrte nur, ihr dienen zu dürfen, wie ein Page seiner hohen Herrin dient, ihr die Schlittschuhe anschnallen, ihr das Garn halten, ihren Schlitten lenken zu dürfen. Von Liebe kann zwischen ihnen keine Rede sein. Er ist gerade der Mann, der in einer romantischen ungefährlichen Schwärmerei sein Glück finden kann.

Bei Casanova war offenbar schon mehr als „Perversität", eine richtig gehende „Perversion" vorhanden.

Meine Schöne brachte sich versehentlich einen tiefen Schnitt am Finger bei, stieß einen lauten Schrei aus, hielt mir ihre schöne Hand hin und bat mich, ihr das Blut auszusaugen. Wie man sich denken kann, ergriff ich schnell eine so schöne Hand, und wenn mein Leser verliebt ist oder es jemals war, so wird er erraten, wie ich mich meiner angenehmen Aufgabe erledigte. Was ist ein Kuß? Ist er nicht der glühende Wunsch, einen Teil des geliebten Wesens in sich einzusaugen? Und das Blut, das ich aus dieser reizenden Wunde sog, was war es anders, als ein Teil des von mir vergötterten Wesens? Als ich fertig war, dankte sie mir zärtlich und sagte mir, ich möchte das ausgesogene Blut ausspucken. „Es ist hier", sagte ich, indem ich meine Hand auf das Herz legte, „und Gott weiß, welchen Genuß es mir bereitet hat." „Sie haben mein Blut mit Genuß verschluckt? Sind Sie denn Menschenfresser?" „Das glaube ich nicht, gnädige Frau, aber ich hätte befürchtet, Sie zu entweihen, wenn ich einen einzigen Tropfen hätte verloren gehn lassen."

Porisko spricht in seinem erschütternden Bekenntnisbuch „Meine Hölle" von jenem Weib, die man „Hoffnung" heißt:

Die Hexe Hoffnung sitzt uns im Nacken und reitet uns … wir sind alle von ihr besessen, von dieser launischen, verräterischen, teuflischen Dirne, die unserer Eitelkeit Fallen legt; ihre liebliche Schminke täuscht uns täglich immer wieder, und immer wieder umnebelt sie unsere klaren Sinne und peinigt uns durch das wieder

[illegible]

Das ist gewiß im übertragenen Sinne gemeint; aber man sieht daneben, was die Gräfin [illegible]

[illegible] Das ist alles buchstäblich wahr.

Und ein starker Trost ist es gewiß [illegible] — [illegible] Der junge Goethe konnte Franz, den Liebestrunkenen, bekennen:

[illegible] habe mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Tür hinausgekommen bin.

Und auch „Schöne Part" [illegible] im „Tagebuch" seine Grillen zeigte:

Denn so hat sie aus des Stalles Nacht
Einen Rappen, ungeputzt und ungezogen,
Unter ihrem Brusttuch hervorbetrogen,
Unter die [illegible] Kompagnie gebracht
Und mit den andern [illegible] gemacht.

Bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich!
Wir sehen und ach! wie gut
Scheinen sie zu sein! Ich habe mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

264. Der Dreibund. Italienischer Kupfer nach einem Gemälde von F. [illegible]. Um 17[illegible]

265 Ein wüstes Weib. Politische Karikatur von Rowlandson

„Ihr fraget: Ich? Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, grad aus.
Ich bin der Bär
In einen Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit:
Dazu bin ich zu wütig heut.

Denn ha! steh' ich so an der Ecke
Und hör' von weitem das Geschnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm
Und renne rückwärts eine Strecke
Und seh' mich um
Und brumm
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu rasen,
Ein mächt'ger Geist schnaubt aus der Nasen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Tor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken
Ich sträube meinen borst'gen Nacken,
Zu dienen ungewohnt.
Ein jedes aufgestutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Bowlinggreen,
Vom niedlich glatt gemähten Grase.
Der Buchsbaum zieht mir eine Nase,
Ich flieh' ins dunkelste Gebüsche hin,
Durchs Gehege zu dringen,
Über die Planken zu springen!
Mir versagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünstelten Kaskaden
Und kau' und wein' und wälze halb mich tot,
Und ach! es hören meine Not
Nur porzellanene Oreaden.

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft ist warm, ist blütevoll.
Ach! singt sie wohl, daß ich sie hören soll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträucher nieder,
Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so — zu ihren Füßen liegt das Tier.

Sie sieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpsig, knollig!"
Sie streicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken,
Er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinne jucken!
Und sie sieht ganz gelassen drein.
Ich küß' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,

So artig, als ein Bär nur mag,
Ganz sachte heb' ich mich und schwinge mich verstohlen
Leis an ihr Knie — Am günst'gen Tag
Läßt sie's geschehn und kraut mir um die Ohren
Und patscht mich mit mutwillig derbem Schlag
Ich knurr', in Wonne neu geboren,
Dann fordert sie mit süßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur
So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen,
Es hofft der oft betrogne Tor
Doch will er sich ein bißchen nützlich machen,
Hält sie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe —
So läßt sie den zerstörten Armen gehn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still,
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn,
Seitblickt mich spöttisch an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft
Doch sendet ihr mir keine Hilfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder
Ich fühl es! ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Heine hat sich's meistens leicht gemacht mit der Reimerei, aber immerhin

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du schöne Sonne

266. Das Dessert der Stiefmutter. Kupferstich von Gillray. 1786

Gieb mir Küsse, gieb mir Wonne,
Sei mir gütig, sei mir gnädig,
Schönste Sonne unter den Mädchen,
Schönstes Mädchen unter der Sonne!

In der „Vorrede“ zur dritten Auflage des Buchs der Lieder ist ihm das Weib die verhängnisvolle Sphinx mit den Löwentatzen:

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloß,
Die Giebel hochaufstiegen.

Verschlossene Fenster überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien, als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Tor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw',
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib. Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß,
Ich konnt' nicht widerstehen —
Und als ich küßte das holde Gesicht,
Da war's um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küsse lodernde Glut
Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich, wollustheischend,
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang „O schöne Sphinx!
O Liebe! Was soll es bedeuten,
Daß du vermischest mit Todesqual
All' deine Seligkeiten?

O schöne Sphinx! O löse mir
Das Rätsel, das wunderbare!
Ich hab' darüber nachgedacht
Schon manche tausend Jahre!“

267. Die Nachtruhe. Wiener Karikatur. Um 1810

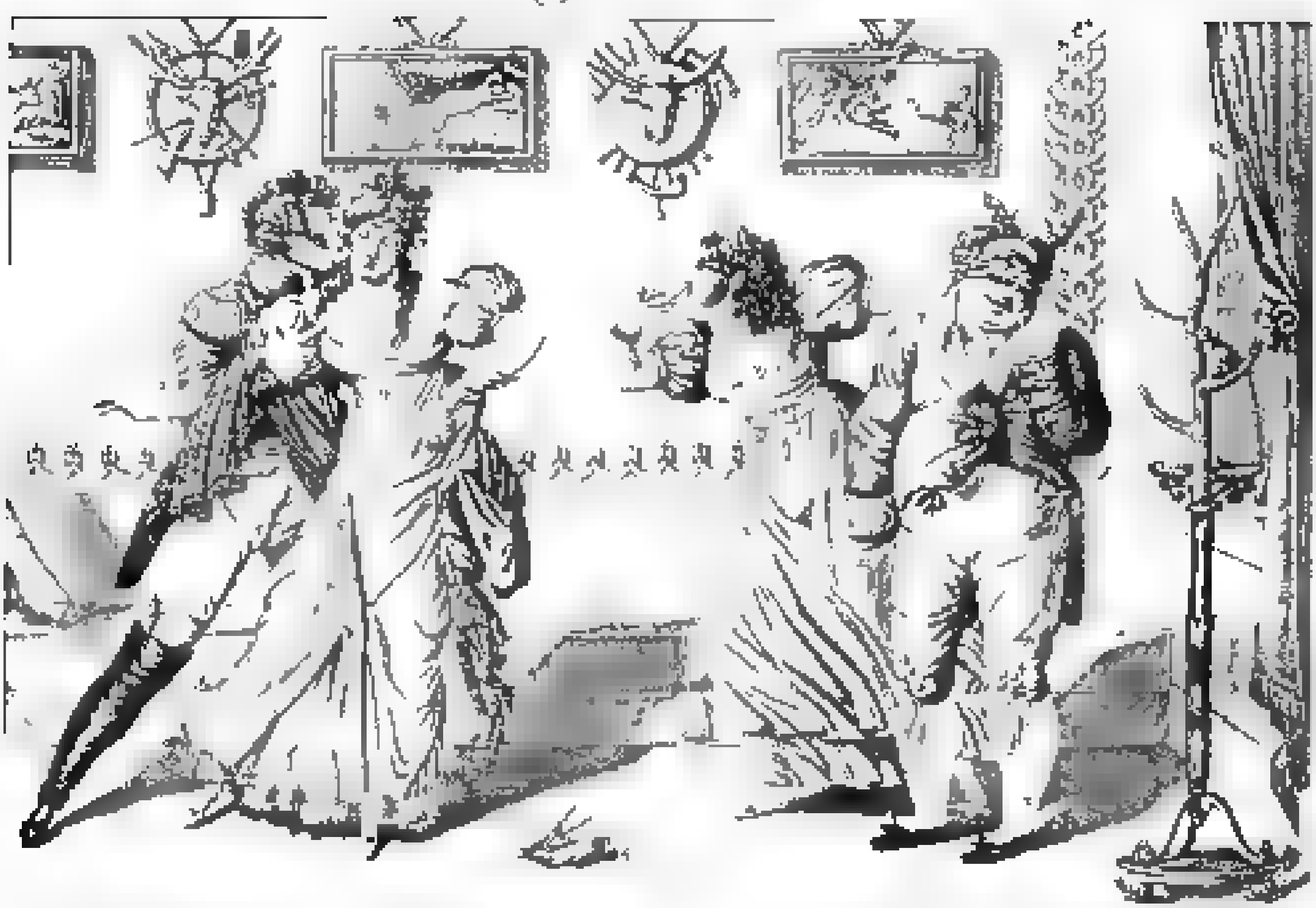
Schlagen wir zwei Jahrtausende in der Dichtkunst zurück und hören den Properz in einer seiner Elegien:

Weshalb wunderst du dich, daß ein Weib mein Leben regieret
Und mit strengem Gesetz herrisch dem Manne gebeut?
Ehernes Joch hat schon dampfschnaubenden Stieren Medea
Aufgelegt und die Saat eherner Schlachten gesät.
Sie hat den gähnenden Rachen des blutenden Drachen geschlossen,
Daß in des Aeson Haus käme das goldene Vließ.
Trotzig zu Roß, mit Pfeilen der Danaer Flotte zu drängen
Hat die Mäotin einst, Penthesilea, gewagt.
Aber nachdem ihr die Stirn bloß war von dem goldenen Helme,
Ward von der Schönheit Macht selber der Sieger besiegt.
Glänzender strahlete noch Anmut von der lydischen Jungfrau
Omphale, da sie den Leib spülte im gygäischen See,

268. Lady Hamilton. Ausschnitt aus einem größeren Kupferstich von Gillray

Daß, der als Zeichen des Friedens dem Erdkreis Säulen gesetzet,
Er mit der nervigen Faust, drehete weiches Gespinnst.

Frank Wedekind hat im 1. Jahrgang des „Simplizissimus" ein Gedicht veröffentlicht, „Kathja" betitelt, später in der Ausgabe seiner gesammelten Werke „An eine grausame Geliebte" genannt. Daneben ist eine blattgroße Zeichnung von **Slevogt**, mit starker Bewegung und visionär hingeworfen. Technische Schwierigkeiten erlauben leider die Reproduktion an dieser Stelle nicht. Ein bleiches Weib mit glühenden Augen, im feuerroten Mantel, das Hifthorn in der Linken, schwingt die Peitsche über der winselnden Meute, während ein Mann, nackt, am Erdboden hingekrümmt, nach ihrem leuchtenden Bein hascht und es in Küssen verzehrt:



269. Blindekuh. Französischer Kupfer. Um 18[illegible]

Hetz' deine Meute weit über die Berge hin,
Sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.
Gib ihr die Peitsche, gewaltige Jägerin,
Sieh, wie sie dir winselnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke springt,
Eh' die Beut dir entgegensteht, wenn dein Hifthorn klingt,
Eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den dumpfen Schrei,
Eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing' deine Peitsche! Dein gellendes Halali
Tönt wie des Todes wilder Triumphgesang.
Das Auge, blutunterlaufen, sterbensbang,
Späht nach dem Wild deiner Lust und erblickt es nie.

„Das zertretene Herz" ist ein Motiv, daß auch in den bildlichen Künsten beliebt ist (vgl. Abbildung Nr. 432). Karl Bulcke hat es in Verse gebracht:

Trüb war mein Herz den ganzen Tag,
nun wird es trüber und trüber,
Trompeten und Geigen und Paukenschlag
Du tanzt mir lachend vorüber.

Es jauchzen Flöte und Klarinett,
du lachst so selig, du Süße
da springt mein Herz auf das blanke Parkett
und rollt dir unter die Füße

Es hüpft wie ein roter Kinderball
und hüpft und will nicht ruhen,
es folgt im Saal allüberall
deinen kleinen tanzenden Schuhen.

Die Damen und Herren lachen wie toll,
wie klingt doch Lachen so herzlich!
Ich bücke mich tief und kummervoll
und lächle selber schmerzlich.

Da seh ich dich plötzlich vor mir stehn,
du hast so rührend gebeten
Verzeihung — es ist nicht mit Absicht geschehn!
ich habe Ihr Herz zertreten.

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

In den Fängen des Vampir

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

4. Anonyme Lithographie. Um 1840

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

270. Das Hauskreuz. Bamberger Flugblatt. Um 1815

Franz Werfel zeichnet den „armen Studenten, süße vornehme Frauen anbetend"

Wenn Ihr vorüberzieht
Leicht und erhaben,
Senkt sich das Augenlid
Schüchternem Knaben.

Wenn Ihr zu Wagen steigt
Freundlich gelassen,
Wenn Ihr im Gruß Euch neigt,
Kann ichs nicht fassen.

Haus und Konditorei
Warten bescheiden.
Park läßt Euch nicht vorbei,
Ohne zu leiden.

Kaufhaus, wie Ihr gebeut,
Dient Euch in Scharen,
Loge ist hocherfreut,
Euch zu bewahren. –

Alle sind mehr, als ich,
Sofa und Steine.
Ach, so verbleibt für mich
Sehnsucht alleine.

Abendlich angeschwellt,
Will ich enteilen,
In naher Villenwelt
Hügelwärts weilen.

Stampfend und schüttelnd g'nug
Reizenden Wegen
Trägt mich der Vorortzug
Tönend entgegen.

Rühmlichsten Pavillon
Will ich ersteigen.
Nacht, sie empfängt mich schon,
Wirklich zu schweigen.

Will ohne Liebesdank
Talhin mich spielen.
Will nichts, als stundenlang
Fühlen und Fühlen.

Der Anonymus Dr. K. L. hat 1895 in einer sehr originellen Form unterm andern auch die Anbetung des erotisch faszinierenden Weibes geschildert. Es handelt sich um das Büchlein „Lustige Thaten und Ebenteuer des alten Klosterbruders Hannes von Lehnin", das durch seinen übermäßig verschnörkelten altertümlichen Stil sofort die Mystifikation verrät und wohl auch niemanden so hinter's Licht geführt hat, wie etwa die „Contes drolatiques" des Honoré de Balzac selbst gerissene Literaturkenner hineinlegten. Die Szene spielt in Konstanz zur Zeit des großen Konzils

ware dahero Bruder Hannes nu wie umgewandelt, litte an unmeßlicher Brunst und Glut, solcher folgete große Tristifikation, indeme er all die schönen Kurtisanen, Buhldirnen und Weibsbilder sahe, ausgerüstet mit aller Verführbarkeit der heidnischen Fraue Venus, so sich alle hier eingestellet, zu erhellen und zu erleuchten das geistliche Verständnus der patres concilii. Verzagete fast und wurde toll in seinem Hirn, indeme er nicht wußte, allwie er es machen sullte, an diese Syrenen zu kummen, so auslegen und frequentireten die Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, item Großmeisters, Legaten, Prinzen, item Herzoge und Markgraven, und solche traktireten und maltraktireten, als sein es simple Bürgerlein west

271. Die Liebesbrücke. Kupfer von [illegible]

Stieße er am anderen Tags auf der Gassen auf solche falsche Prinzeß, so sich in ihrer Sänfte von reich geschmückten Pagen tragen ließ, sich auch in sündhafter Lust in den weichen Kissen wälzete, gleich der Sau in ihrer Pfütz, bliebe der gute Bruder stehen, gleichsam als seye die Maulseuche über ihn kommen, gleich dem Hund, so in der Luft ein Fliegen fanget und schnappet, item entbrennete noch mehr in Brunst und Liebeslust denn jemalen vorher.

Zu wissen nämlich, allwie diese Schöne, so Namen Isabella hatte, die kostbareste, eigenwilligste Buhlin der Welt ware, passirete für die allerschönste auf Erden, so in allen Künsten der Lieb erfahren und experimentiret, denn kein andre, übete dazu eine Macht über die Männlein, so nit ihresgleichen unter der Sonnen, also daß sie die Kardinäl schimpfete und maltraitierete, item Kurfürsten und Markgraven, so alle wie die demütigen Hündlein vor ihr krochen, auch gleich diesen die Hand leckten, so sie züchtigete. Hatte auch in ihren Diensten viel Lanzknecht, Herren, Artschiere, so nur danach strebeten, ihren Willen zu hören und danach zu thun, dermaßen, daß sie nur brauchete den Mund zu öffnen, massakerirten solche nach deren Willen und Gebot diesen oder jenen. Solches kostete ihr nur ein Lächeln, und es wäre geschehen um den Mann, ginge so weit, also daß ein welscher Hauptmann, Namens Barzanti, welcher in Diensten des Königs von Frankreich stund, sie alltäglich fragete, ob er diesen oder jenen, so sie beleidiget durch Wort oder Blick, kapaunen, spießen, schießen, hängen oder brüßeln solle, also daß Pfaff und Herre vor diesem Bösewicht Furcht und Bangen kriegete. Summa summarum waren nur die Kardinäl und Kurfürsten, mit welchen diese Fraue Isabella sich accomodirete, hatte solche am Narrenseil, gleich den Hündlein, so nach ihres Herren Pfeif tanzen und sprangen allein durch ihre Kasten der Lieb, item ihr liebeliches Wesen auch Geräglein, welche die tugendhaftesten, ehrenhaftesten Männlein, so kalt wie Marbelstein, gefangen wurden und hängen blieben gleich den armen Vöglein auf den Leimruten des Voglers. Lebete somit geehret, geliebet und respektiret wie eine wahre Prinzeß, nennete sie auch alle Welt nach Art der Welschen Madame, also daß Kaiser Sigismundus, da eine tugendhafte und ehrsame Edelfrau hierob klagete, ihr antwortete: „Weiß gar wol, allwie die züchtigen und frommen Weiblein

das Röcklein heiliger christlicher Tugend trügen, indeß die Frau Isabella die süßen Irrtümer derer heidnischen Fraue Venus lehrete, könnte aber dagegen nichts thun.

(Hannes ist endlich im Tête-à-tête mit ihr. Ein Bischof dringt störend ein und will ihn hinausweisen.) Weichet nit von der Stell, mein Pfäfflein! schrie die Fraue Isabella und ware im Zorn fast schöner zu schaun, denn in der Lieb, dieweile sich ihrand Zorn und Lieb vereinten. Weichet nit von der Stell, mein Freund! Ihr seid hie zu Haus. Daraus der gute Bruder Hannes erkannte, alwie nur er von der schönen Buhlin geliebet ward. Lehret Ihr nit dem Volk alltäglich und stehet nit also geschrieben, daß ihr vor Gotte im Thale Josaphat dereinst alle gleich sein werdet? fragete sie den Bischof. — Solches ist eine inventio des Teufels, so in der Bibel stehet, antwortete der lästerliche Pfaff, den das übermäßig und unmeßlich Fett fast erstickete. So seid denn gleich vor mir, sintemalen ich Euer Göttin hie auf Erden bin, erwiderte Fraue Isabella, wollet ihr nit, daß ich Euch bei Eurem Halse aufhenken und erwürgen lasse, welches ich schwöre bei der Allmacht meiner tonsur, so noch jederzeit werth ist die des heiligen Vaters zu Rom.

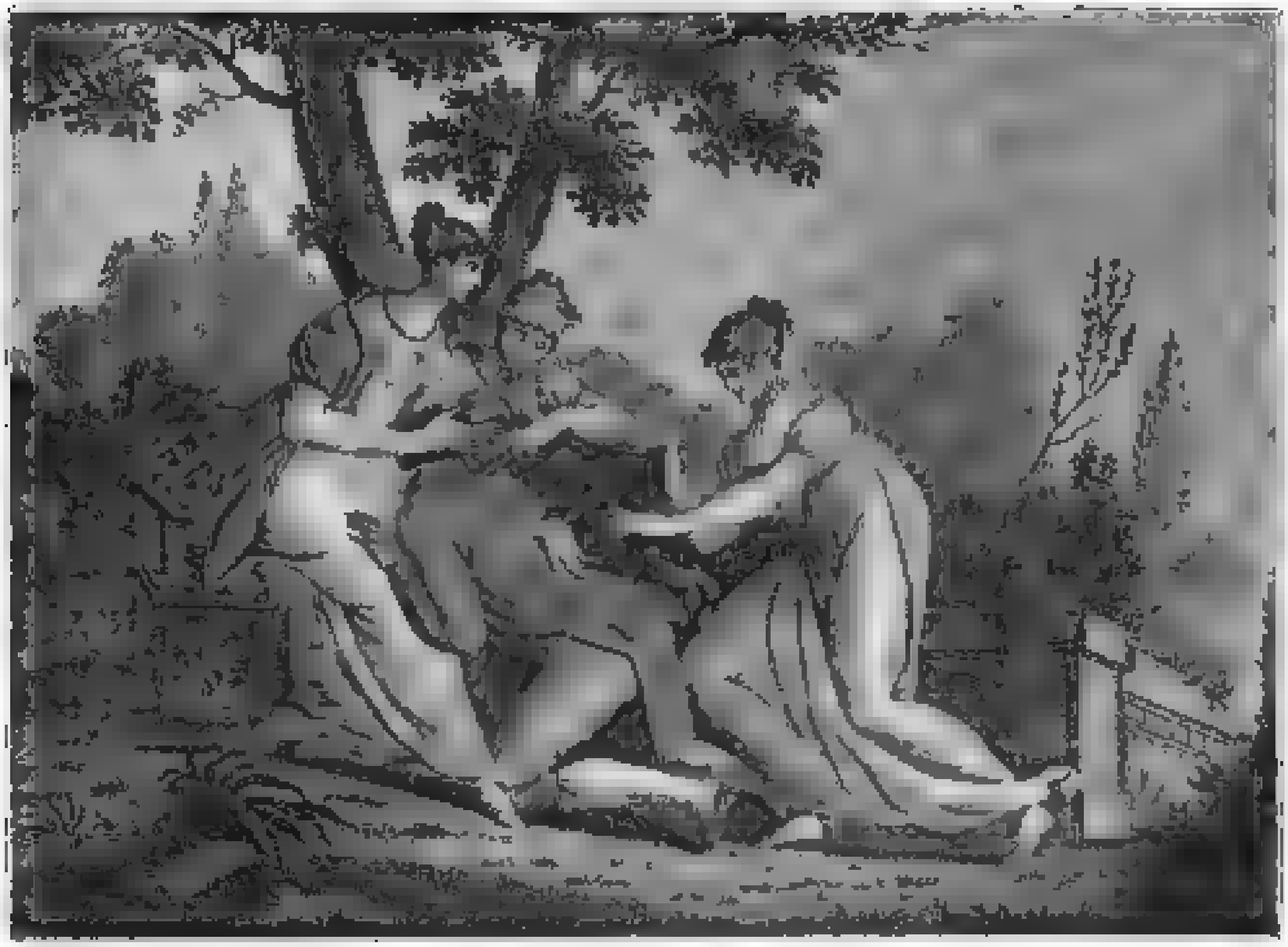
(Ein Kardinal kommt weiterhin dazu und Hannes läßt sich scheinbar durch ein Geldangebot fortlocken.) Fraue Isabella seufzete danacher tief auf. Hätte dazu das ganze menschliche Geschlecht, so sie es in ihren Handen gehalten, gar arg traitiret und maltraitiret, dieweil sie in Liebesfeuer und Wuth zu dem Mönchlein entbrennet war, und ihr solches beid zu Kopf gestiegen, also daß ihr die Flammen hievon über selbigem lichterloh zusammenschlugen. Hatte auch große raisons zum Zorn, maßen es ihr zum ersten Male geschahe und arrivirete, daß ein Männlein sie ausschluge und verachtete, zumalen solch elend Mönchlein.

(Um den Bischof zu entfernen, befolgt der Kardinal den schlechten Rat des Hannes und giebt an, er komme eben von einem Diphtheriekranken, als er nun zärtlich werden will, bricht Madame Isabella aus.) Ha! schrie sie und trat zurücke, Du willst also meinen Tod, Du Narre der Frau Kirche? Kummet alles bei Dir nur drauf an, Dich zu divertiren und zu ergötzen, Du Baalspfaff und heidnischer Oberpriester, mag ich und mein Liebesbrünnlein drob zu Grunde gehn! Möchtest mich massacriren, danacher mich trösten damit, daß Du mich canonisiren wollest! Hast die Halswürge und Dich verlanget nach mir? Eile, daß Du von dannen kommst, Mönch ohne Hirn und Verstand. Rühr mich nit an, schrie sie, dieweil sie sahe, wie er sich nahete, weißt Du nit, daß ich Dich mit diesem Dolch zur Höllen sende, daher Du kommen bist. Zoge die feine Buhlin dabei ein sauberes Dolchlein aus dem Sack, damit sie in derlei Verkommnisse und affaire wol zu fechten und zu agiren verstund.

272. Leichte Frauen sind schwer. Französische Karikatur. Um [illegible]

Die Wunsch-Symbolik des männlichen leidenschaftlichen Begehrens hat eine ganz bestimmte, überall und zu allen Zeiten wiederkehrende Ausdrucksform. Der Liebende möchte sich in irgend einen Gegenstand verwandeln können, der sich in der Nähe der Geliebten befindet, den sie bevorzugt, trägt oder irgendwie benutzt. Ich lasse zuerst mal wieder Heine sprechen, weil er unser populärster Liebeslyriker ist und seine Ideen-Assoziationen daher als der Gesamtheit annehmbar und von ihr gleichsam approbiert gelten müssen.

(Der Kopf spricht.)
Ach, wenn ich nur der Schemel wär',



273. „Jeu de la main chaude" Kupferstich. Um 1805

Worauf der Liebsten Füße ruhn!
Und stampfte sie mich noch so sehr,
Ich wollte doch nicht klagen ihm.

(Das Herz spricht:)
Ach, wenn ich nur das Kißchen wär',
Wo sie die Nadeln steckt hinein!
Und stäche sie mich noch so sehr,
Ich wollte mich der Stiche freun.

(Das Lied spricht:)
Ach, wär' ich nur das Stück Papier,
Das sie als Papillote braucht,
Ich wollte heimlich flüstern ihr
Ins Ohr, was in mir lebt und haucht.

Goethe hat den gleichen Ideengang, wenn er vom „Liebhaber in allen Gestalten" redet:

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch;
Und kämst du zu angeln,
Ich würde nicht mangeln.
Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir wert.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir wert.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold,
Und tätst du was kaufen,
Käm ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold

Für diejenigen, bei denen Goethe gleich hinter dem lieben Gott rangiert oder womöglich noch höher steht, bemerke ich dazu, daß nicht ich Goethe „des Masochismus verdächtige", sondern daß Goethe beweisen hilft, welche Ideengänge in einem hervorragenden Menschen lebendig werden, wenn

274. Die Silhouette. Kupferstich von Hart. Um 1785

er erotisch in Schwingung gerät. Nun wird behauptet, weil ja der Masochismus mit Gewalt zu einer unmännlichen (oder, wie man verächtlich sagt, femininen) Eigenschaft gestempelt werden soll, daß es ein Unterschied sei, ob einer nur vorübergehend den Wunsch habe, ein Pferd zu sein, das die Geliebte auf seinem Rücken trage, oder ob sich ein solcher Wunsch bei ihm dauernd fixiere, beständig nach Erfüllung strebe und schließlich in der Hauptsache zu dem Wege werde, auf dem die Erreichung gewisser Gefühlsmomente möglich ist. Ich kann das nicht einsehn, wenigstens nicht in dem Sinne, daß eine Idee oder Handlung, die zur erotisch „unfehlbaren“ geworden ist, um deswillen allein mit Ekelnamen belegt werde, weil sie, aus der natürlichen Variabilität heraus, sichtbar einzig auf die Erreichung des Lustgipfels gerichtet ist und nicht auf dem kürzesten Wege zur Fortpflanzung der Art führt. Es bliebe demnach bloß bei dem Falle des „equus eroticus“ (wie man ihn genannt hat) eine gewisse Einseitigkeit der Betätigung. Aber weiß man denn genügend darüber, wie einseitig im Grunde und letzten Endes die Mehrzahl der Menschen in der Erotik ist? Haben denn diejenigen, die sich immer ein so apodiktisches Urteil über die Angelegenheit erlauben, jemals nach diesen Tatsachen geforscht? Keine Spur. Bedauerlich ist nur, daß man ihnen nicht gleich aufs Maul geklopft und sie nach Haus an ihr gelerntes Handwerk geschickt hat.

Fahren wir also fort in der Wunsch-Symbolik. In der sogenannten griechischen Anthologie, einer Sammlung, zu der zuerst 47 vorchristliche Dichter den Grundstock bildeten, lauten einige zerstreute Verse in eigener Übertragung folgendermaßen:

Könnt' ich die Welle doch sein, und du ergingst dich am Strande:
Um die hitzige Brust wiegt' ich die kühlende Luft —

Könnt' ich die Rose doch sein, und du mit den weichesten Fingern
Nestelst mich zärtlich und mild, wo der Busen dir quillt!

Zierlicher Kelch, du saugst an dem honigsüßesten Munde:
Und ich wünsche nur das: wär' ich statt deiner das Glas!

In einem anonymen Buch aus der Zeit um 1660, betitelt „Wohlausgeführte Jungfer-Anatomie, darinnen unterschiedliche Meinungen von dem Ursprung und eigentlichen Bedeutung des Wortes Jungfrau artlich ausgeführet usw.", dessen Verfasser vermutlich Karl Seuffart war, wird umständlicher Rat erteilt, wie man sich den Frauen gegenüber als Liebhaber zu benehmen habe. Es heißt da:

Damit im Reden man sie nicht möge verletzen,
Man muß sie führen wohl, ja wie mit einem Glas
Man mußen gehet um, auff eben solche Maß
Muß man fein sanffte thun. Man muß sie heftig bitten,
Will man den guten Spaß bey ihnen nicht verschütten.
Man muß sie ehren hoch, muß sagen, daß die Nacht
Mit Seufftzen wegen ihr, sey worden zugebracht.
Man muß bey später Zeit, wenn alle Wächter singen,
Vor Fenster und vor Thür die Seiten lassen klingen.
Freygebig muß man seyn, auch sonsten wol bekannt.
Man muß mit Kuß und Kreß begegnen Mund und Hand.
Man muß sie streichen raus. Will man ihr wohl gefallen,
So muß sie Göttin seyn, die Lippen wie Corallen,
Die Hände Helffenbein, die Wangen Milch und Blut,
Die Stirne wie Crystall, die Strahlen Liebes-Gluth,
Die Augen Sternen gleich. Man muß sie gantz vergleichen
Dem harten Felsenstein, so schwerlich zu erweichen.
Man muß sich stellen so, als einer, welcher todt
Und gar darnieder liegt in heißer Liebes-Noth.
Man muß sich wünschen offt zum schwartzen Floh zu werden,
Zu hüpffen in das Bett, sonst oder an der Erden.
Ja mancher wünschet offt: Ach wäre ich die Sach,
Darauff das Jungfervolck sich setzet im Gemach.
Ach wär ich doch die Schürtz, das Hündgen und das Kätzgen,
Wie wolt ich doch, O Schatz, dir geben tausend Schmätzgen.
Und immer so fort an. Man mache es wie man will,
So bleibet dennoch fort das alte Jungfer-Spiel.

245. Sein oder nicht sein! Nürnberger Kupfer. Um [illegible]

Der Wunsch, Floh zu sein, hat zu mancherlei Floiaden und Floh-Makamen Veranlassung gegeben, in denen die Schicksale eines Flohs eingehende Schilderung erfahren. Als Beispiel gebe ich eine Makame des Jehuda ben Salomo Alcharisi, eines in Spanien geborenen jüdischen Dichters des 13. Jahrhunderts:

Er ist einer von den Mohren, — doch nicht im Mohrenland geboren, — schwarz wie ein Schlot, — frißt er des Frevels Brot, — und gehet aus ohne Schwert auf Mord und Tod. — Wie der Ofen wärmet er, — und, überall wie ein Dieb, schwärmet er — Er sitzt in deinem Kabinette, — in deinen Kleidern, deinem Bette, — bei Nacht frißt er an deinen Gliedern, Stück für Stück, — und raubst du sie am Tage seinem Blick, — am Abend gibst du sie ihm zurück. — Wenn der Schlummer die Seele gefangen hält, — und tiefer Schlaf auf die Menschen fällt, — naht er leise, dich zu überfallen — mit seinen Krallen — und saugt dein Blut ohne

278. Der Krähwinkler Landwehrmann und sein Oberst. Nürnberger Bogen. Um 1845

Säumen im Wachen und Träumen. Und suchest du ihn, ist er dahin; — und denkst du: ich hab' ihn gefunden, ist er geflohn und verschwunden. Und wenn du ihn auch mit Hast — ein- und zweimal gefaßt, so kann's ihm noch gelingen zu entspringen, und er entflieht wie mit Adlers Schwingen. Wie oft birgt er sich unter dem Mädchenkleide und kommt von den Hüften bis zur Seite, und er geht von da zu den Brüsten fort, — denn nennt er sein Lager jenen Ort. Und findet er eine Jungfrau — oder junge Frau, er drängt sich an sie, bei ihr zu ruhn, — bis sie ihre Stimme erhebt ob seinem bösen Thun. Und das Mägdlein schreit, und ist keiner, der Hilfe beut; und fragt man sie: warum weinst du und legst dich nicht still aufs Ohr? — so sagt sie: Es ist kommen der Mohr — und hat in meinem Schoß aufgeschlagen sein Haus, an meinem Busen ruht er aus, als wär er mein Myrtenstrauß. Die ganze Nacht liegt er mir bei und nimmt sich zum Lager frei und ohne Scheu Arm und Wangen und noch allerlei. Er ist dem Priester zu vergleichen, — der da nennt Schenkel und Brust sein eigen, — die Brust nimmt er als Webe und die Schenkel als Hebe, und das Fett ganz — von dem Fettschwanz. Er schürt die ganze Nacht des Kampfes Glut, von dem er nicht eher ruht, bis er getrunken der Erschlagenen Blut. Ohne Wehr und Speer und Waffen kann er hinraffen, ist klein und kann Große bezwingen, — ist gering und kann Helden niederringen. Umsonst wirst du ihm Netze legen, kein Bogenschütze kann ihn erlegen, kein Feldherr kann ihm widerstehn. Überfällt er die Helden, es ist um sie geschehn, auch die Söhne der Riesen haben wir daselbst gesehen. Und wenn du dich schützest durch Riegel und Thür, er kommt von oben mit seinem Flügel zu dir, und meinst du, du seist von ihm los, bald wirst du ihn spüren in deinem Schoß, bald wird er packen — deinen Nacken. Und sollte dir's glücken seine Heere zu zerstücken, so kommen ihre Nächsten, ihr Blut zu verströmen und Blutrache am Mörder zu nehmen.

Der Hund gilt seit alten Zeiten als Symbol der Treue. Man findet ihn so auf mittelalterlichen Grabdenkmälern unter den Füßen der dargestellten Figuren. Ein Montmorency, Lehnsmann Ludwigs des Dicken, stiftete 1104 einen „Orden vom Hunde", um Treue gegen den König zu belohnen. Das Abzeichen bestand aus einem Halsband und einer Schaumünze mit einem Hundekopf.

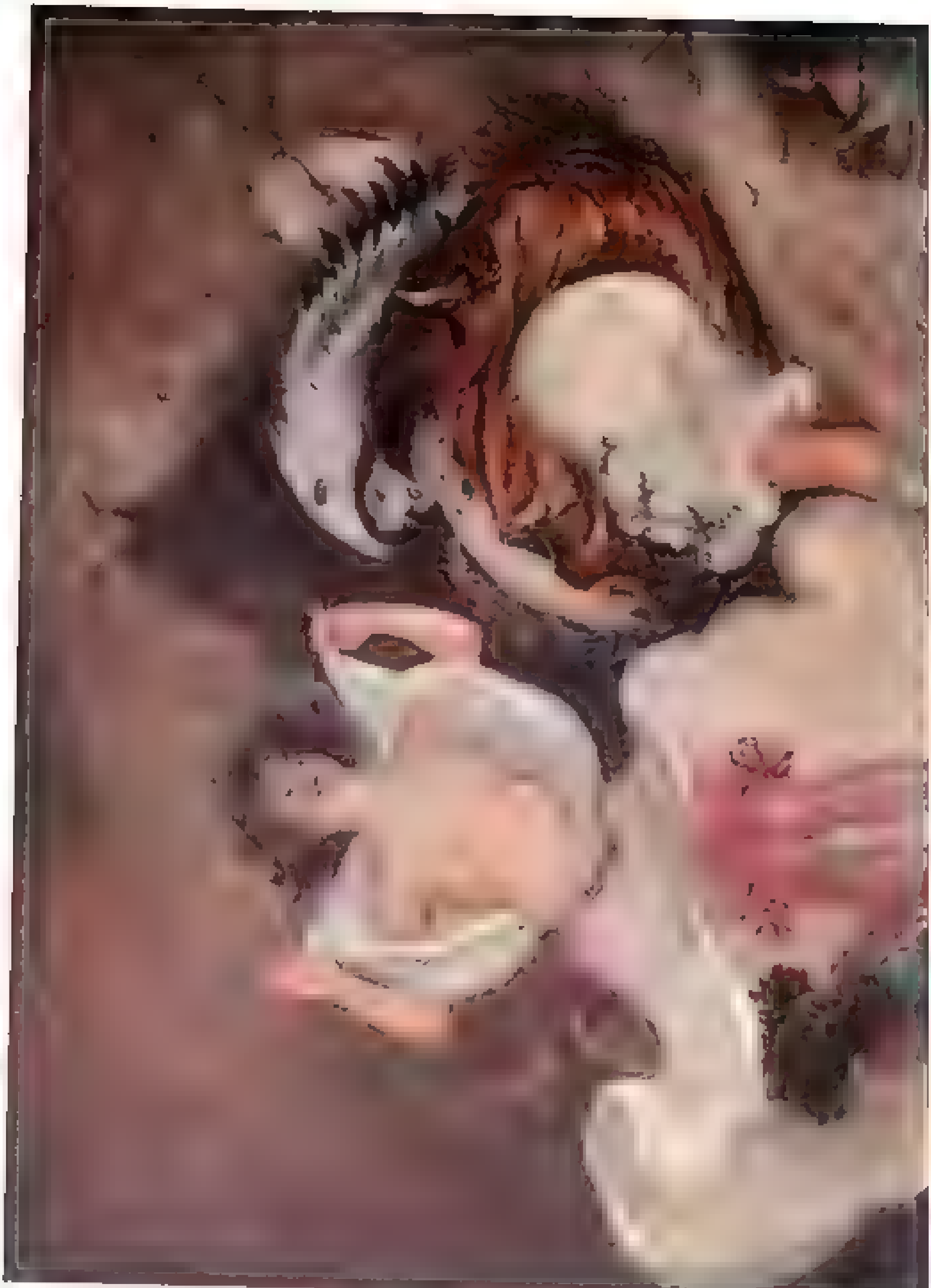
277. Der Kopfputz. Lithographie von Nicolas Maurin. Um 1830

Das Petschaft Francesco Sforza's enthielt einen sitzenden Hund, auf den eine Hand hinweist. Italienische Adelsfamilien leiten ihren Namen vom Hunde ab, wie die Canossa und Molossi. Während der ungarischen Revolution nahmen die Anhänger Kossuth's den Namen „Kossuth's Hunde" an. Es darf somit nicht überraschen, daß Messer Agostino Porco von Pavia zum Zeichen, daß er ein treuer Diener seiner Herrin Bianca Paltrinera sei, auf dem Stirnband seiner scharlachroten Mütze ein weißes Wachskerzchen trug. Diese candela bianca (weiße Kerze) sollte bedeuten can della Bianca (Hund der Bianca). Uzanne erzählt, daß Antonio Perez an Lady Riche, die Schwester des Lord Essex, folgendes Billet-doux schickte: „Ich bin außerordentlich betrübt, die von Ew. Gnaden gewünschten Handschuhe aus Hundeleder nicht zur Hand zu haben. Bis sie eintreffen, hab' ich mich entschlossen, mir selber etwas Haut abzuziehn von der zartesten Körperstelle, falls es überhaupt eine zarte Stelle gibt an einer so bäurischen Person, wie ich bin. Kurz, die Liebe und Ergebenheit im Dienst einer Dame macht, daß man sich für sie schinden läßt und ihr aus der eigenen Haut Handschuhe liefert. Doch werden das Ew. Gnaden hoch anschlagen, wenn es so wie so schon meine Gewohnheit ist, mir die Seele zu schinden für die, die ich liebe? Wär' meine Seele sichtbar so wie mein Körper, man könnte erkennen, daß sie sich im denkbar elendesten und zerrissensten Zustand befindet. Die Handschuhe sind dennoch aus Hundeleder, gnädigste Frau, wenn sie auch von mir stammen. Denn ich halt' mich für einen Hund und bitte Ew. Gnaden inständigst, mich auch als solchen zu behandeln, bei meiner Ehre und meiner Leidenschaft in Eurem Dienst!" In den sieben Bänden der sogen. zweiten schlesischen Dichterschule, die von Neukirch 1695–1727 herausgegeben wurden, findet sich manches hierher Gehörige. Da ich mich knapp fassen muß, gebe ich als Beispiel nur noch ein mit C. H. gezeichnetes Poem „an ihr krancke Hündgen".

Du meiner Silvien sehr angenehmes thier
Du meiner Silvien getreuer schlaff-geselle!
Ihr hauß- und tisch-genoß, wie stehts? wie geht es dir?
Empfängstu mich denn nicht mit einigem gebelle?
Und zeigst wie sonst die lust ob meiner Ankunfft an?
Was fehlt dir? bistu kranck? kannst du nicht nachricht geben?
Hastu vielleichte dir im springen wehgethan?
Als du dich auf den schooß der schönen wollen heben
Und fehlgesprungen bist? hastu dir was verstaucht?
(Gar leicht kan ihm ein hund den hinterfuß verrencken)
Hat dich vielleicht jemand ins Wasser eingetaucht,
Und deine freundlichkeit dadurch gesucht zu kräncken,
Daß du deswegen noch voll zorn und galle bist.
Wer sagt es endlich mir? sinds auch wol liebes-schläge,
Worüber du dich hast so ungemein entrüst,
Die ich bey Silvien dir brachte nechst zu wege?

Es ist ja irgend auch nicht gar die eyfersucht?

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.



Versuchung eines unheiligen Antonius von heute

Aquarell von Adolphe Willette

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

278 Die Lady auf dem Lande. Englische Karikatur. 1824

Die meinetwegen will in dir ihr galle kochen,
Weil ich den Sylvien, der lippen süße frucht,
In deiner gegenwart so offtmahls abgebrochen.
Auf daß man aber recht des trauerns grund erfähret,
So laß mich deine füß' und deine beyde klauen,
Den bauch, den schoß vor andern hält so wehrt,
Den kopf, und was an dir, ih und haarlein beschauen,
Was gilts, so find ich bald den dir verhaßten gast,
Doch aber mustu mich beileibe ja nicht beissen,
Zumahl wo du auf mich ein hälßgen irgend hast
Noch auch viel weniger zum possen gar be.. .
Nun gib die pfoten her! die sind ja gantz gesund
Laß auch den bauch beschaun, den nabel und die sachen,
Die dessen Nachbarn sind! doch hier ist auch nichts wund,
Als dies, das die natur hat selbst so wollen machen.
Wie stehts denn um das maul? hastu die zähne noch?
Sind auch die ohren gantz? hastu noch alle haare?
Auch diese stehn noch wol, woher kommts aber doch,
Daß du den kopf so hängst? sag! sage! daß ichs erfahre.
Itzt fallen allererst mir auch die augen ein,
(Ich hätte bößlich sie im augenblick vergessen,)
Mich deucht, mich deucht! als hier wirds rechte flecken seyn,
Darum dich (mein l'Amour) der kummer auf will fressen.
Ich hab' auch nicht gefehlt. Ach allerliebstes thier,
Wie bistu immermehr zu diesem schaden kommen?
Wie ists um dich mir leid! ich fühle schon in mir,
Daß auch dein schmertz bereits mein hertz hat eingenommen.
Das aug' ist ja so groß als wie auch sonsten zwey,
Du winselst, und ich kan es leichtlich auch gedencken,
Daß dir nicht allzuwohl daben zu muthe sey,
Und daß du dich fast gar zu tode möchtest kränken.
Es scheint, als marterte dich ein gesalzner fluß
Wo hastu denn so viel gesalznes aufgelecket?
Daß dein gesichte nun davor so büßen muß,
Daß dir die wollust-lust dergleichen pein erwecket
Was aber fochte dich, du armes hündgen, an?
Da du die speise magst von schönen lippen hohlen,
Daß du dich anderwärts darnach hast umgethan,
Und etwas weggeleckt, daß dir niemand befohlen.
Du bist ja Sylviens ihr Schatz und zeitvertreib,
Ihr aller größte lust, ihr possenspiel, ihr leben,
Ihr mann und bester trost, und freygelassener leib,
Die wird dir schon die kost, die auch nicht schadet, geben.
Ach! wär ich so beglückt, wie du, geliebtes thier!
Wie gerne wollt' ich doch den liebes-schlag erleiden,
Wie blieb ich allezeit in ihrem lust-revier,

279. Die Gattin ist spazieren gegangen. Wiener Karikatur von M. Geiger. Um 1848

Und wollt' niemahls nicht aus ihren augen scheiden.
Ich wollt' so wie du zu ihren füßen thun,
Ich wollt' auch ihren mund fast unaufhörlich küssen,
Ich lernt' in kurzer zeit mit ihr, wie du, zu thun,
Daß mich ihr mund fast selbst auch würde loben müssen.
O nehme dich, l'Amour, doch diese Krankheit hin!
Ich weiß es ganz gewiß, ich erbte deine stelle,
Und da ich nur itzund dein neben-buhler bin,
So würd' ich denn der herr in dieser liebes-zelle.
Aus dank so solte dann ein warmer leichenstein,
Auf deiner hundes-grufft zum angedencken rauchen,
Der dich, als hund, wird der auch genung schon seyn,
Weil deines gleichen sonst dergleichen gar nicht brauchen.
So stirb nun immerhin, es schickt ohn dem sich nicht,
Daß hunde glücklicher als menschen sollen leben,
Und schade! daß das volck der jungfern dieses bricht,
Was die natur so fest in ihre brust geschrieben.

Den Anbeter, der nichts riskieren will, zeigt der Kupfer nach Annibale Caracci (Abbildung Nr 97). Dieser Odysseus möchte die verlockenden Sirenen zwar sehn, aber ihnen nicht Gehör geben. Darum sind seine Ohren mit Wachs verstopft. Die Kuli-Mannschaft unterliegt der Versuchung offenbar nicht. Sie ist es gewohnt, daß Damen der Gesellschaft für sie nicht in Betracht kommen. Die „Morgenaudienz" von Lancret (Abbildung Nr 255) ist eine typische Rokoko-Szene; die „Umwerbung" nach dem Gemälde von Linder eine Huldigung aus der Zeit von 1800 (vgl. die farbige Beilage). Abbildung Nr 284 gibt eine Vorstellung von dem Fanny-Elßler-Kultus. Die „Anbetung der Ceres" von Goltzius (Beilage in Schwarz) ist gleichsam eine Anbetung der Hirten auf dem Felde, übersetzt ins allgemein menschlich Erotische. — Die folgenden Blätter zeigen den einzelnen Anbeter. Der „Vorhof der Ehefreuden" (farbige Beilage) hat etwas sentimentalen Geschmack, aber auch leise Ironien. Sie hat ihn am Bändel und krönt sein Haupt mit einem Rosenkranz, dessen

verborgene Dornen er nicht bemerkt. Die Vase im Hintergrunde zeigt noch eine andre Krone. Und eine Straßenhändlerin, die gerade des Weges kommt, ruft zweideutig den Namen der feilgehaltenen Süßigkeit aus: le plaisir des dames! — Auf der Wiener Spielkarte (Abbildung Nr. 99) kniet er vor ihr „in der Kemenate" zu flüchtigem Handkuß; das gleiche ist als „Ball-Intermezzo" auf der Lithographie von Numa zu sehn (Abbildung Nr. 106). Auch im biederen Handwerk gibt es „Antonius und Cleopatra" (Abbildung Nr. 285). Der Kniefall ist Schicksalsfügung. — „Ritterdienste auf dem Eise" sehn wir auf der Lithographie von Maurin (Abbildung Nr. 75); auch die „Mme. Pompadour im goldenen Schlitten" hat dafür Verständnis — wenn nur mehr Schnee auf der Bahn läge! Aber den hat Meister Boucher hier stiefmütterlich behandelt (vgl. große Beilage in Schwarz). — Endlich die Violine als Mittler der Anbetung. Bei Christophe ist er von der „Sultanin" gar dressiert (Abbildung Nr. 1), er tanzt vor ihrer haarigen Füße, wie sie Christophe mit Vorliebe zeichnet, einen seltsam verschrobenen Stechschritt und fidelt sich die Seele aus dem Leibe, während in ihrem spöttischen Mundwinkel noch nicht die Zigarette zuckt. — Die Radierung von Louis Legrand (große Beilage in Schwarz und Gelb) hat eine andre Stimmung. Der Abend filtert durch die geschlossene Jalousie, und die Töne verschweben in den Schattenwinkeln. Wie er jetzt zum leisesten legato ansetzt und angestrengt hinüberstarrt, ob ihre rassigen Brauen sich unmerklich stärker wölben werden! Ein Zeichen der beginnenden Ekstase. Sprungbereit ist ihm das Knie, und Bogen und Geige wollen schon der zitternden Hand entsinken . . . Die Stimmung, die Felix Dörmann in seinem „Interieur" gibt.

Ein Interieur von lichter Scharlachseide,
ein wohldurchwärmtes, traulich-enges Heim.
Aus schlankgeformten Ständerlampen quillt,
von buntgefärbten Abat-jours gedämpft, —
ein rosig warmer Lichtstrom zitternd nieder.
Orangen und Narzissen hauchen träumend
die duftig-schweren Blütenseelen aus
und tiefes, tiefes Schweigen. — Hingelagert
auf üppig weichen Eisbärfellen, ruht
ein schlankes Weib, die Lippen halberbrochen,
mit leicht umblauten, müden Schwärmeraugen,
und träumt und träumt von seelenheißer Freude,
von zügellosem Schwelgen, trunknem Rasen,
von einem hochgepeitschten Taumelreigen
der abgestumpften, wurzelwelken Nerven,
von einem letzten, niegekannten Glück,
von einer Wonne, die der Wonnen höchste,
und doch nicht Liebe heißt — und träumt und
träumt.

* * *

286. „Ich frag dich jetzt zum letzten Mal, ob du [illegible] oder nit?" — „Nein, [illegible] nit. Ich will doch mal sehn, wer Herr im Haus ist, ich oder du!"

[illegible] Lithographie. [illegible]

Herrin und Sklave. Also „Sklave" — nicht Pantoffelheld! Sklave in jenem tieferen, psychischen Sinne, wie der starke und frohgemute Ritter in Tausendundeiner Nacht sich verneigt und mit edlem Pathos spricht: „Oh meine schöne Dame, ich bin dein

281. Gefesselt. Kupferstich nach einem Gemälde von [illegible]. Um 1690

Sklave, dein Mameluck, ich bin dein Eigentum und deine Sache ohne Willen, verfüge über mich!" Der Pantoffelheld ist eine Erfindung boshafter Männer-Glossen, wenn sie den eigenen Mangel an lyrischem Schwung und den Mangel an zärtlicher Sehnsucht beim Skat-Dreschen vertuschen wollen und sich im Grunde vor dem jungen Ehemann schämen, den es aus der qualmigen Atmosphäre abgestandenen Bierulks und witzloser Zotereien zeitig heimzieht zu seiner Frau. Es gibt Fähigkeiten, Ritter und Sklave zu sein, und dies interessiert uns an dieser Stelle. Aber es gibt keinen „erotischen" Pantoffelhelden, wie ihn der Kalauer zeichnet. Jene Duckmäuser und Schlappschwänze, die ihr ganzes Leben an der Seite eines unausstehlichen Hausdrachens verbringen und sich täglich kujonieren lassen, ohne eine andre Resistenz zu wagen, als die gänzlich passive der heimlichen Lügen und Heucheleien, die sorgfältig ihre Taschen von „verdächtigem" Material entleeren, bevor sie das Haus betreten, auf Strümpfen die Treppen hinanschleichen, die Uhren zurückstellen und auf den entferntesten Büros postlagernde Kleine-Mädchen-Briefe abholen, die haben mit Erotik nichts mehr zu tun. Das heißt, zwischen einem solchen Paar ist keine Erotik mehr, höchstens hat jeder von beiden eine eigene, von der der andre nichts weiß. Jedenfalls würde ein solcher versteckter Feigling mit dem Namen eines Pantoffelhelden vollkommen unrechtmäßig beehrt werden, so lange der Pantoffel als ein Ausdrucksmittel koketter Frauengrazie zu gelten hat.

Es versteht sich, daß diese aufrechten Männlichkeiten viel eher geeignet sind, ein liberales Bürgertum in der Gemeinde-Sitzung zu vertreten.

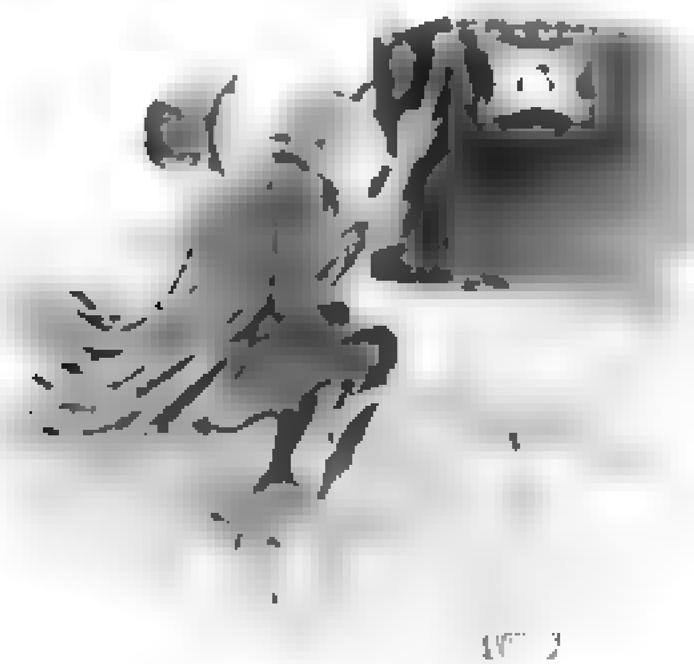
Als kürzlich in einer größeren Stadt Bayerns die Gemeindekollegiumssitzung zu Ende war, erhob sich ein älterer Herr und sagte: „Ich hätte noch den Wunsch, daß die Presse, die uns immer in dankenswerter Weise ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit schenkt, künftighin in ihren Sitzungsberichten den Schlußsatz weglasse. Unsere Versammlung ist immer schon um 9 Uhr zu Ende, und da geht man noch ein Glas Bier trinken, es werden auch manchmal zwei Glas. Einige Herren spielen „Schafskopf", und man fiedigt ein Viertelstündchen und so kommt man um 1 Uhr nach Hause. Am andern Tage sitzt man, nichts Böses ahnend, da und liest die Zeitung, und da hält einem dann die treue Gattin den Versammlungsbericht vor die Nase, wo in der letzten Zeile steht: Schluß der Sitzung um 9 Uhr. — „Und Du bist erst um 1 Uhr aus der Versammlung heimgekommen?" Natürlich gibt es dann unangenehme Auseinandersetzungen. Was liegt der Presse daran, „Schluß 9 Uhr" zu schreiben?" Der Antrag fand allgemeine Unterstützung, und der Vorsitzende übermittelte ihn unter großer Heiterkeit der Presse.

Unter den Bildern, die das Hausregiment der Frau darstellen, möchte ich diejenigen vorab aussondern, die im obigen Sinne wenig oder gar keine Beziehung zur Psychologie des erotischen Lebens haben. Es können begreiflicherweise nicht viele sein. Die Asexualität zeigt sich auf diesen Blättern vor allem darin, daß das Weib ein altes und geistig häßliches Brechmittel ist, mit dessen Karikierung sich der Zeichner die menschenmöglichste Mühe gegeben hat. „Selbst der Teufel zieht bei ihr den Kürzern", wie in Abbildung Nr. 251; vielleicht ist es sogar des Teufels Großmutter. Der „Krähwinkler Landwehrmann" auf Abbildung Nr. 276 scheint alle Eigenschaften zum liberalen Bürgerdeputierten zu besitzen. Die Abbildungen Nr. 3 und 239 spielen in bäurischem Milieu. Abbildung Nr. 252 zeigt den verärgerten Gelehrten; Nr. 267, obgleich Wiener Ursprungs, ist wohl einem englischen Muster nachgebildet. Nr. 280 hat wieder den Bürgerdeputierten, und Nr. 243 ist einfach ein Hinauswurf mit nachdrücklicher Feuerzange.

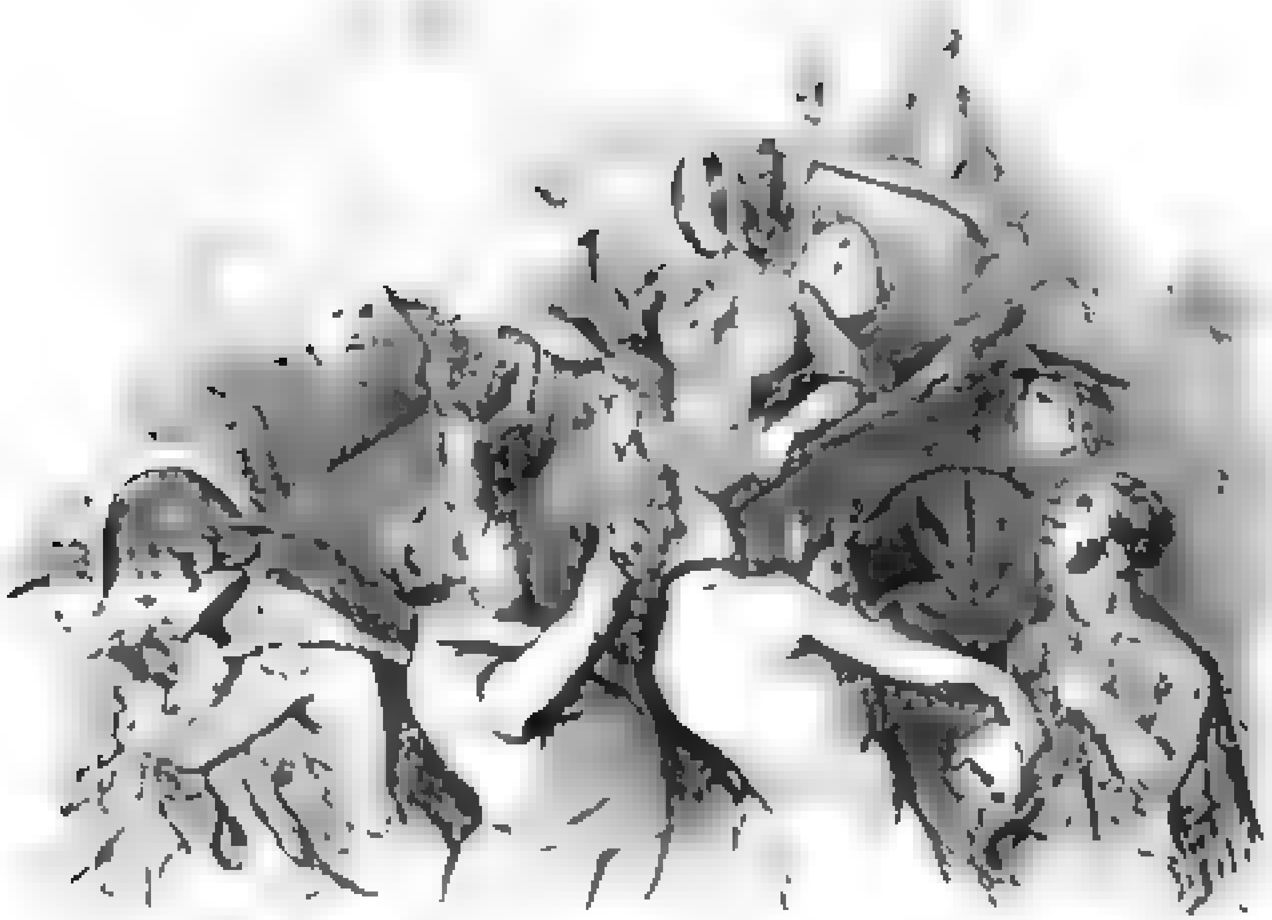
282. Der kleine Gefangene. Kupfer nach einem Gemälde von E. de Moulignon. Um [illegible]

Abraham a Santa Clara hat schon andere Nuancen. Er schimpft, wie nur Ulrich Megerle schimpfen konnte, was sein eigentlicher Name ist. Aber er schimpft [illegible] noch nicht auf pathologisch, sondern redet auf gut deutsch und moralisch von dem „in Weiberlieb völlig ersoffenen Mann“:

[illegible] so gehen sie [illegible] in die Kammer gehen, damit sie ja den ungerathenen Engel nicht aufwecken. Sobald das Weib nur einen verliebten Augenwinck thut, so lauft der Mann schon wie ein Lauf-Bot, damit der Wille seines Weibes aufs allerschleunigste vollzogen werde. Dann weilen durch die Augen seine süße Sklaverei entstammen, so hält er auch solche vor wahre Befehls-Geber, denen er einzig und allein seine Dienste aufopfern kann, ja des Weibs Augen sind bei solchen Männern wie die Sonnen-Uhren, angeheftet auf die schöne Gesichts-Tafel, welche mit Zeiger der Blicke denen verammerirten und vernarrquarrierten Weiber-Narren die glückselige oder aber unglückselige Stunden [illegible]. Es trinken viele die [illegible] ihrer Weiber nicht nur aus denen Stengelgläsern, sondern auch aus denen Pantoffeln, und hat der Herr Gerikon neulich seine schöne Frau Amarellis versichert, wie er sie dergestalten liebe, daß er nicht entblödete, ihre Gesundheit aus dem [illegible] Pantoffel zu



[illegible] Der Ehemann als [illegible]



284. [illegible]. [illegible] Lithographie. Um [illegible]

[illegible], welches unter ihrem Bette stände. Es ist mir [illegible] von einer langen und [illegible] Magd [illegible] erzählt worden, daß dieselbe bei einer solchen Frau gedient, deren Mann [illegible] das [illegible] Gemach dem [illegible] das Papier nachgetragen, und die Frau [illegible] während [illegible] die Magd [illegible], daß sie [illegible] Spektakel mit Augen durch eine Ritze der Thür gesehen.

Auch das folgende Studentenlied vom kleinen Mann stellt es so dar, daß die Frau ihr Leben zu genießen versteht. Es erinnert an Otto Ludwig's Fortsetzung der „Heiterethei", wo der kleine Schneider vor dem Stöckchen seiner Hausherrin sogleich immer Reißaus nimmt, auf der Straße bleibt und mit Betonung hinaufruft: Respekt muß sein im Haus!

Es war mal ein kleiner Mann, he juchhe!
Eine große Frau wollt er han, he juchhe!
Rum, rum, rum, bumsvallera, bumsasa,
rum, rum, rum, bumsvallera, hopsasa!

Frau ging zum Tanzboden, he juchhe!
Kleiner Mann wollt auch mitgehn, he juchhe! Rum usw.

Mann, du bleibst mir zu Haus, he juchhe!
Und leckst die Schüssel aus, Teller aus, he juchhe!
Rum usw.

Frau von dem Tanzboden kam, he juchhe!
Kleiner Mann hinterm Ofen saß und spann, he juchhe!
Rum usw.

Mann, was hast du denn gesponn'n, he juchhe!
Dreimal hab ich abgesponn'n, he juchhe! Rum usw.

Frau nahm den Besenstiel, he juchhe!
Schlug den kleinen Mann auf den Kopf, he juchhe!
Rum usw.

Mann kroch ins Butterfaß, he juchhe!
Guckt er raus, so kriegt er was, he juchhe! Rum usw.

285. Antonius und Cleopatra
Lithographie von E. Borck. Um 1830

Mann lief zum Haus hinaus, he juchhe!
Lief wohl vor des Nachbars Haus, he juchhe!
Nuti usw.

Nachbar, euch muß ich klag'n, he juchhe!
Mich hat meine große Frau geschlag'n, he juchhe!
Nuti usw.

Nachbar, nur nicht geklagt, he juchhe!
Mir hat's meine ebenso gemacht, he juchhe!
Nuti usw.

Ein modernes Couplet „Das Zukunftspaar" von N. Thomas ist so lasch wie — nur ein modernes Couplet sein kann

Sie: Ich bin die Frau von diesem Mann,
Er: Und ich bin ihr Gemahl.
Sie: Ich hab zu Haus die Hosen an,
Er: Das freut mich kolossal.
Sie: Ich finde das so lächerlich,
wie's früher Mode war,
Er: Da war der Mann der Herr im Haus,
Herr Gott, wie sonderbar.
Beide: Die alten Zeiten sind entflohn,
wir wissen das viel besser schon.
Wir sind das Zukunftspaar,
man sieht's uns an,
Ich bin (sie ist) die Zukunftsfrau
und er mein (ich ihr) Mann.
Und gehn wir auf der Straß',
bleibt alles stehn,
so'n Blödsinn wie das Zukunftspaar
hat niemand noch gesehn!

Sie: Ich hab im Leben viel gelernt,
Er: Und ich bin stolz auf dich.
Sie: Ich habe furchtbar viel studiert,
Er: Und alles nur für mich.
Sie: Die Doktorprüfung ich bestand,
verdiene Geld wie Heu.
Er: Und ich krieg sehr viel Wirtschaftsgeld
und mach noch Schmuh dabei.
Beide: Wir fühlen uns so wohl dabei,
vertragen uns wie selten zwei,
wir sind das Zukunftspaar usw. usw.
Sie: Des Morgens eß ich Beefsteak schon,
Er: Das brat ich ihr so fein,
Sie: Dann steck ich mir die Pfeife an,
Er: Die mache ich dir rein.
Sie: Und hab ich dann genug kuriert
viel Damen und viel Herrn,
Er: Dann mach ich ihr Kartoffelklöß,
die ißt sie gar so gern.
Beide: Und ist sodann das Wetter schön,
dann sieht man uns spazieren gehn,
wir sind das Zukunftspaar usw. usw.

Sie: Des Abends geh ich öfters aus,
Er: Ach ja, das weiß ich auch.
Sie: Dann dresch ich meinen Dauerskat,
Er: Das ist ja heut so Brauch.
Sie: Und wenn ich spät nach Hause komm,
dann macht mein Männchen Krach.
Er: Herr Gott, bis sie nach Hause kommt,
bleib ich ja immer wach.
Beide: Doch wird das Männchen wieder gut,
verspricht sie ihm 'nen neuen Hut.
Wir sind das Zukunftspaar usw. usw.

Wir kommen nun zu der andern Gruppe von Bildern, die das Hausregiment der Frau hauptsächlich von seiner erotischen Seite auffassen. Da sind zuerst die Flugblätter. Flugblätter, die keine politische Sensation hinter sich haben, müssen witzig sein oder zum mindesten durch eine gewisse Gegensätzlichkeit des Dargestellten lächeln machen, wenn sie genügenden oder gar reißenden Absatz finden sollen. Man wird also bei ihnen die notwendigen Übertreibungen und Verzerrungen ausschalten

Hopla — Spießer! Programm zum "Bal des Quat'zarts" von Maurice Neumont [illegible]

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind »Die Weiberherrschaft« Albert Langen, München

The
JOHN CRE
LIBRAR

müssen, um zu dem eigentlichen psychologischen Kern der Sache vorzudringen. Es ist bemerkenswert, daß die uns in dieser Beziehung zur Verfügung stehenden Flugblätter Wiederholungen eines bestimmten und verhältnismäßig gelungenen Entwurfs sind. Dies beweist, meine ich, daß die Darstellung Anklang fand und sich geschwind verkaufte. Die leidigen Nachdrucker und Nachdichter fielen dann über das gefundene Fressen her und schoren auch ihr Schäfchen. Wir bringen wegen dieser Gleichmäßigkeit nur zwei Blätter, die erheblicher von einander differieren. Einmal „Der Weiber Regiment und Privilegien" (Beilage) und das andre Mal „Die Herrschaft der Ehefrau" (Beilage). Beides sind deutsche Blätter aus dem 17. Jahrhundert. Ich kann, des Raumes wegen, auf die langen Texte nicht näher eingehn und bitte den Leser, selber zu vergleichen. Nur ein paar Worte über die neun Teile des ersten Blatts. Zu Anfang erteilt der fingierte Oberst Foeminarius den stattlich bewaffneten Damen Brief und Siegel über ihre Freiheiten. Dann geht's ins Einzelne. Die Hausfrau gibt dem Mann Geld, ihr einen Krug Dünnbier zu holen. Er selbst kann sich draußen am Ziehbrunnen tränken. Dann pokuliert sie mit den Freundinnen, die Männer müssen aufwarten. Nachher mit der Fackel nach Haus leuchten. Morgens schläft sie bis in die Puppen, indeß der Mann das Frühstück aufträgt. Sie speist dann neben dem warmen Ofen reichlich, der Mann kriegt auf einer niedrigen Bank die Reste aus einem Hundenapf. Dann sitzt sie in Gesellschaft am Würfelbrett, der Mann kehrt die Küche aus. Dann reist sie halloh ins Bad und läßt sich von fremden Männern hofieren. Schließlich sehn wir sie mit ihrem Galan auf der Bettstatt; der Mann muß vor der Kammertür warten, bis sie geruht aufzustehn. Der Schluß ist das Wappen des Obersten Foeminarius, eine Flagellations-Szene, anscheinend wegen Mißbrauchs der verliehenen Privilegien.

Ein weiteres Flugblatt „Zahme Männer und wütige Weiber" (Beilage) ist mehr moralisierend-phantastisch und dürfte weniger Erfolg gehabt haben. Zwei Tiere stehn sich gegenüber; eins, das nur fromme Weiber frißt, ist verhungert und spindeldürr; das andre, das sich von frommen Männern nährt, platzt fast vor Speckbauch. Der Witz ist flau. Warum sollen überhaupt die Frommen ihr Leben im Bauch dieser Ungeheuer endigen? Das wird ihnen garnicht passen. Das Flugblatt „Die Erziehung zum braven Ehemann" (Beilage) arbeitet nur mit der Rute. Die Weiber können nicht genug davon auf dem Wirtshaus-Sitzfleisch der liederlichen Männer zerschlagen. Sie plündern fast die Wälder, um Stöcke in erwünschten Mengen zu bekommen. Die Dame im Vordergrunde ist höchst energisch in ihrer Bewegung kon-

286. Ein kühlender Guß. Ölgemälde von [illegible]. Um 18[illegible]

287 Der Page Cherubim. Französische Lithographie. Um 1830

piert. Ähnlich bewegt ist die Spielkarte Peter Flötner's (Abbildung Nr. 2). — Während die großen Flugblätter ein ganzes Wandelpanorama vor Augen stellen, begnügen sich die kleineren und die Einzelstiche mit einer bestimmten Szene. — Grobsinnfällig wird die Herrschaft des Weibes am stärksten ausgedrückt dadurch, daß die Frau die absolute Strafgewalt im Hause hat. Aus dem Grunde kehrt diese Szene verhältnismäßig am häufigsten wieder. Der altertümliche Holzschnitt „Die Schule der Ehemänner" (große farbige Beilage) wirkt in seiner markanten Strichführung fast lapidar. Man vergleiche daneben das spätere französische Blatt Nr. 256, das sicher dem ersten nachgezeichnet und verballhornt worden ist; die Figuren sind steif und nüchtern geworden, tragen dafür aber modische Frisur und Kleidung, damit man auch ja sehe, es handle sich um bessere Leute. Abbildung Nr. 254 faßt wieder vier Vorgänge auf einen Raum zusammen. Schwieriger ist es, heftig bewegte Gruppen einheitlich herauszubringen. Ein holländischer Stich (Abbildung Nr. 246) und zwei italienische (Abbildung Nr. 263 und 264) sind hierin ausgezeichnet gelungen. Die Kompositionsmöglichkeiten ergeben in allen drei Blättern gleichmäßig die Gruppierung in 1 + 3 Personen.

An Abbildung Nr. 240 möchte ich beispielshalber ausführen, worin ich den psychologischen Belegwert dieser künstlerischen Dokumente erblicke. Dargestellt ist der „Ehemann als Karrenhund". Soll hier eine typische Straßenszene satirisch dargestellt werden? Nein. Ein derartiger Aufzug gehörte weder im Jahre 1525 noch sonst wann zu den allgemeinen Erscheinungen des öffentlichen Lebens. Wird auf ein spezielles Lokal-Ereignis abgezielt? Dem widerspricht gerade die Inschrift, die bemüht ist, der konkreten Darstellung eine breite, philosophierende Grundlage zu geben. Wir müssen also auf die Individualität des Künstlers zurückgreifen. Vor ihm stand als Aufgabe die allgemeine Abstraktion: *Herrschaft des Weibes*. Liegt ihm das Thema *überhaupt nicht*, so wird er entweder garnichts zu stande bringen, oder er wird aus dem Abstrakten nie herauskommen und eine jener rein „symbolischen" Figuren oder Handlungen produzieren, die in der Kunst nur

allzu häufig die Unfähigkeit dartun, die gestellte Aufgabe zu „lösen“ d. h. gegenständlich zu machen; oder er wird kurzerhand plagiieren. Wir haben schon bei früheren Gelegenheiten gesehn, wie unendlich oft die einmal gefundenen konkreten Lösungen in der Kunst plagiiert werden. Wenn dem Künstler aber die abstrakte Aufgabe innerlich liegt, so geraten seine „männlichen“, d. h. erotisch differenzierten Ideen-Assoziationen in Erregung, konkrete Vorstellungen bestimmter individueller Färbung schießen durcheinander, verdichten sich extraktartig zu einer einzigen, die ihm in diesem Augenblick die prägnanteste scheint, und schon setzt sich der Stift gleichfalls in Bewegung und der künstlerische Geburtsakt geht vor sich. In diesem Sinne also halte ich jede künstlerische Leistung für geschlechtlich, insofern es keine ungeschlechtlichen Menschen gibt und die letzten Wellen der alles durchdringenden Geschlechtlichkeit erst da aufhören, wo das Individuum aufhört. Ebenso häufig nun, wie die erotische Individualität des Menschen variiert, ebenso häufig variieren auch inhaltlich die Kunstschöpfungen (während die Technik der Kunst modischen Einflüssen unterliegt). Und genau, wie im Ablauf der Zeiten innerhalb der Variabilität erotische Individualitäten gleich Spiegelbildern wiederkehren, so kehren auch konkrete Inhaltslösungen der Kunst unabhängig voneinander wieder. Was nun Abbildung Nr. 240 speziell angeht, so ist aus der Kasuistik bekannt, daß es bei manchen Personen einen differenzierten Vorstellungs-Inhalt bildet, an einen Wagen gespannt und mit der Peitsche angetrieben zu werden. Zum Beispiel heißt es in dem von mir veröffentlichten Fall, den ich schon auf Seite 174 heranzog, an einer andern Stelle folgendermaßen „Ein beliebtes

244. Ein weiblicher Narziß

Kupferstich von [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]

Bild in meiner Phantasie ist: ein barfüßiger, bloß mit Hose und Leibchen bekleideter Junge (meist bin ich das) ist vor einen Handwagen gespannt, der Wagen bleibt im Straßenkot stecken; vergeblich strengt sich der Ziehende an, sodaß er wiederholt in die Knie fällt; der Karren läßt sich nicht weiter bringen, sein Vorgesetzter, ein zweiter Junge, haut wütend mit der Peitsche drein." Der betreffende Herr hier ist homosexuell veranlagt. Aber wir brauchen nur Sacher-Masoch's Novellen aufschlagen, um eine völlige Identität mit der Zeichnung von 1525 zu konstatieren. Da hat im Orient Bella ihren Mann Agenor eines Tages als Sklaven an eine Armenierin verkauft und selber dann einen Pascha geheiratet. Sie lehnt pelzbekleidet auf dem Altan ihres Palastes. „Plötzlich erblickt die schöne Bella Agenor, der vor einen kleinen, mit allerhand Waren beladenen Karren gespannt ist und gerade unter ihrem Altan Halt gemacht hat, um Atem zu schöpfen. Aber die Armenierin versteht ihn zu behandeln, schon schwingt sie kräftig die Peitsche, und der Karren setzt sich wieder in Bewegung, während Bella sich vor Lachen schüttelt." Schlußfolgerung: Die Zeichnung von 1525 und die zitierte Stelle Sacher-Masochs haben gleiche Beweiskraft als sexualpsychologisches Dokument!

Ich habe mich hier etwas umständlich ausdrücken müssen, aber es war nicht zu umgehen, da ich der erste bin, der in dieser Weise bildliche Dokumente als eine systematische Grundlage der psychologischen Forschung heranzieht. Ich habe indessen nicht den Raum zur Verfügung, um andere Bilder ebenso ausführlich vergleichend durchzusprechen, und bitte die Leser, an folgenden Abbildungen selber die Diagnosen stellen zu wollen: Nr. 260. — Nr. 165 und 262. — Nr. 101 und 161 und die farbige Beilage „Eine königliche Sitzgelegenheit". — Nr. 52 und 241 und 253. — Nr. 278 und 279 und die farbige Beilage von Daumier „Sie und er". — Nr. 132—134. — Nr. 26 und 297 und 298. — Nr. 21 und 248 und 283 und die farbige Beilage „Der brave Gatte", Lithographie nach V. Adam. — Nr. 118 und 136 und 138.

287. Bummlers Heimkehr

G. Grün. Aus dem „Courrier Français" von 1885

In der römischen Kaiserzeit war das Hausregiment der vornehmen Frau etwas schlechthin Selbstverständliches. Ebenso selbstverständlich das Schlagen der Sklaven. Martial erwähnt es auch nur deshalb, weil er die üble Laune wegen der Unlust des Gatten tadeln will:

Wenn nächtlich der Gatte
Lag auf die Seite gewandt, schlecht geht's der Beschließerin ausziehn
Muß der Stallmeister den Rock, und es heißt, daß spät die Liburner
Heute gekommen, er muß das Versehn, daß ein andrer geschlafen,

291. Ein weiblicher Flaubert. Zeichnung von Heidbrinck. Aus dem „Courrier Français“ um 189?

Busen. In einem zerschlägt man die Ruten von Peitschen und Geißeln
Minen die andern. Es zahlt auch manche dem Büttel ein Jahrgeld.
Schläge diktiert sie und schminkt sich dabei, hört Freundinnen plaudern,
Oder bewundert am Kleid, dem gestickten, den mächtigen Goldstreif,
Und läßt hauen. Sie liest in dem langen Journal die Kolumnen
Und läßt hauen, bis daß, da ermüden die Hauenden: Pack dich!
Grimmig sie donnert darein

Ausonius schildert einen Partner, der ungefähr in der Mitte steht zwischen dem gewöhnlichen Flagellanten und dem Masochisten

Ich will, daß meine Geliebte mit mir Streit sucht und daß sie sich nicht die Mühe gibt, wie ein anständiges Mädchen zu sprechen. Lieb soll sie sein und hübsch und verführerisch. Und eine leichte Hand soll sie haben, sich schlagen lassen und wieder schlagen, und geschlagen Zuflucht in meinen Küssen suchen. Ist sie nicht so, ist sie unschuldig, schamhaft und kühl, gleicht sie da nicht — mir schaudert schon vor dem Namen — einer Gattin und Hausfrau?

Einen ganz modernen Fall von [illegible] entnehme ich folgender Zeitungsnotiz:

Einer seltsamen Methode, ihren Schlafburschen am Besuche des Wirtshauses zu verhindern, bediente sich eine am Steindamm in Hamburg wohnende Stellenvermittlerin, in deren Dachkammer seit längerer Zeit ein Buchhalter sein Logis aufgeschlagen hatte. Mitbewohner des Hauses hatten schon zu wiederholten Malen die Wahrnehmung gemacht, daß die Stellenvermittlerin ihren Schlafburschen sofort nach dem Zubettgehen mit Stricken derartig an das Bett fesselte, daß er sich nicht zu erheben vermochte. Schließlich erhielt auch

[illegible]

die Polizei von der Praxis der Wirtin Kenntnis. Beamte begaben sich in die Wohnung und fanden die Gerüchte vollauf bestätigt. Man entdeckte in der Dachkammer als corpus delicti drei Stricke, mit denen der Hals, der Leib und die Beine des Schlafburschen an das Bett gefesselt wurden. Der anwesende Buchhalter, ein ehemaliger Freund des verstorbenen Mannes seiner Logiswirtin, erklärte den Beamten, die Wirtin habe diese Maßregeln lediglich mit seinem Einverständnis vorgenommen, da er dem Trunke ergeben sei und des Abends immer wieder in Versuchung komme, ins Wirtshaus zu gehen, was durch die Fesselung vermieden werden sollte. Mit derselben Pünktlichkeit, mit der seine Wirtin des Abends in die Kammer komme, um ihm die Fesseln anzulegen, erscheine sie auch des Morgens, um ihn wieder zu befreien, damit er seiner Beschäftigung nachgehen könne. Auf Grund dieser Angaben des angeblich Mißhandelten wurde die Frau, die ein so probates Erziehungsmittel entdeckt hatte, außer Verfolgung gesetzt.

Der Versuch der Polizei, ihre Nase in fremde Schlafkammern zu stecken, ist hier gründlich mißlungen. Über die Beschämung des mißlungenen Corpus delicti [illegible]

[illegible]

gewaltigen Trankopfers gefeiert, und das Ende vom Liede war, daß, als alle Räuber des Weines voll waren, der Hader von neuem losbrach. Aber Filomena erwies sich auch diesmal als geschickte Friedensstifterin. Erfinderisch, wie nur ein Weib sein kann, ersann sie im Augenblick der höchsten Not ein neues Mittel zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter. „Caruso und Crocco,“ sagte sie, „ihr seid beide außergewöhnlich mutig und beherzt, aber ihr sollet euren Mut und eure Tapferkeit nicht zu eurem eignen Schaden, sondern lieber an anderen erproben. Ganz in unserer Nähe streifen gegenwärtig Soldaten, die auf euch fahnden, umher; wenn ihr nun wirklich mutig und kühn seid, so begebt euch jetzt beide in den schönen Garten des Dematteis, und bringt mir von dort einen Blumenstrauß.“ Und kaum war ihr das Wort entfahren, als die beiden Räuber auf ungesattelten Pferden davonsprengten, um in fabelhaft kurzer Zeit wieder zurückzukehren, die Pferde zitterten am ganzen Leibe und triefen von Schweiß und Blut, da sie während des wilden Rittes von den Reitern in unbarmherziger Weise gepeitscht und von den Soldaten, die die Briganten erspäht hatten, angeschossen worden waren, auch die Räuber waren verwundet, aber sie waren im übrigen heil und gesund, und, was die Hauptsache ist, sie hatten beide die Blumen, die die schöne Filomena begehrt hatte.

Wir kommen nun zu den subtilen und komplizierteren Gefühlsnuancen, die aber um so intensiver zu sein pflegen, weil sie nicht bloß in einzelnen Zeitmomenten der Sexualität sichtbar werden, sondern das ganze Leben bestimmen und durchdringen.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Gunst des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Übermut
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes Willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
Tat nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach dir's leicht!“
Da ward ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft er sich nicht im Dienste quälen.

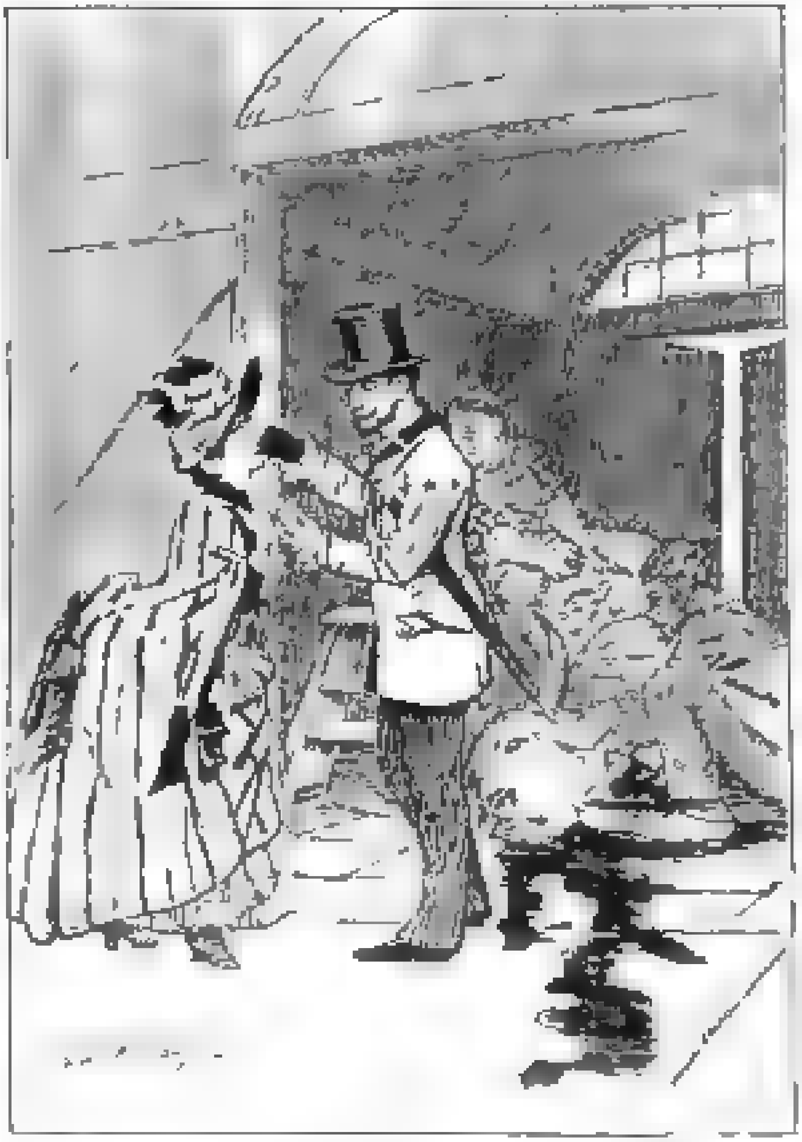
Der vom Stamme Asra gehört auch hierher:

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern,
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!“

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Die da sterben, wenn sie lieben.“



292. Blutdurst
Zeichnung von H. Gerb. Aus dem „Courrier Français“ von [illegible]

Auch ganz persönlich drückt sich Heine so aus:

Überall, wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,
Und je mehr du mich mißhandelst,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich fesselt holde Bosheit
Wie mich Güte stets vertrieben,
Willst du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben.

Und Wilhelm Holzamer schildert in seinem farbenprächtigen Gedicht „Wiedergeburt“:

Du fragtest mich, wo wir uns schon gesehn,
und wie wir schon einmal geboren waren?
Ich hab im Scherz so mancherlei geraten,
und sagt dir auch, du seist Kriemhild gewesen,
und ich ein Wilder aus dem Hunnenheer,
dem du an Wildheit dann nichts nachgegeben.
Ein Scherz nur war's, doch der Gedanke hat
mich viel gequält, und heute weiß ich,
wo wir uns schon einmal begegnet sind

Die goldnen Zeiten von Venedig träum ich wieder
in Glück und Glanz, in frohen Festen schwelgte
die Stadt viel fremder Völker auserlesnen Männern
bot Herberg sie schon sieben volle Wochen,
und sieben volle Wochen waren wie ein Festtag.
Die Hochzeit galt's des Dogen. — Ha, er war
ein alter Graukopf, gichtig, und sein Auge

293. Einladungskarte von [illegible]. 19[illegible]

stach wie im Fieber, sein Gesicht war welk,
und spitz sein Kinn, und seine Finger waren Krallen.

Und du, Geliebte, warst die Dogaressa!

Von Griechenland war ich als Gast gekommen,
nicht gleich zu Anfang, denn ich hatte
nicht reiche Schätze, die ich dir hätt bringen können,
ich brachte einen Schmuck, den einst Praxiteles
für einer Göttin Statue geformt.
Er stach nicht in die Augen — bei dem Reichtum,
der in den Sälen aufgestapelt war,
bei so viel Gold und Seide, so viel Edelsteinen,
schien dieses feine Kunstwerk ärmlich und gering.
Und niemand sah danach — nur du, Geliebte,
verrietst mit einem hellen Freudeblick,
daß du zu würdigen wußtest, was mein Herz dir darbot.
Dann sah ich täglich dich — doch nur von ferne,
und immer meint ich diesen Blick zu sehen,
der glücklich meine Seele noch durchglühte.
Der letzte Tag der Feste war gekommen;
du solltest dich noch einmal allem Volke
in deiner Schönheit stolzer Würde zeigen.
Wie Sonnenaufgang war es, da die Sklaven

den Vorhang hoben, und du nun wie im Traume
fast wankend auf die goldnen Stufen tratest,
die du zu deinem Volke überschreiten mußtest.
Und hinter dir des Dogen gelbes Greisantlitz.

Und unten stand ich — auf der niedrigsten Stufe
vielleicht rot überglüht, denn eine Freude
sang hell in meinem Herzen. Königin, du hattest
den Schmuck, den ich dir dargebracht, erwählt
zum schönsten Feste deinen Hals zu kränzen

Dann sahst du mich — ein Blick, ein tiefer, tiefer Blick —
ein Ach — ein weher Atemzug — und schrittest weiter,
und wanktest mehr, als du vorher gewankt,
und standst noch einmal, und du hobst die Hand,
und schattetest die Augen, die in Schmerz und Glück,
in Licht und Tränen seltsam schimmernd strahlten.

Der bleiche Doge winkte einem Sklaven —,
du warst noch nicht drei Stufen weiter, Dogaressa,
da war der Mordstahl mir ins Herz gefahren,
verathmend fiel ich auf die goldne Stufe.
Das Fest ging weiter, niemand sah nach mir,
und heimlich rann mein Herzblut deinen Schritten nach.

Fußpflege und Lektüre. Moderne Farbenlithographie von A. Guillaume. 1908

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft“ Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

Und als du wiederkehrtest, Dogaressa,
tratst du in eine dünne Lache meines Blutes,
sahst nicht zu mir, ganz Fürstin, königlich und würdig,
nicht einen Blick dem toten jungen Griechen,
von dessen Blut dein seidner Schuh nun rot war
So sahn wir damals uns, geliebte Dogaressa!

In diesen Versen glüht ein seltsam innerliches Feuer von fast unheimlicher Leidenschaft. Die stumme und verzehrende Anbetung der geliebten Frau läßt in dem Dichter eine Vision aufsteigen, in der sein Herzblut ihren Schritten nachrinnt. So sahn wir damals uns … . Und heute? Nein, eben heut sieht er es so an, heut liegt er vernichtet auf den Stufen und sie schreitet stolz vorüber … Nicht jedem ist es gegeben, seine Sehnsucht so künstlerisch auszudrücken. Viele werden das überhaupt nie in Worte bringen können. Aber der Beweiswert einer psychologischen Urkunde darf nicht danach abgeschätzt werden, ob sie zugleich auch eine künstlerisch hochstehende Form besitzt. Die meisten Untersucher werden eine einfache Exploration in dürrer Prosa sogar bei weitem vorziehn. Dennoch, und wegen der relativen Seltenheit, möchte ich noch einige Proben anführen aus einem längeren Versdialog, der mir in einem näher untersuchten Fall zur Verfügung gestellt wurde

Oh! Herrin, willst du mich noch länger quälen?
schon steh ich an dem Rande meiner Kraft
hohläugig, und der Spiegel kann erzählen,
wie mein Gehirn sich martert und erschlafft.

Und nachts auf angstzerwühlten feuchten Kissen
starrt mir dein majestätisch stolzes Bild,
wie ich in Nebel, Gischt und Hindernissen
dem Schiffbruch vor das Rettungsfeuer quillt.

Oh! reiß mich nicht mehr aus dem Tief-Ertrinken,
ein herzlos Spielzeug deiner Launen Wut
laß mich mit letztem Schmerz belastet sinken
zum Grundvergessen deiner Lebensflut.

*

Übernächtigt will ich meine Knechte,
schlaflos, unruhvoll und matt,
daß ihr Seufzen meinen Traum umflechte
auf der kalten Lagerstatt.

Unruhvolle blasse Leidensaugen
tun mir recht von Herzen gut,
tränken meinen Vampirdurst, und taugen
sanfter noch als Schmerzensblut.

Wenn die Flammen dumpf erstickter schlagen,
brodelt Weihrauch voller her
meine Fieberglut in ihre Klagen
tauch ich, wie in kühles Meer

*

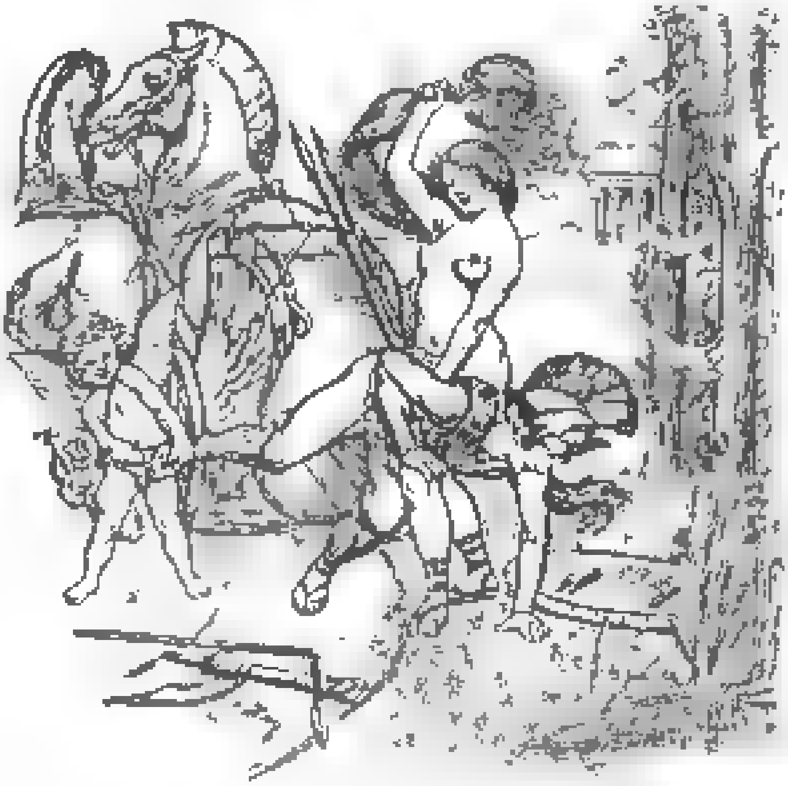
Durch tiefen Schlaf und Wachen her
bedrängt mich deine Gestalt,
nun weiß ich keine Ruhe mehr,
du nahmst mich mit Gewalt

Ich wollte fliehn und immer fliehn
und fühlte mich noch stark
nun flehn' ich nur noch auf den Knien
verwundet bis ins Mark

Oh! laß Madonna mich vergehn
wie Schnee vor linder Luft,
oh! darf ich nur dein Antlitz sehn
und spüren deinen Duft.

Zertritt mich! töte mich! ich bin
ja nur dein Eigentum,
und rauschest du von mir dahin,
schau dich noch einmal um

*



294. **Der gezähmte Kriegsgott.** Zeichnung von A. Willette. Um 1895

Nächtens hab' ich aufgelauscht,
ob dein Weinen klingt,
ob dein Klagen nicht verrauscht,
das mir Hymnen singt.

Aus so süßem Traume kam
trunken ich empor:
du lagst an der Schwelle zahm,
hingewühlt davor.

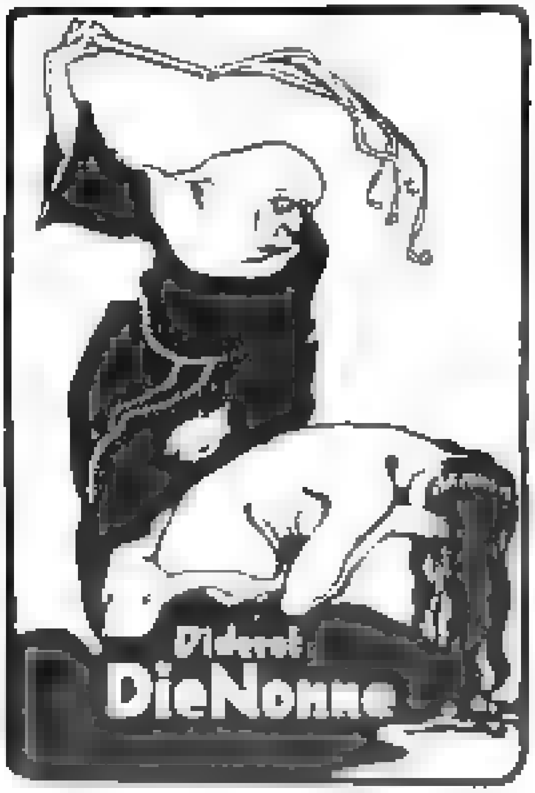
Und es tropfte durch die Nacht
deiner Zähren Fall
leise hat mein Herz gelacht
über deine Qual.

In die Kissen streckt' ich mich
oh so wohlig warm,
in die Träume reckt' ich mich
und in deinen Harm.

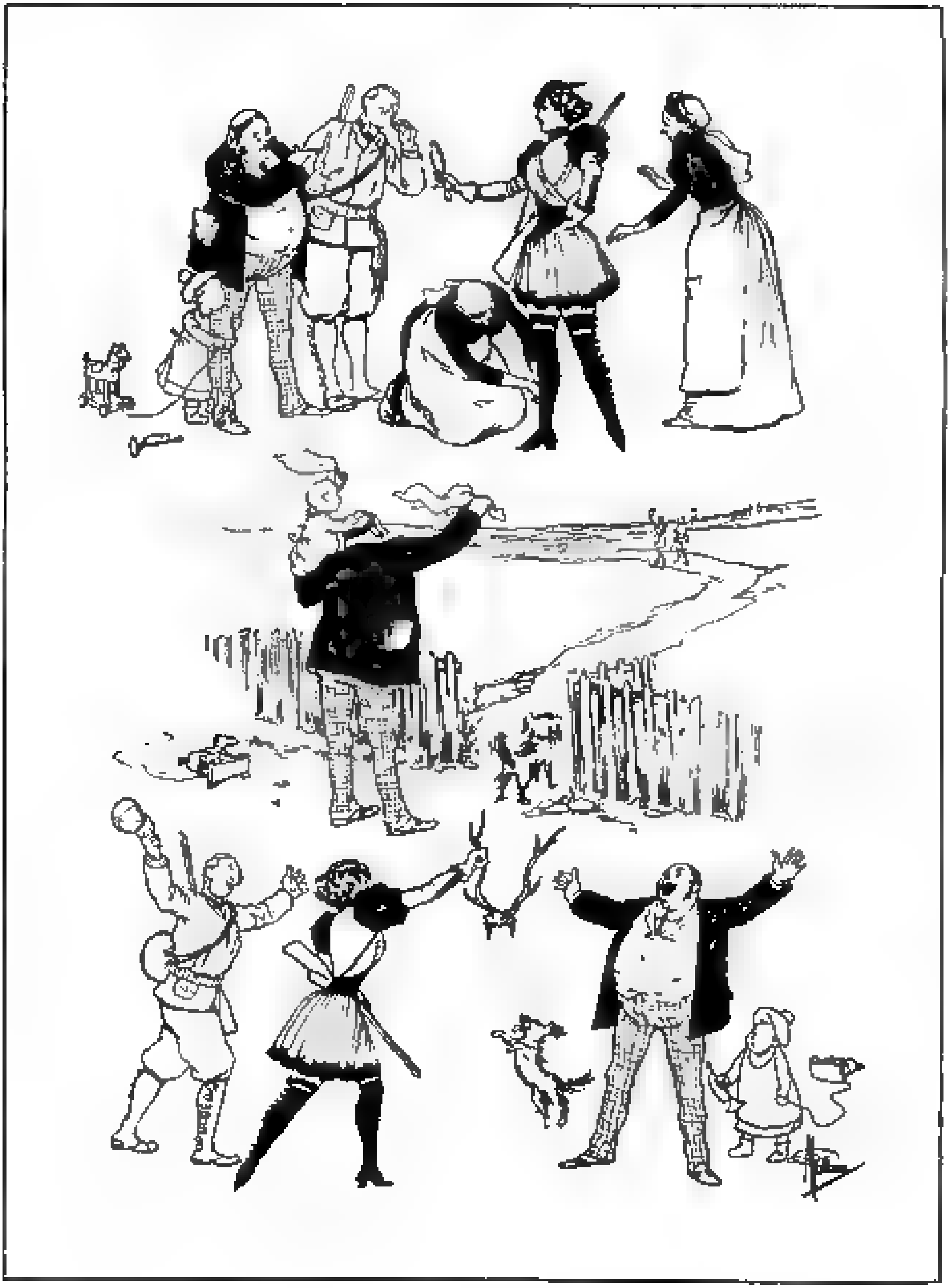
Ich schließe hieran eine Stelle aus dem Brief eines mir bekannten süddeutschen Juristen an eine Dame der Gesellschaft:

Mein innigstgeliebtes, gutes Mamachen! Das klingt so dumm für einen großen Menschen, und doch, ich möchte Sie, meine liebe, liebe gnädige Frau, so nennen dürfen. Denn „angebetete", das ist so kalt, so fernstehend. Wieviel tausendmal herzlicher und mindestens ebenso verehrend ist doch da die Anbetung, die das Kind einer strengen und zugleich lieben Mama entgegenbringt. Ich will auch ein ganz artiger und gehorsamer Junge sein, der seine Mama auf Knieen verehrt und sich wahnsinnig freut, wenn er zur Belohnung seinen Kopf in ihren Schoß legen und ihr voll inbrünstiger Dankbarkeit die süßen Hände küssen darf. Das sind meine Gedanken und meine einzigen Wünsche. Oh könnte ich zurückkehren und ein Kind sein, dessen ganzes Leben darin besteht, seiner jungen schönen Mama zu dienen und stets um sie, nur für sie da zu sein, in steter Furcht vor ihrer Strafe, in steter Hoffnung auf ihre Belohnung. Stundenlang möchte ich zu Ihren Füßen liegen und die Lehre von einem schöneren, besseren, glücklicheren Leben von Ihren grausamen und doch so süßen Lippen hören, vergessend aller häßlichen Wirklichkeit, und den kleinen Fuß küssen in tiefster Verehrung, der mich wegstößt oder liebkost.

Diese Stelle ist besonders charakteristisch. Denn sie gewährt uns Aufschluß über eine Ideen-Assoziation, die ich bereits auf Seite 176–180, hauptsächlich inbezug auf die darstellende Kunst, besprach. Ich verweise auch auf das, was ich an verschiedenen Orten über die Geburt des Kunstwerks aus der männlichen Psyche ausgeführt habe. Warum verfällt ein Künstler, wenn er die freie Wahl unter x Motiven hat, gerade auf das Motiv „Amor wird von Venus bestraft"? Es liegt ihm, es drängt sich ihm auf, es versetzt ihn in die nötige Schaffens-Stimmung. Er hat die Vision der Figuren greifbar vor sich, und sein Griffel zeichnet das innerlich Geschaute nach. Die spezifisch männliche Ideen-Assoziation seines Hirns wird so nach außen projiziert in zeichnerischen Symbolen und uns andern durch das Auge wieder nach innen vermittelt. Dasselbe tut der Briefschreiber hier; nur daß er das Visionäre in den Symbolen der Sprache und Schrift nach außen projiziert und uns andern wiederum durch das Auge nach innen vermittelt. Psychologisch sind die Vorgänge absolut identisch. Und identisch sind sie auch inbezug auf ihren Sexualcharakter. Es ist aus der Literatur hinreichend bekannt, daß sich viele Männer das Weib mit Vorliebe als eine Mutter denken, die mit Autorität und Würde Kinder zu erziehn versteht. Oder sie denken an eine stellvertretende Erzieherin, der alle mütterlichen



295. Moderne Umschlagzeichnung



296. Madame geht auf die Jagd. Zeichnung von [illegible]. Um 1900

Autoritätsrechte übertragen sind. Es ist klar, daß in diesen Ideen die strafende Disziplin der erziehenden Person eine zentrale Rolle spielen muß.

Für den wissenschaftlichen Erklärungsversuch ist es verlockend, diese Spielart der Männlichkeit aus einer Fortdauer besonders wirksamer Jugendeindrücke abzuleiten. Das ist natürlich auch vielfach geschehn, ja, die Inquisitionsmethode der Freud'schen Psychanalyse hat es verstanden, den untersuchten armen Sündern hinein- und herauszusuggerieren, daß sie, während sie an der Mutterbrust tranken, im stillen nur den Inzestgedanken erwogen. Auf dies moderne Forschungsgebiet des eben geborenen Unbewußtseins möchte ich mich nicht hinauswagen. Die Grenze des Komischen rückt hier so nahe, wie einstmals bei Galls Schädellehre. Nehmen wir aber mal den besonders wirksamen Jugendeindruck an. Der müßte in das zweite Lustrum des Lebens fallen. Nun, theoretisch kann man es sich ja vorstellen, daß eine „strenge und zugleich liebe Mama" (wie es in dem zitierten Brief des Juristen heißt), die gerecht richtet und beglückt, straft und belohnt, in dem Knaben als Idealbild des Weibes überhaupt weiterlebt und ihn später auf die Fährte setzt nach einer Doppelausgabe eben dieses Ideals. Indessen, wie immer, taugen in der Sexualwissenschaft derartige Schreibtisch-Erwägungen keinen Pfifferling. Der angenommene Zusammenhang ist nach meinen Erfahrungen überhaupt nicht vorhanden. Niemals habe ich ein Beispiel dafür gefunden, daß ein Mann, der die schülerhafte Situation der Abbildung Nr. 595 begehrte, im Hause eine Erziehung genossen hätte, die zu diesem Streben Anlaß geben konnte. Es bleibt also neben der angeborenen Variabilität des Triebes, die die Spielarten hauptsächlich hervorruft, nur die Vermutung, daß der Ideenkomplex von der strengen Mutter oder Erzieherin eine Erscheinungsform des machtbewußten Weibes ist und als solche reizt. Auch die nächste Briefstelle handelt von einer solchen Erscheinungsform. Der Charakter des Betreffenden ist durch die landläufige Idee kompliziert, seine Neigung zur Unterordnung sei eigentlich etwas Weibliches und er besitze eine weibliche Seele in einem männlichen Körper; eine Auffassung, die wahrscheinlich aus dem Studium der Urninge-Literatur stammt.

597 Eine Herrin. [illegible]

... soll ich Ihnen sagen, wie Ihre Nähe mich erfüllte mit jener atemhemmenden Bangigkeit, wie sie uns vor etwas Unbekanntem, Furchtbarem und doch so heiß, heiß Begehrtem erfaßt? Daß der Zustand, in den Sie mich gejagt haben, Ihnen gleichgültig ist, daß Sie achtlos darüber hinweggeschritten, ist für mich selbstverständlich. Denn ich erkenne Sie als eine Herrin-Natur ... Ich habe nur den einen Wunsch, unter die harte, eiserne strafe Disziplin Ihrer weißen, schönen Hände zu kommen und unter den zwingenden Einfluß eines über mir stehenden Geistes. Leiden möchte ich, mich ganz hingeben — machen Sie mit mir, was Sie wollen — sans phrase! ... Glauben Sie mir, wenn meine weibliche Natur nicht gefangen wäre in dem ihr gar nicht zukommenden Körper, so würde sie auch dann dem Weibe sich hingeben, unterordnen, es lieben und dafür doch nur alle erdenklichen Demütigungen begehren wollen ... Vor einigen Jahren sah ich im Theater Sudermanns Johannes. In jeder Beziehung, besonders der beiden Frauenrollen Herodias und Salome

298. Am Bändel. Zeichnung von Lüke. Aus den „Lustigen Blättern"

Das Spiel der beiden ergriff und erregte mich und ganz unauslöschlich bleibt mir die Szene, wo die Königstochter den Täufer durch einen Backenstreich demütigte. Wie sich da in grausamer Herrschsucht ihre Lippen schürzen, wie ihre Augen funkeln und ihre ganze Gestalt bebt vor verhaltener Wonne. Ich beneidete den Täufer.

Die nachfolgende Aufzeichnung, die wiederum von einem Juristen herrührt, dürfte als Extrem des Dienen-Wollens erscheinen. Dennoch geht hier der Wunsch nach Selbstentäußerung nicht so weit wie in dem künstlerischen Bekenntnis Holzamer's, der die Königin achtlos in das Herzblut des Anbeters treten läßt.

Ich möchte meine zukünftige Herrin vergleichen mit einer allmächtigen Sultanin, die irgendwo auf dem Sklavenmarkt, einer flüchtigen Laune folgend, einen Sklaven gekauft hat zum willenlosen Werkzeug ihrer kapriziösesten, wildesten Gelüste, und die ihn nach Gefallen erhebt oder aufs tiefste erniedrigt, und die er, als ihr Geschöpf, wie eine Gottheit anbetet. Ich habe die Empfindung, als müßte der neue Sklave alles Nähere durch die Herrin selbst oder, wenn möglich, durch ihren Sklavenvogt erfahren, was die Herrin, die ihn sich genommen, mit ihm machen und wozu sie ihn benutzen will. Er muß nur wissen, daß er nur ein Lustinstrument, also niedriger als ein Tier, werden soll. Das Wie steht im Belieben der Gebieterin, und je schneller er sich in dieses findet, um so besser für ihn. Das erste, was der Neuling in einem Sklavenserail wohl zu lernen hätte, wäre meiner Ansicht nach die Furcht vor der Herrin, jene zitternde Furcht vor dem höheren Wesen, die den Hund auf den Ruf auf dem Bauche zu seinem Herrn herankriechen läßt, den er kaum anzublicken wagt. Wohl immer wird das, wie beim Hund, nur durch grausame Züchtigungen erreicht werden, wobei der eine mehr, der andere weniger verträgt. Zweitens aber müßte ihm jedes Schamgefühl genommen und er zum Tiere erniedrigt werden, sowohl durch Worte, die wie Peitschenhiebe wirken, als durch die Dienste, die von ihm ver-

langt werden. Zur Austreibung jedes Gefühls von Menschenwürde waren außer den den Sklaven sehr erniedrigenden Diensten und Verrichtungen, zu denen er benutzt wird, auch zu erlernende Kunststücke, wie die eines Pudels, am Platze, jedenfalls außerordentlich demütigend. Eine Lust würde es demgegenüber für den Sklaven sein, wenn er Teile des für ihn heiligen Leibes seiner Herrin waschen, parfümieren, ihr die Nägel des Fußes polieren und sonstige Toilettendienste leisten dürfte. Ebenso wie er in selbsterniedrigenden Ausdrücken seine Göttin inbrünstig anbeten müßte, während sie ihn vielleicht verspottet oder während des Anbetens ohrfeigt. Die höchste Lust für ihn wird immer sein, seiner Herrin Lust zu bereiten, sei es aktiv durch irgendwelche raffinierte Liebkosungen, sei es passiv durch Erdulden von Qualen, oder Beriechen oder Dulden irgendwelcher Gelüste.

299. Die Mondaine

Zeichnung aus der „Jugend" von Paul Rieth. 1900

Einem neueren französischen Werke der Drs. Jaf und Saldo, das mancherlei sachverständige Detailbeobachtungen enthält, entlehne ich die nachstehende biographische Skizze.

Ein junger Engländer, knapp 25 Jahre alt, beichtete seine Geschichte einem Arzte in Cannes. Er war dorthin zur Besserung seines kläglichen Gesundheitszustandes gekommen, den ihm seine unmäßige Leidenschaft eingetragen hatte. Charles X. war groß, blond und schlank. Ein dichter Wald von natürlich gelocktem Haar umrahmte sein abgemagertes und von frühzeitiger Erschöpfung angegriffenes Gesicht. Seine schwer reichen Eltern waren längst gestorben und hatten ihn schon ganz jung den Händen einer Erzieherin überlassen, die bereits geraume Zeit im Hause schaltete und waltete. Ellen, so hieß sie, besaß solchen Einfluß auf den Knaben, daß er alles ertrug, was sie begehrte. Er ließ sich von ihr züchtigen ohne andere Gegenwehr als leises Wimmern, wenn sie des Abends, sobald alles im Hause still war, auf sein Zimmer schlich, die Decken zurückwarf und ihn schlug, indem sie ihm gleichzeitig mit der Hand den Mund verdeckte, um sein Schreien zu ersticken. Indessen, der Knabe weinte kaum, ja die grausame Züchtigung wurde ihm fast zur angenehmen Gewohnheit, obgleich es ihm oft war, als drängen ihm tausend glühende Nadelspitzen in die Haut. Das machte: Die Erzieherin nahm schließlich an ihm erschöpfende Liebkosungen vor, sobald sie das eigene brutale Begehren erfüllt hatte. Sagte sie ihm über Tage, daß er eine Strafe verwirkt hatte, so erschien sie unfehlbar bei ihm in den ruhigen Abendstunden oder früh morgens vor dem Erwachen, und der Knabe, verliebt in seine Pein, erwartete sie stets mit Ungeduld. Im Verlauf dieser Gewohnheiten verfiel der junge Charles in eine schwere Krankheit, und seine Genesung machte eine Entfernung von seiner Gebieterin notwendig. Als er wiederhergestellt war, war alles an ihm verändert, er war inzwischen zum Mann geworden. Ellen, die im Haus regierte, wünschte, der Jüngling solle nicht wieder zur Schule kommen. Diese merkwürdige Frau galt als sehr erfahren in der Jugenderziehung und sie verstand es daher leicht, dem Arzt und der Tante „ihres lieben Jungen" beizubringen, daß er auf der Schule nur schlechte Manieren annehmen würde und daß er besser im Hause bliebe. So kam denn alle täglich ein Hauslehrer, um Charles' Bildung zu vervollkommnen. Ellen war inzwischen die Hofmeisterin und befehligte einen Haufen von Bedienten, die ihr blindlings ergeben waren. Der junge Mann wurde nun bald zum Spielzeug der unvernünftigen Leidenschaften der Erzieherin. Sie war vom Dämon der Grausamkeit besessen. Ihre Lebenslust, zu quälen, schickten ihre verderbten Instinkte auf, und so gab sie sich ganz ungehemmt dem Vergnügen hin, aus Charles ihr Opfer zu machen und ihn Schritt für Schritt zu entmannlichen. Schließlich ließ sie den jungen Mann in ihr Zimmer kommen, und nicht er, sondern sie war es, die ihn nahm. Aber eines Tages ekelte er sich vor dem wiederholten Begehren der Megäre nach Annäherung. Die Manipulationen, die sie unablässig

an ihm vorgenommen, hatten ihm den Geschmack an dem gewöhnlichen Vergnügen der Liebe geraubt. Er zog jetzt die Komplizenschaft vor, die sie ihn gelehrt hatte. Nun peitschte ihn Ellen mit äußerster Strenge und probierte alle möglichen Marterinstrumente an ihm aus. Charles liebte dies unerträgliche Leiden und diese Demütigung, weil er sie wett machen durfte durch die niedrigsten Liebkosungen, die er ihr zitternd darbrachte, gehorsam den Befehlen, die sie mit kurzer und harter Stimme erteilte. Anfangs hatte er sich gesträubt und wurde dafür von ihr in einem Anfall von rasender Wut grausam gezüchtigt, dann gab er nach und liebte und begehrte zum Schluß selber die Schmach. Die Lieblingsmethode der Erzieherin war, Charles auszuziehen und ihn gemächlich und aus aller Kraft zu peitschen, während er auf dem Bett oder auf der Erde liegen mußte. Sie setzte sich auf seinen Nacken, nahm die Ruten zur Hand und begann lächelnd ihr grausames Manöver und das gewöhnliche Spiel, das ihr Opfer zu ihrem Sklaven machte. Nichts machte ihr mehr Freude, als wenn sie sah, wie seine Haut allmählich errötete und purpurn wurde, und wenn das Blut perlte, war ihre Lust auf dem Gipfel. Beständig sann sie über neue Marterinstrumente nach und über seltsame Stellungen, die ihr Opfer einnehmen mußte. Es gab unerhörte und ruchlose Szenen der Flagellation, bis der Knabe völlig zusammenbrach und mit blutenden Schrunden bedeckt war. Sie hörte erst auf, wenn Charles tatsächlich am Rande seiner Kräfte war und seine Nervenspannung den Paroxysmus erreichte, sodaß er das Schreien nicht mehr unterdrücken konnte. Wenn er bei ihr war, zeigte sie sich liebenswürdig und küßte ihn nur in der üblichen Weise. Es war eine Liebkosung mit trockenen Lippen, eisige und leblose Küsse. Die Marter blieb aufgespart für den Tag und erfolgte nach immer raffinierteren Methoden. Charles wurde mit der Weile hinfällig. Der Umgang mit der ausschweifenden Erzieherin schwächte ihn und machte ihn in gewisser Beziehung unfähig; er war unglaublich abgemagert. Nun geschah es eines Tages, daß ein Onkel Charles', der aus Indien heimkehrte, ihn unerwartet besuchte. Bestürzt über den Zustand seines Neffen, nahm er ihn einfach zu einem Arzt mit. Es muß dabei bemerkt werden, daß dies in Abwesenheit Ellens sich ereignete. Der Arzt verlangte, daß er sich auskleide, trotz seines ungeberdigen Widerstandes. Man kann sich die Überraschung der beiden Männer vorstellen, als sie diesen von Striemen und blauen Flecken bedeckten Körper erblickten. Der Onkel behielt seinen Neffen für einige Zeit bei sich in London und rechnete mit der schrecklichen Ellen in gehöriger Weise ab. Wegen seines schwächlichen Zustandes ward Charles dann nach Cannes geschickt und einem Arzt anvertraut, der ihn in eine sorgfältige Kur nahm. Leider war der junge Mann schon zu sehr angegriffen, als daß sich eine vollständige Wiederherstellung erhoffen ließ. Außerdem war er gerade majorenn geworden und bekam Lust, nach Paris zu gehen, wo er entschlossen war, endlich von dem erlaubten Vergnügen zu kosten. Die nervöse Schwäche, die er den Erziehern verdankte, hatte seine Sinnlichkeit nur eingeschläfert; nach langer Ruhe zeigte sich jetzt bei ihm ein brennender Durst nach Vergnügen. Es wäre also sehr leicht gewesen, besonders für einen reichen jungen Mann, in den heiteren Weltstädten Genuß zu finden. Aber er wurde schnell enttäuscht. Es zeigte

300. „Das hat man davon, wenn man zum Weibe geht und die Peitsche [illegible].“
Zeichnung von [illegible]. Aus der „Jugend“ [illegible]

sich, daß er auch den schönsten Frauen gegenüber kalt blieb. Er versuchte, sich flagellieren zu lassen. Er unterwarf sich all den Martern, denen ihn Ellen unterworfen hatte. Doch fand er wohl so viel Schmerz, als er nur wünschte, aber auch nicht den Schatten von Lust. Er ging wieder nach Cannes. Hier ist er überzeugt, daß kein Weib der Welt ihm seine Kraft wiedergeben könnte, außer Ellen. Er ist und bleibt der untertänigste Sklave, der demütige Hund der ersten Frau, der einzigen, die er kennen gelernt hat, einer wahren Hexe, die geldgierig, abnorm, häßlich und nicht mehr jung ist, aber die ihn unter ihre Launen gebeugt und ihn die Lust im Leiden gelehrt hat.

Es ist lange Zeit wissenschaftlich angezweifelt worden, daß es Frauennaturen, wie die eben geschilderte, gebe, sie seien nur ein Phantasieprodukt männlichen Wunschempfindens. Das hätte sich indes schon historisch widerlegen lassen. Zum Beispiel berichtet Tallemant des Réaux folgendes Faktum:

Madame de Vervins, die Frau des königlichen Oberhofmeisters, hatte die Leidenschaft zur Peitsche. Wenn sie gerade niemanden zur Hand hatte, der ihren Geschmack teilte (denn sie schlug kräftig zu und wollte bei ihren Liebhabern Blut sehen), so ließ sie ihre Zofen unter irgend einem Vorwand peitschen. Ihr Schweizer wurde vier Tage lang gepeitscht, weil er ohne ihre Anordnung das Tor geöffnet hatte. Am Charfreitag anno 1647 beschäftigte sie sich den ganzen Tag bloß damit, einen Mann und eine Frau abwechselnd schlagen zu lassen.

Weniger kraß ist die Schilderung eines Gesellschaftsspiels, das in den Salons der Kaiserin Eugénie stattfand. Dr. Barthez, der Leibarzt Napoleons, hat die Szene in einem Brief festgehalten:

Ich muß Dir einige Szenen erzählen, denen ich gestern abend, am 25. Dezember, beiwohnte. Es war nach dem Diner, zu dem einige Persönlichkeiten, der letzte Rest der Gesellschaft von Biarritz, geladen waren. Also mehr oder weniger ein intimes Diner. Da man mit dem Abend nichts anzufangen wußte, beschloß man, sich mit kleinen Gesellschaftsspielen zu amüsieren, während der Kaiser den Kreis verlassen hatte, um mit dem preußischen Gesandten zu arbeiten. Alle Anwesenden mußten einen großen Kreis bilden, und jeder legte die Hand auf ein Band, das den ganzen Kreis durchzog. Zwei Personen wurden in die Mitte des Kreises gestellt und bemühten sich nun, auf die Hände der anderen zu klatschen, die das Band hielten. Die Hände sollten diesen Schlägen durch schnelle Bewegungen und Geschicklichkeit ausweichen, ohne jedoch das Band loszulassen. Wie Du Dir vorstellen kannst, hagelte es natürlich klatschende Schläge. Ihre Majestät erteilte und empfing sie mit Lachen, und sie war fröhlich und ausgelassen wie ein kleines Pensionsmädchen in den Ferien. Als man nun genug Schläge ausgeteilt und erhalten hatte, ging man zu einem anderen Spiele über. Die Damen versammelten sich in einem besonderen Salon und bewaffneten sich mit Servietten, in die ein Knoten geschlungen war. Die beiden Enden der Serviette behielt man in der Hand und besaß auf diese Weise eine Art Geißel, mit der man recht tüchtig zuschlagen konnte. Jede Dame wählte in der Stille einen Herrn aus, dann durften die Herren eintreten und jeder von ihnen ging auf eine der Damen zu und verbeugte sich. Wenn er das Glück hatte, die Dame zu begrüßen, die ihn gewählt hatte, durfte er in der Gesellschaft der Damen bleiben. Wenn er sich aber irrte und vor einer falschen seine Verbeugung machte, so stürzten sich sofort alle mit ihren Serviettenknoten auf ihn und überhäuften ihn mit Schlägen, bis er sich wieder aus dem Salon gerettet hatte. Ich sah dabei, wie der Kaiser von den Damen geschlagen und verfolgt wurde, die im Eifer des Gefechtes über Stühle, Tische, Sessel und Sofas sprangen, der Graf Hatzfeld wurde schrecklich zu-

301. Angebissen. Radierung von [illegible]. Um 18[illegible]

Verlag von Eduard Fuchs und Albert Langen
Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

gerichtet, der Minister der öffentlichen Arbeiten ergriff vor den Schlägen, die hageldicht auf seinen Rücken niedergingen, schleunigst die Flucht, und auch ich habe mein Teil abbekommen. Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welch fröhlichem Eifer die Kaiserin an diesen Spielen teilnimmt, die oft zu einem wilden Durcheinander werden, zu einem Kampf, in dem die Männer sich bemühen, die eifrig dreinschlagenden Damen zu entwaffnen. Die Kaiserin war wirklich wie ein Pensionsmädchen, das auf kurze Zeit der Aufsicht ihrer Lehrerin entwischt ist. Sie schlug rechts und links drein, schrie, lief, gestikulierte und hatte in diesen Augenblicken gar nichts von der Majestät einer Kaiserin.

302. Zur Strecke gebracht
Titelblatt der „Jugend" von Ernst Stern. 1908

Gesellschaftsspiele, in denen die Frauen triumphieren, hat es immer gegeben. Sie liegen in der natürlichen Tendenz der Umwerbung und dienen der Verlust-Stimmung, sind also im biologischen Sinne als Liebesspiel aufzufassen. Ich erinnere mich, daß wir als Kinder eine Art Pfänderspiel veranstalteten, das stets von den Mädchen angestiftet wurde, und wobei diese uns Knaben mit den lächerlichsten Fragen und Kalauern reinlegten und uns infolgedessen die Pfänder haufenweis abnahmen. Danach kam der Triumph der Mädchen. Behufs Einlösung der Pfänder verlangten sie von uns kleinen Rittern, daß wir die schwierigsten und zugleich läppischsten Aufgaben ausführten. Ein Erwachsener wäre über den innerlich sadistischen Sinn dieser Aufgaben nicht im Zweifel gewesen. Wir Knaben fanden es bloß natürlich, daß die Mädchen darüber vor Vergnügen aus dem Häuschen gerieten. A. von Eye beschreibt einen Teppich des Germanischen Museums, der vom Ende des 14. Jahrhunderts stammt und ein Gesellschaftsspiel darstellt. „Es ist eine Art von komischem Turnier zwischen Herren und Damen. Auf der äußersten Rechten sitzt in einem eingefriedigten Raum auf einem Thron die Frau Minne, mit Dienern zur Seite, und zu ihren Füßen liegen Herren, an die Schranken gebunden, harrend, wie es scheint, bis die Reihe an sie kommt, von den Damen zum Kampfe gelöst zu werden. Paarweise ziehn Herr und Dame zum Kampfspiel. Um den Kampf leichter zu machen, sitzt die kämpfende Dame auf dem Rücken eines Mannes und wird vom Rücken her von einem andern unterstützt. Es gilt, einander umzustoßen. Wer besiegt ist, wird von seinem Gegner fortgeführt!" Es versteht sich, und die Galanterie erfordert es, daß die Dame siegt. W. Rudeck, der Verfasser einer sogen. Kulturgeschichte, die an Verständnislosigkeit ihres gleichen sucht, führt dies Teppichbild gleichfalls an. Er tadelt die maßvolle Tonart der Beschreibung Eye's und erbricht sich dann in die Schimpfworte „schamlos" und „zuchtlos". Diese Art, „Kulturgeschichte" zu schreiben, ist das Widerwärtigste, was sich denken läßt. Man reiht interessante Lesefrüchte auf ein schnelles Fädchen und verdeckt den völligen Mangel an wissenschaftlicher Verarbeitung durch scheinheilige sittliche Entrüstung. Moral nimmt sich leicht,

303. Der gezähmte Tiger. Gemälde von Bila

Doch ich habe mich darüber schon auf Seite 8—10 und 30—32 genügend ausgelassen. — Die hierher gehörigen Abbildungen zeigen uns vor allem das beliebte „jeu de la main chaude" (Abbildung Nr. 259 und 273), das Blindekuh-Spiel oder colin-maillard (Abbildung Nr. 269); die „Silhouette" (Abbildung Nr. 274) und die „Liebesbrücke" (Abbildung Nr. 271), deren Psychologie wohl ohne weitere Erläuterung verständlich ist.

Zu erwähnen sind im Anschluß an diesen Abschnitt noch einige andre Blätter. Rowlandson's großer Kupfer über die „Rolle der Weiber beim Boxermatch" zeigt die ganze brutale Ausgelassenheit seiner Kunst (vgl. große farbige Beilage). Wie sie hetzen, kreischen, stampfen, brüllen und raufen! Ein Hexensabbat ist losgelassen. — Die Abbildungen Nr. 303, 305, 306, 307 enthalten das recht beliebte Motiv der Tierbändigerin. Man kann nicht behaupten, daß die bedeutendsten Künstler von diesem Motiv gereizt worden sind; die Masse der populären Produktion ist zweiten und geringeren Grades. Vielleicht ist der rein stoffliche Inhalt den großen Künstlern zu überwiegend, vielleicht hat auch das Tiermalen seine besonderen Schwierigkeiten. Rienäcker wirkt noch am besten; doch gibt er eigentlich nur einen Akt. Ein zuckersüßer Farbenkitsch in großen Dimensionen ist Bouché's Salambo, und die Gartenschere auf der Lamotte'schen Lithographie macht einen so gefährlichen Eindruck, daß man den verzweifelnden Seitenblick des Herrn Löwen durchaus nachfühlen kann. Eine kühne Lotung in die Tiefen der weiblichen Seele ist die Zeichnung von Jean Berg (Abbildung Nr. 292) aus dem Courrier Français von 1888, ist es eine hygienische Marotte, die diese Dame ins Schlachthaus treibt, oder hat der „Blutdurst" kompliziertere Zusammenhänge? Heidbrinck hat in derselben Zeitschrift den „weiblichen Blaubart" dargestellt (Abbildung Nr. 290) und unser Spezial-Freund Willette ebenda den Übermut „bei Hofe und in der Mansarde" (Abbildungen Nr. 154 und 155). Das innerste Wesen des weiblichen Machtgefühls aber enthüllt Rorbet in zwei Zeichnungen (Abbildungen Nr. 157 und 308). Mit Rosen

ist anfangs der Stamm umwoben, dann aber vollführt die Mutentbrannte den „Stich ins Herz"; treu und folgsam schaut der Windhund zu ihr auf. Das andere Blatt versetzt uns in die „Arena der Liebe", der Mann-Kämpfer liegt überwunden am Boden und die Gladiatorin setzt ihm den Fuß auf den starken Nacken, der kleine Amor ruft ihm nach antiker Art mit abwärts gerichtetem Daumen das Schicksalswort zu (amor — à mort). Am Weibe muß er zu Grunde gehn.

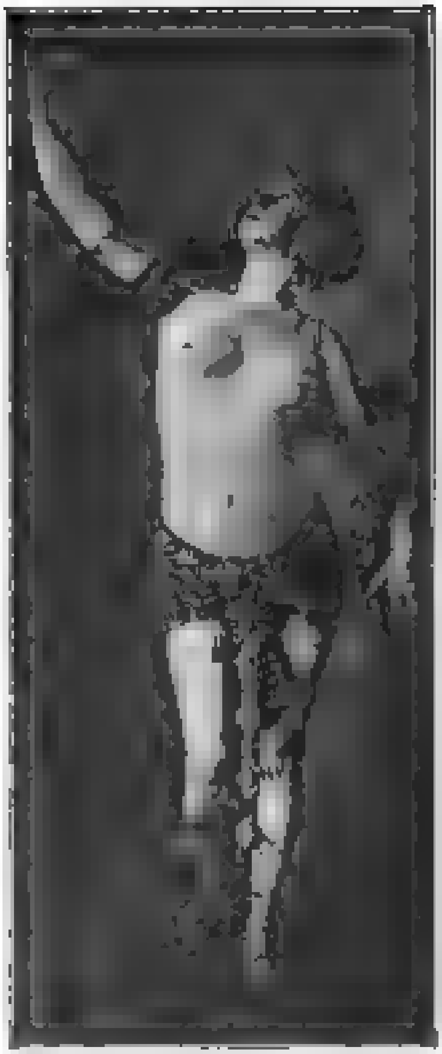
Der „Stich ins Herz" von Roebel illustriert gleichzeitig ein Stück mystischen Aberglaubens, die Anschauung von einer telepathischen Übertragung des zugedachten Unheils. Grimmiger ist der Glaube vom Vampir, der hauptsächlich in den Balkanländern umgeht. Der Vampir ist nicht unbedingt weiblichen Geschlechts, da jeder Geist eines Verstorbenen wiederauferstehn und sich nächtlicherweile vom Blute der Lebenden nähren kann. Doch sind die slavische Vila und die orientalische Ghule, Phantasiegestalten ähnlicher Art, immer Weiber. Wir sprechen vom Alp, der drückt, und das ist wohl die beste psychologische Erklärung. Das ganze ist ein Angsttraum und meist sexuellen Ursprungs (vgl. hierzu Abbildung Nr. 150), es scheint jemand auf dem Schlafenden zu liegen (incubus, incuba) und ihm die Lebenskraft auszusaugen. Nun, der Künstler unserer anonymen Lithographie „In den Fängen des Vampirs" (vgl. große Beilage) hat sich den Vampir jedenfalls nur als schönes und schreckliches Weib denken können, das sphinxartig unheimlich und gewalttätig die Krallen seinem Opfer in den Leib schlägt. Im arabischen Folklore tritt die Ghule häufig auf, sie ist mehr eine Tageserscheinung und betreibt Menschenfresserei.

Der König, um welchen es sich handelt, hatte einen Sohn, welcher dem Waidwerk und der Hetzjagd im besondern sehr ergeben war, und er hatte auch einen Wesir. Dieser König nun hatte jenem Wesir aufgetragen, überall hin zu folgen, wo sein Sohn gehe. Eines Tages aber ging jener Prinz auf die Jagd aus, zu Fuß und auch zu Pferde, und mit ihm der Wesir seines Vaters. Beide zogen sie aus und erblickten ein schreckliches Tier. Da sprach der Wesir zum Sohn des Königs: Auf! diesem wilden Tiere nach und verfolge es! Da machte sich der Prinz daran, das Tier zu verfolgen, bis daß er den Augen entschwand. Ganz plötzlich in der Einöde verschwand das Tier. Da war der Prinz gar ratlos und wußte nicht, wohin er gehn sollte, als er auf der Höhe des Weges eine Sklavin sah, die weinend dasaß. Der Prinz sprach zu ihr: Wer bist du? Sie erwiderte: Ich bin die Tochter eines Königs unter den Königen von Indien. Während ich in der Wüste mit der Karawane dahinzog, ward ich vom Schlummer erfaßt und fiel von meinem Tiere, ohne es zu merken. So fand ich mich ganz verlassen, allein und ratlos in dieser Einöde! Als der Prinz diese Worte hörte, ward er von Mitleid ergriffen, trug sie zu seinem Pferde und hob sie auf die Kruppe. Dann brach er auf. Als sie an einem kleinen verlassenen Hause vorbeikamen, sprach die Sklavin zu ihm: O mein Gebieter, ich möchte gern ein Bedürfnis verrichten! Da setzte er sie nieder bei der Ruine. Als er aber bemerkte, daß sie zu lange verweilte und sich Zeit ließ, ward er von Unruhe erfaßt und folgte ihr in die Ruine nach, ohne daß sie es bemerkte. Da sah er denn, daß es eine Ghule war, ein Wesen, welches vielerlei Gestalt annimmt, den ergebenen Wanderer voll Hinterlist anzulocken und dann grausam zu verzehren. Und er hörte sie zu ihren Kindern also sprechen: O meine Kinder, ich habe euch heute einen fetten jungen Burschen mitgebracht. Sie riefen: Ach bring ihn uns doch, auf daß wir ihn in unsre Bäuche

[illegible] Erlegt! Gemälde von [illegible]

305. Beschnittene Klauen

Lithographie von Weiß und Kamptz. 1815



306. Die Schlangenbändigerin

Gemälde von Rieder

hineinwerfen!' Als nun der Prinz diese Worte vernahm, war er seines Todes sicher, seine Muskeln zitterten an den Knochen und voll des Entsetzens seiner selbst wegen ging er heraus. Als nun die Ghule wieder herauskam und sah, daß er in Angst war, gleich einem Maultreiber und zitterte, da sprach sie zu ihm: Was gibt es, daß du dich so sehr fürchtest? Und er erwiderte darauf: Ich habe einen Feind, den ich fürchte! Darauf die Ghule: Du? Du hast doch folgendes zu mir gesprochen: Ich bin der Sohn eines Königs unter den Königen! Da sagte er: Ja, in der Tat! Sie sprach: Warum also gibst du nicht deinem Feinde einiges Geld, um ihm Genüge zu tun und ihn zu versöhnen? Darauf er: O, er begnügt sich nicht mit meinem Geld und er begnügt sich nicht mit meiner Seele. So bin ich denn sehr in Angst und ein Mann, der das Opfer ist einer großen Ungerechtigkeit!' (Die Ghule gibt ihm nun den Rat, Allah anzurufen. Er tut es, worauf die Ghule verschwindet.)

Glaube und Aberglaube sind genau nur nach den jeweiligen orthodoxen Vorschriften und Auslegungen trennbar. Psychologisch fließen sie ineinander und haben kein sicheres Kennzeichen der Unterscheidung. Ich schließe deshalb hieran die religiöse Nuance des herrischen Weibes, das sich in der Regel mit weiblichen Untertanen begnügt, weil keine männlichen in seinem Machtbereich zu haben sind. Diderot hat uns in seiner „Religieuse" von diesem Typus ein fein ausgeführtes Seelengemälde hinterlassen, dessen Beschlagnahmung sonderbarerweise unsrer Zeit vorbehalten blieb, weil die Behörde jetzt plump draufzugreift, wo nur immer ein Kantschu vorkommt (Abbildung Nr. 295). Das gibt dann ein Halloh und ein billiges Gerede über Unbildung des Schutzmanns

oder Staatsanwalts, und am Ende verkauft sich die schlechte Übersetzung, für die so bequem Reklame gemacht wurde und die kein Autorenhonorar kostet, besser, als ein Dutzend moderner Originalarbeiten von gleichem Wert. Klöster, Nonnen und dergleichen scheinen vielen der Vergangenheit anzugehören. Daß dem nicht so ist, ersieht man aus nachfolgendem Bruchstück der „Tagebuchblätter einer Karmeliterin", die die Berliner Volkszeitung 1909 in größerem Umfange veröffentlichte:

Um neun Uhr rief die Glocke zum Schuldkapitel — zur Selbstanklage, zum Bekenntnis der Fehler gegen die heilige Ordensregel. Jeden Freitag muß ich diesen Gang tun, und jedesmal wird er mir sauer. Nicht aus Stolz, denn wenn diese Anklage auch, wie überhaupt alles und jedes in diesem Kloster, zur Verdemütigung dienen soll, so kann ich nichts Demütigendes darin finden. Alle Schwestern klagen sich ja an, und außerdem, das Ehrgefühl stumpft schließlich völlig ab. Wenn man nichts weiß, denkt man sich sogar etwas aus — um nicht makellos dazustehen, der Tugend, der Demut zuliebe wird hier ja so viel gelogen, warum also nicht beim Schuldkapitel! — Ich brauche aber nicht zu lügen — ich finde stets genug zur Anklage. Ich vergesse die Türen zu schließen, ich halte die Augen nicht genügend gesenkt, ich wechsele mein Habit zu oft, ich gehe zu hastig, ich zeige im Chor entweder zu viel oder zu wenig Andacht, ich passe beim Offizium nicht auf und so weiter. Heut kam ich nun auch noch zum Kapitel zu spät und konnte mich gleich deswegen anklagen. Wenn ich den großen grünen Tisch sehe, der mitten in dem ernsten, mit Darstellungen des Todes „gezierten" Raume steht und die tief verschleierten Gestalten der Äbtissin, der Priorin, der Subpriorin und der Novizenmeisterin darum sitzen sehe und die Schwestern im Kreise stehen, die Hände unter dem Skapulier um das kleine Kruzifix gefaltet, bis die Reihe an die einzelnen kommt, hinzuknien zur Anklage, dann muß ich an die mittelalterliche Feme denken, aber ich kann sie mir nicht ganz so trostlos vorstellen, wie dies Gericht um Nichtigkeiten, die zum Verbrechen aufgebauscht werden. Ich bekam eine ungewöhnlich lange Strafrede und eine empfindliche Buße, die mir von jeher direkt widerwärtig war. Ich mußte bei der Mahlzeit im Refektorium vor einem Schemelchen knien, nachdem ich mir die Suppe löffelweise auf den Knien von den Schwestern zusammengebettelt hatte. Wie ein Hund kam ich mir vor, als ich unter den Tischen herumkroch, und heiße Tränen standen mir in den Augen, während ich mich gequält fragte, ob Gott so etwas zur Vollkommenheit verlange? So überwand ich den ersten Tisch, an dem die hohen Vorgesetzten speisten und kam zu den Laienschwestern. Die gute Schwester Klara hatte den Mist nicht ordentlich bearbeitet und trug nun zur Strafe ein Stück einer alten Mistgabel, die ihr an dickem Bindfaden den gebeugten Rücken entlang hing. Es sah von unten gesehen, als ich ihren Fuß küßte — das gehörte auch zu meiner Buße — gar zu komisch aus, und ein befreiender Humor, den ich längst tot geglaubt, kam über mich. Diese ganze komplizierte Buße machte mir mit einemmal köstlichen Spaß, und als ich endlich alle fünfzig Füße abgeküßt und meinen Teller voll ekelhafter Speise hatte, mußte ich mir die größte Mühe geben, eine der Strafe entsprechende beschämte Miene aufzusetzen. Aber die Buße war noch nicht zu

307 Salambo. Farbiger Stich von [illegible]. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

308. In der Arena der Liebe. Zeichnung von Roebel

309. Auf dem Geweih. Titelblatt der Zeitschrift „Frou-Frou". 1907

zu heiraten. Er stellte sie in Wien jedem als seine Braut vor. Dann errichtete er hier ein Testament, in dem er ihr, von den liegenden Gütern abgesehen, die seinem Sohne, einem jetzt achtjährigen Knaben zufallen sollten, sein ganzes Vermögen vermachte. Aber damit war die Tarnowska nicht zufrieden. Sie wollte weder warten noch den Grafen heiraten. Sie wollte nur Prilukow angehören, dem flüchtigen Anwalt, der trotz seiner 37 Jahre den Eindruck eines ziemlich abgelebten Greises machte. Aber um den ruinierten Mann heiraten zu können, brauchte man Geld. Um sich dieses zu verschaffen, wurde ein teuflischer Plan ausgeheckt. Marie Tarnowska veranlaßte ihren Freund, den Grafen Kamarowsky, sein Leben auf 500000 Francs zu ihren Gunsten zu versichern. Die Versicherung wurde abgeschlossen, und der Graf bezahlte die erste Prämie mit 5000 Francs. Nun sollte Prilukow den Grafen ermorden. Doch er fühlte sich dazu nicht fähig. Er trug sich wohl eine kurze Zeit mit dem Plane, den Grafen durch chloroformierte Zigaretten zu betäuben und dann zu erschießen, gab aber den Vorsatz bald auf. Da geriet die Tarnowska auf den Gedanken, die Ermordung des Grafen durch einen dritten Verehrer besorgen zu lassen. Dieser Verehrer Nummer drei war ein junger russischer Gutsbesitzer und Staatsbeamter, Naumow, der sich wegen der Tarnowska gleichfalls von seinem Weibe hatte scheiden lassen und der verführerischen Gräfin auf allen ihren Wegen folgte. Er war auch gleich zur Hand. Eine Zeitlang wohnten sogar alle drei Verehrer in demselben Wiener Hotel, und das vielseitige Geschöpf verstand es, noch zwei Liebhaber zu erfreuen, ohne daß der Graf eine Ahnung davon hatte. Der junge Naumow war von rasender Eifersucht gegen den Grafen erfüllt, und die Tarnowska brauchte dem aufbrausenden Liebhaber, der ihr bei ihren Besuchen die schrecklichsten Szenen machte, nur zu sagen, daß sie den Millionär heiraten wolle, so schwor der Verblendete schon, den Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Die Ereignisse vollzogen sich nun rasch. Die Tarnowska begleitete ihren gütergesegneten Freund nach Venedig, wo er eine Villa bezog. Nach wenigen Tagen verließ sie ihn aber, um nach Kiew zurückzukehren. Naumow drang in die Villa des Grafen und feuerte fünf Revolverschüsse auf ihn ab, die ihn tödlich trafen. Vor dem Hause stand Prilukow mit drei Geheimpolizisten, um den Täter sofort festzunehmen und dem Gericht zu überliefern. Dieser aber benutzte einen rückwärtigen Ausgang zur Flucht. Er eilte nach Verona, wurde aber hier verhaftet. Auf die dringenden Depeschen des sterbenden Grafen verließ die Tarnowska Kiew, um an das Krankenlager Kamarowskys in Venedig zu reisen. Aber die Wiener Sicherheitsbehörde nahm die Gräfin fest, als sie hier eintraf, ebenso den Prilukow, der sie hier erwartet hatte. Der Graf erlag seinen Wunden in der Lagunenstadt, aber nicht, ohne vorher seine Freundin in einem zweiten Testamente nochmals zu seiner Universalerbin eingesetzt zu haben! Noch in letzter Stunde tauchte ein Verehrer Nummer vier auf, ein italienischer Offizier, der der befreundeten Dame in Kiew regelmäßig Bulletins über das Befinden Kamarowskys gesandt hatte. Nun sitzt das verhängnisvolle Weib im „grauen Hause", wie man das düstere Landesgerichtsgebäude in Wien nennt. Was mag sie wohl denken, diese leichtsinnige Frau, die über die Leichen der Männer dahinschreitet, die sie lieben? Ach, sie verleugnet auch im „grauen Hause" nicht ihren Charakter. Sie will sich nur putzen und schmücken, sie verlangt ihre Prachtroben und ihr Geschmeide. Sie wird sie lange entbehren müssen und wohl niemals wiedersehen. Sie wird in Venedig abgeurteilt werden.

Endlich ist der Typus der Neu-Amerikanerin zu erwähnen, wie er sich in den Vereinigten

Hochmut. Kunstblatt von F. Zmurko 1906

Albert Langen, München

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY.

319. „Schmücke dein Heim." Zeichnung von [illegible]. Aus der „Jugend". [illegible]

Staaten herauszubilden scheint. Folgende Zusammenstellung läßt jedenfalls den Schluß zu, daß der öffentliche Charakter der Frau jenseits des großen Teiches eine Färbung angenommen hat, die sich in andern Ländern nicht in dem Maße nachweisen läßt:

Mr. S. W. Vannostran aus Chicago kann sich rühmen, in diesem Jahre das „Blaue Band der Ehemänner" erobert zu haben; er wurde preisgekrönt bei der jährlichen „Chicagoer Männerschau", der Ausstellung, in der die Mustereheemänner zu Ehren kommen und die verdiente Anerkennung ehelicher Tugenden öffentlich zuerkannt erhalten. Die Tugenden, die Herrn Vannostran den Preis eingetragen haben, werden genau aufgezählt: Er ist morgens, auch vor dem Kaffee, guter Laune, er überläßt seiner Frau die Verwaltung der Familienkasse, er erklärt seine Frau für eine bessere Kochkünstlerin als seine eigene Mutter, er ist pünktlich bei den Mahlzeiten, er opponiert nicht gegen „Aufgewärmtes", er ist ein guter Plauderer, er ist ein Kenner weiblicher Schönheit, er ist großmütig und gutmütig und schätzt sein Heim mehr als seinen Klub. Der Champion der amerikanischen guten Ehemänner ist 35 Jahre alt und bereits seit neun Jahren Mustergatte.

Der große amerikanische Prediger Theodore Parker schrieb sich am Tage seiner Hochzeit zehn Gebote in sein Tagebuch, die er als Ehemann unverbrüchlich halten wollte. Sie lauteten folgendermaßen: „1. Niemals mich dem Willen meiner Frau widersetzen, außer mit den besten Gründen. 2. Alle meine Pflichten für ihr Wohl freiwillig erfüllen. 3. Niemals schimpfen. 4. Niemals sie mit Argwohn belästigen. 5. Niemals ihr durch Beichte beschwerlich fallen. 6. Arbeiten an der Zunahme ihrer Frömmigkeit. 7. Ihre Lasten tragen. 8. Ihre Fehler übersehen. 9. Sie ehren und schätzen und sie immer verteidigen. 10. Ihrer stets in meinen Gebeten gedenken. So werden wir mit Gottes Hilfe in unserer Ehe gesegnet werden."

Herrn Harry L. Barnards Hausehre war eine von jenen lieben Frauen, die man immer nur mit dem Hut auf dem Kopfe, mit den Handschuhen in der Hand, mit dem Fuß auf der Türschwelle sieht, sie sind allezeit bereit, zu gehen, und haben natürlich keine Zeit und keine Lust, dem Manne die Hosen zu flicken und die Strümpfe auszubessern. Herr Barnard war aber ein geruhsamer Ehemann, der sich seufzend in das Unvermeidliche schickte, eines schönen Morgens, nachdem er das Kreuz geschlagen hatte, Nadel und Faden nahm und das Loch in seinen Hosen selbst zu flicken begann. Um besser sehen zu können, hatte der arme Mann seine improvisierte Schneiderwerkstatt auf die Veranda des Hauses verlegt, so daß die Vorübergehenden ihn

sehen und, wenn es Frauen waren, ihn wegen seiner häuslichen Tugenden preisen, wenn es aber Individuen seines eigenen Geschlechts waren, ihn auslachen und verspotten konnten. Durch diese Szene fühlte sich aber die Ehefrau, dieselbe Frau, die selbst keine Nadel in die Finger nehmen wollte, aufs tiefste beleidigt. Sie eilte zum Richter, erklärte, daß ihre Eigenliebe einen solchen öffentlichen Schimpf nicht ertragen könne, und verlangte die Scheidung der Ehe, kurzerhand die Scheidung. Und der Herr Richter, der weise und gerechte Richter, tat ihr den Willen: er tat kund und zu wissen, daß eine solche Ehe nicht länger bestehen könne, da keine Frau verpflichtet sei, sich von ihrem Manne blamieren zu lassen — das sei wider alle Menschenrechte.

Das hastige Erwerbsleben in Amerika und die gewaltigen Anhäufungen von Riesenvermögen sind für das Familienleben in der neuen Welt eine schwere Gefahr: in keinem Lande tritt die Entfremdung zwischen Eheleuten so häufig und oft in so grotesken Formen auf wie in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Das zeigt ein seltsamer Scheidungsprozeß, der gegenwärtig die Gerichte der kleinen Stadt Evansville in Indiana beschäftigt. Der Mann, ein mehrfacher Millionär, hat die Scheidungsklage eingereicht, weil er entdeckte, daß seine Frau seit drei Jahren die Gewohnheit eingeführt hatte, ihren Lieblingshund in der Schüssel zu baden, in der das Geschirr und die Teller gewaschen wurden. Das Ergebnis war, daß der beklagenswerte Ehemann bei der Mahlzeit überall Hundehaare fand, auf den Tellern, an den Gabeln und selbstverständlich in den Gerichten. Monatelang grübelte er über dieses Rätsel nach, bis er schließlich die Ursache entdeckte. Er beschwerte sich bei seiner besseren Hälfte, aber als echte Amerikanerin war diese über den Mangel an Zartgefühl und Ritterlichkeit bei ihrem Manne empört, rümpfte die Nase und setzte den Vorstellungen ihres Lebensgefährten eine aufreizende schweigende Verachtung entgegen. Als der Gatte schließlich an einem Stück Beefsteak wieder ein langes Hundehaar fand, kam es zu einer Szene. Das unschuldige Hündchen starrte wie verwundert auf das wenig friedliche Ehepaar, und als die Frau mit einer verächtlichen Bemerkung das Zimmer verließ, trabte es stolz und wahrscheinlich ebenso entrüstet hinter seiner Badefrau drein. Vor Gericht meinte die Mustergattin, entschuldigend, daß zwischen einem Hund und einem Ehemann doch eigentlich kein Unterschied bestehe, was, wie der Berichterstatter der „Stampa“ hinzufügt, in diesem Falle ja vielleicht

311. Das Bad der Poppäa. Zeichnung von J. Kuhn-Régnier

zutreffen mag mit dem einzigen Unterschiede, daß Ehemänner sich nicht in der Geschirrschüssel zu waschen pflegen. . . .

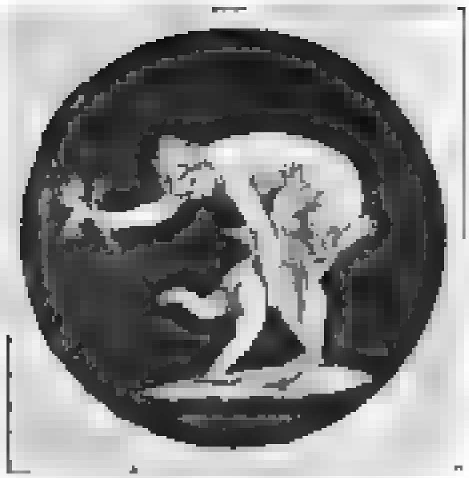
Ein charakteristisches Beispiel dafür, wohin die ritterliche Frauenverehrung der Amerikaner die Damen der reichen amerikanischen Gesellschaftskreise führt, spielte sich am Dienstag in New-Orleans auf der Reitpromenade ab. Frau Jessie Stroud, eine junge, sehr hübsche und kokette Frau, flirtete seit Wochen mit einem Herrn Edward Breler. Der Gatte der flatterhaften jungen Dame machte seiner Frau mehrfach Vorhaltungen, als er aber nur auf Trotz und Verachtung stieß, und am Dienstag morgen auf der Reitpromenade seine Frau wiederum in Begleitung ihres Verehrers sah, eilte er auf das Pärchen zu, zog nach kurzem Wortwechsel den Don Juan aus dem Sattel und verabfolgte ihm mit seiner eigenen Reitpeitsche eine gehörige Tracht Prügel. Mit diesem resoluten Vorgehen ihres beleidigten Ehemannes war die Frau Gemahlin jedoch begreiflicherweise wenig einverstanden. Daher zog sie einen Revolver und schoß ihrem Mann eine Kugel in die Seite. Als Herr Stroud trotzdem nicht aufhörte, den Galan seiner Gemahlin zu züchtigen, feuerte sie einen zweiten Schuß ab, der den Schenkelknochen ihres Mannes zerschmetterte. Aber Frau Stroud, die offenbar eine sehr sensible Dame ist, hatte sich bei diesem Schießen etwas aufgeregt, sie stürzte also auf ihren Mann zu und schoß ihm eine dritte Kugel ins Gehirn. Der Ermordete war der Vizepräsident der Alvina Ölgesellschaft und einer der angesehensten Geschäftsleute von New-Orleans. Als man seine temperamentvolle Witwe verhaftete, erklärte sie nur gelassen: „Herr Breler und ich werden uns heiraten, sobald ich freigekommen bin."

312. Auf der Rettungsleiter. Karikatur von [illegible]. 19[illegible]

* * *

Nachdem in den früheren Abschnitten das Thema von allen Seiten her theoretisch untersucht worden war, habe ich dies Kapitel vom „herrischen Weibe" notgedrungen mit reichlichem literarischen Beweismaterial anfüllen müssen. Dennoch geben die Belege nur typische Proben für die einzelnen Erscheinungsgruppen. Es sind Schlaglichter, die das Gepräge im großen und ganzen erhellen, die Spezies zeigen, ohne bis zur Individualität herabzusteigen. Diese bleibt den Dichtern vorbehalten. Sie können einer einzigen Psyche ein ganzes Werk widmen und sie können, wenn sie Künstler sind, in der einen Psyche wiederum die Spezies spiegeln.

Ich beschließe damit den ersten Band, der sich rein psychologisch aufbaute, und gebe im zweiten eine Darstellung vorgeschichtlicher, geschichtlicher, kultureller, künstlerischer und juristischer Faktoren, die freilich durch eben dieselbe Psychologie untereinander verbunden sind.



313. „Cul" de lampe

Um 1800

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
105 708 840

Digitized by Google